This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

V 96.e.21f

Digitized by Google

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Achter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere

der

Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Achter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1880.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort des Herausgebers.

Der vorliegende achte Theil unsers „Neuen Plutarch“ bringt zunächst ein Charakterbild aus dem Reformationszeitalter, das Bild des tapfern Reichsritters Franz von Sickingen von Hans Prutz. Obschon die Gestalt desselben durch die eingehende geschichtliche Forschung, auf welcher diese Biographie beruht, ihres idealen Nimbus in mancher Hinsicht entkleidet wird, so tritt desto durchsichtiger der Zusammenhang des interessanten Charakters mit den realen Verhältnissen jener Epoche hervor.

Die Biographie Nelson's von Friedrich Althaus gibt ein mit liebevoller Detailmalerei ausgeführtes Bild des großen Seehelden, dessen Leben nicht nur reich an weltgeschichtlichen Thaten, sondern auch an romanhaften Abenteuern ist. Durch zahlreiche anekdotische Züge wird uns der gefeierte Admiral menschlich näher gerückt, während das Bild der großen Seeschlachten, die er geschlagen hat, mit lebendigen Farben ausgeführt ist.

Dem Bereiche der Cultur- und Kunstgeschichte gehört die dritte Biographie dieses Bandes an: Wolfgang Amadeus Mozart von August Reißmann. So zahlreiche und umfassende Werke über das Leben des großen Componisten

Digitized by Google

erschienen sind, so zweifeln wir doch nicht, daß man mit Interesse diese in engen Rahmen gefügte Darstellung seiner Schicksale, seines Entwickelungsganges und seiner Bedeutung für die deutsche Musik lesen wird.

Möge sich dieser Band bei der Lesewelt derselben Theilnahme erfreuen wie seine Vorgänger.

Leipzig, im August 1880.

Rudolf von Gottschall.

Digitized by Google

Inhalt des achten Theils.

Seite

Vorwort des Herausgebers V

Franz von Sickingen. Von Hans Prutz 1
Admiral Nelson. Von Friedrich Althaus 137
Wolfgang Amadeus Mozart. Von August Reißmann . . 289

Digitized by Google

Digitized by Google

Franz von Sickingen.

Von

Hans Prutz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenn die Geschichte überhaupt aufgefaßt werden kann und aufgefaßt worden ist als ein fortwährender, nur nach dem Maße der aufgewendeten Kraft verschiedener Kampf zwischen fortschreitenden und zurückhaltenden, zwischen zerstörenden und erhaltenden Elementen, so würde man dem entsprechend auch zwei Arten geschichtlichen Heldenthums, zwei Arten historischer Größe zu unterscheiden berechtigt sein, je nachdem es die eine oder die andere der beiden einander dauernd bekämpfenden Tendenzen ist, in deren Dienst eine geschichtlich bedeutende Person in das Licht der Oeffentlichkeit tritt, zu deren Principien und Zielen dieselbe sich bekennt, in deren Verfechtung sie siegt oder untergeht.

So wenig der Erfolg geeignet ist, den Maßstab abzugeben für die Feststellung historischen Verdienstes und für die Zuerkennung des Anrechts auf historische Größe, so ist es doch nur allzu tief in der menschlichen Natur begründet und daher etwas so ganz Gewöhnliches, daß die große Menge, in diesem Punkte alle Zeit sich selbst getreu und durch keine üble Erfahrung auf die Dauer zu belehren, nach wie vor immer wieder doch den Erfolg zu ihrem Gott macht und nicht ansteht, allein nach seinem Spruch die Kränze historischen Ruhmes zu vertheilen. Das ist heute noch genau so wie vor Jahrhunderten und vor Jahrtausenden. Unsteten und leichtbeweglichen Sinnes, von den Eindrücken des Augenblicks beherrscht und bestimmt durch ihre mit der Gewalt des Instincts auftretenden Wünsche, heftet sich die große Menge der Mitlebenden mit ihrer Theilnahme, ihrem Beifall, ihrer jubelnden Beihülfe allezeit zuerst und am festesten

Digitized by Google

an denjenigen, der Wünschen und Hoffnungen, die sie, vielleicht noch halb unbewußt, in ihrem Innern sich regen fühlte, zuerst einen bestimmten Ausdruck zu geben, die Durchsetzung und Verwirklichung derselben zu fördern versteht. Das lehrt zur Genüge die Art, wie ein Octavian, ein Napoleon I. und Napoleon III. auf die Höhe gelangt sind, die erreicht zu haben von manchen allein schon als ein vollwichtiger Beweis wahrer historischer Größe angesehen wird.

Wie viel ungünstiger dagegen ist ihren Zeitgenossen gegenüber und infolge dessen natürlich auch gegenüber der Nachwelt stets die Stellung derjenigen gewesen, welche in dem historischen Entwickelungskampfe ihrer Zeit Kraft und Talent in den Dienst stellten der einem neuernden Fortschreiten entgegenarbeitenden Principien, welche also die neuen, noch unbewährten und in ihrem Werthe oft höchst fraglichen Einrichtungen zurückzuführen bemüht sind zu ältern, vielleicht mit Unrecht zu früh verlassenen, noch lebensfähigen Zuständen und Formen, welche andern bereits abgethan und der Vergangenheit verfallen schienen. Wie selten wird, wer für die Erhaltung des Bestehenden, wie viel seltener noch, wer für die Herstellung des einst Bestandenen eintritt — und mag er über das reichste Talent verfügen, mag er mit heldenmüthiger Aufopferung seiner Sache gedient haben, wirklich gerecht gewürdigt, mit dem ihm gebührenden Maßstabe gemessen und desjenigen historischen Nachruhms theilhaftig werden, der ihm nach seinem Wollen und Vermögen, trotz des ausgebliebenen Erfolges, eigentlich zukam.

Jeder Tag einer politisch mächtiger bewegten Zeit gibt uns dafür eine Menge Belege an die Hand. Immer wieder können wir da die Beobachtung machen, wie der Sinn vorwärts drängt nach dem Neuen, mag es auch unbewährt, ja fast unbekannt sein, wie wenig Werth man gegenüber den von ihm gebotenen vermeintlichen Aussichten dem Alten, Bekannten und Bewährten beizumessen pflegt. Und wenn vielleicht auch thatsächlich in der Mehrzahl solcher Fälle die Zukunft schließlich wirklich dem Neuen gehört und dessen Vorkämpfern die Palme des Sieges und der Kranz des Nachruhms winkt, so sollte man

Digitized by Google

doch nicht allein von dem mangelnden Erfolge aus gleich aburtheilen wollen über Werth und Bedeutung derjenigen Männer, welche sich dem unruhigen Drängen nach vorwärts entgegenstemmten und für das gute Recht des Alten einzutreten wagten. Wie oft haben recht kleine und untergeordnete Geister, von dem Erfolge begünstigt, sich unverdienterweise in dem strahlenden Glanze historischer Größe sonnen dürfen, wie oft sind dagegen die mit den herrlichsten Gaben ausgerüsteten Vertheidiger des Bestehenden ungeehrt und ruhmlos hinabgegangen und entbehren, weil der Erfolg gegen sie entschieden hat, auch bei der Nachwelt derjenigen Würdigung, auf die sie nach Inhalt und Ziel ihres Strebens ein entschiedenes Recht besitzen. Wird Demosthenes, wird Brutus, wird ein Manfred dadurch kleiner, daß sie für eine Sache kämpften, welche dem Gesetze der historischen Entwickelung zufolge allerdings eine verlorene war, die nur sie noch nicht für eine verlorene halten mochten? Nur allzu oft wird obenein noch solchen Männern, gegen welche der Erfolg entschieden hat, was ein Fehler des Urtheils war, als ein Fehler des Charakters, was ein Irrthum in der Wahl der Mittel war, als eine Verirrung des Willens ausgelegt und für die Niederlage, welche die Sache erlitten hat, die Person verantwortlich gemacht.

Je tiefer und gewaltiger eine Zeit innerlich bewegt ist, je feindlicher die in ihr um die Herrschaft ringenden Richtungen einander gegenüberstehen, je größere Kräfte eine jede von ihnen zur Verfechtung ihres Anspruchs in das Feld zu führen im Stande ist: um so weiter werden dann die Urtheile über Recht und Unrecht auseinandergehen, um so zweifelhafter wird in mancher Hinsicht der Erfolg erscheinen, um so mehr wird, wenn die Entscheidung erfolgt ist, die moralische und historische Berechtigung derselben von dem unterliegenden Theile bestritten und auf äußerliche Umstände zurückgeführt werden, um so mehr wird neben dem Sieger auch der Unterlegene einen Anspruch zu haben glauben auf historische Größe und historischen Nachruhm.

So kann es kommen, daß eine und dieselbe Persönlichkeit

Digitized by Google

uns einmal dargestellt wird als ein des höchsten Ruhmes würdiger Heros, dessen große Entwürfe scheitern zu sehen die Menschheit als eine schwere Schädigung ihrer fortschreitenden Entwickelung zu beklagen allen Grund haben soll, und dann gleich danach wieder als ein großer Verbrecher, der in frevlem Muthe, durch die Fülle der unrechtmäßig erworbenen Machtmittel berauscht, die heiligsten Interessen der Gesammtheit schnöde dem eigenen Vortheil aufzuopfern kein Bedenken trug, dessen Erliegen und Untergang daher als ein Triumph des Rechtes und des Guten gefeiert zu werden verdient. Haben nicht ein Sulla und ein Cäsar bei Mit- und Nachwelt solches erfahren? Ist nicht mehr oder minder überhaupt jede bedeutende historische Größe dem gleichen Schicksal ausgesetzt?

Ganz besonders aber sind das und werden das ohne Frage die Männer sein, welche, an die Grenzscheide zweier Zeitalter gestellt, zwischen ein überlebtes und daher in sich zusammenstürzendes und ein erst heraufdämmerndes und unter schweren Kämpfen emporstrebendes, mit Hülfe dessen, was das eine ihnen gewährte, das andere nach ihrem subjectiven Belieben zu gestalten und sich unterthänig zu machen versuchen und den Gang der Weltgeschichte nach ihrem Sinne zu lenken oder wol gar zu ihrem Vortheile aufzuhalten sich unterfangen. Selbst wenn sie nicht aus eigennützigen Absichten oder doch nicht blos aus solchen handeln, werden sie sicher sein können, von beiden Seiten verurtheilt zu werden: von den einen gebrandmarkt als Revolutionäre, werden sie von den andern als engherzige Widersacher fortschreitender Entwickelung an den Pranger gestellt.

Und was Schiller in dem Prolog zu „Wallenstein's Lager" von dem gewaltigen Herzog von Friedland sagt, dem classischen Typus geradezu für diese ganze Gattung, das gilt, meist nur wenig geändert, von ihnen allen ohne Ausnahme:

Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
— — — — — — —

Digitized by Google

Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Und Zug für Zug können wir des Dichters Worte nun auch auf den Mann anwenden, welcher, wie der Friedländer, als gewaltiger Repräsentant einer kühnen und kraftvollen, aber mit seinem tragischen Ausgang endgültig überwundenen Richtung im Eingang des Reformationszeitalters steht, die Grenze seines Zeitalters scharf markirend, der, Wallenstein in mehr als einer Hinsicht fast überraschend ähnlich, am Beginn der durch das Auftreten des wittenberger Mönchs veranlaßten Umwälzung grell beleuchtet hervortritt und nicht minder scharf die unter gewaltigen Erschütterungen heraufsteigende neue Zeit abgrenzt gegen die ältere, in der er selbst mit seinem Streben eigentlich wurzelt, und deren letzter, groß und kraftvoll angelegter Repräsentant eben mit ihm zu Grunde geht. Was im Anfang des vierten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts Wallenstein war, das war, so kann man sagen, mehr als hundert Jahre zuvor Franz von Sickingen gewesen.

Ueberraschend consequent läßt sich die Parallele zwischen beiden durchführen. In Wallenstein so gut wie in Franz von Sickingen sticht der abenteuerliche Zug wüsten Condottierenthums besonders scharf hervor; hoch aber erheben sich beide über die Gesammtheit ihrer Genossen durch den großen Stil, in dem sie eben dieses Condottierenthum zu einer Achtung gebietenden Macht zu entwickeln und zu einem vollgültigen Factor in der deutschen, ja — so kann man beinahe sagen — in der europäischen Politik zu machen wissen. Und der eine wie der andere verdankt die Mittel, welche ihn und seine Söldnerscharen zu leitenden Mächten in der Entwickelung des Reiches machen, einer in jenen Zeiten noch sehr seltenen wohldurchdachten und haushälterischen Finanzwirthschaft, vermöge deren ihre Güter ihnen

Digitized by Google

Summen trugen, wie Kaiser und Reich sie aufzubringen außer Stande waren. Die Waffenerfolge aber, durch welche sie immer neue Genossen an ihre sieggewohnten Fahnen fesselten, und die in den Augen der Nation ihre Größe vornehmlich begründeten, verdankt der eine wie der andere dem organisatorischen Talent, mit dem er die bewährten Einrichtungen der ältern Kriegskunst mit den eben aufkommenden Neuerungen des in einer radicalen Umwandlung begriffenen Militärwesens geschickt zu einem originellen und höchst wirksamen Ganzen zu vereinigen wußte. Aber für Wallenstein so gut wie früher für Sickingen wird die auf diese Weise gewonnene militärische Bedeutung der Ausgangspunkt zu Entwürfen, welche je länger je mehr über die Grenzen des Erlaubten, ja schließlich über die des Erreichbaren und Möglichen hinauswachsen, deren Gelingen die in Entwickelung begriffene Umgestaltung des Deutschen Reichs in ganz neue Bahnen gelenkt und ihren Urheber auf die Höhe der Macht erhoben haben würde. Und das war der Punkt, in dem sich beide mit den gegebenen Verhältnissen in einen unlösbaren Widerspruch setzten, ihre Vergangenheit verleugneten und zugleich auch den eben entstehenden Bildungen einer neuen Zeit frevelhaft Gewalt anthun wollten, von dem aus daher die Katastrophe, welche über sie hereinbricht, in der beide mit ihren Entwürfen zugleich den Untergang finden, politisch und moralisch völlig erklärlich wird, ja sich eigentlich als nothwendig darstellt. In einer Hinsicht aber steht Wallenstein doch bei aller sonstigen Uebereinstimmung ganz anders da als Sickingen: mag der Herzog von Friedland bei den gewaltigen Entwürfen, die seine Seele erfüllten, auch für sich selbst einen glänzenden äußern Gewinn im Auge gehabt haben, so war ihm der erstrebte Machterwerb doch nur ein Mittel zur Erreichung weiter hinausliegender Ziele: nicht aus persönlichem Ehrgeiz, sondern aus der Erkenntniß einer politischen Nothwendigkeit unternahm er die gewaltsame Umgestaltung des Deutschen Reiches, die eine unendlich folgenreiche Umgestaltung der gesammten europäischen Politik zur unausbleiblichen Folge gehabt haben würde. Der große, kühne, weitblickende staatsmännische Geist, der dem 17. Jahr-

Digitized by Google

hundert überhaupt seine Signatur aufgedrückt hat, derselbe Geist, der in einem Richelieu und Cromwell, in einem Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Ludwig XIV. lebte, wirkte und waltete in dem Herzog von Friedland. In Franz von Sickingen dagegen offenbart sich noch einmal in voller Naturwüchsigkeit jener undisciplinirte und willkürlich ausschweifende Geist voll gewaltthätiger Selbstsucht und rücksichtslosen Eigennutzes, jene Unempfänglichkeit für den Staatsgedanken und jenes trotzige Einsetzen des eigenen Beliebens auch der berechtigtsten Autorität gegenüber, welcher, wie das sinkende Mittelalter überhaupt, so namentlich die ritterliche Gesellschaft in demselben in so hervorstechender Weise charakterisirt.

Wenig zutreffend hat man ehemals wol Kaiser Maximilian I. wegen seiner bekannten Vorliebe für das ritterliche Spiel des Turniers und wol auch wegen des romantischen Zugs, der ihm eigen ist, als den „letzten Ritter" bezeichnet; für Franz von Sickingen möchten wir diesen Beinamen in Anspruch nehmen, bei dem er nicht einen einzelnen Zug seines Wesens, sondern dieses selbst in seiner Totalität zum Ausdruck bringt und auch gleich seine militärische und politische Bedeutung in das richtige Licht setzt. Er war der echte letzte Ritter: denn in einer Zeit, wo die ganze Nation von einer machtvollen Gärung ergriffen war, die ungenügenden Formen ihrer bisherigen Existenz, der kirchlichen nicht allein, sondern auch der politischen und der socialen, zersprengte und sich von Grund aus neu zu organisiren gedachte, hat Franz von Sickingen mit bewundernswerther Kraft und Energie und, wenigstens im Anfang, auch mit einem Glück verheißenden Erfolge den Versuch gemacht, den seiner ehemaligen Bedeutung schon lange beraubten ritterlichen deutschen Adel, von dessen wirthschaftlicher Regenerationsfähigkeit vor allem seine eigene Stellung ein überraschendes Beispiel gab, wieder zu dem zu erheben, was er ehemals gewesen war, zu dem Träger der militärischen Vollkraft des Reiches und damit zu dem im politischen Leben zuerst und vornehmlich tonangebenden Factor. Daß er in diesem Sinne für das Alte eintrat, der zum guten Theil schon dahingesunkenen

Digitized by Google

Vergangenheit ihr Recht in der Gegenwart und einen Platz auch in der Zukunft erkämpfen wollte, darin liegt die Bedeutung, darin die historische Größe Franz von Sickingen's. Daß er in diesem Streben selbst zu Fall kam und in seine Katastrophe alle diejenigen, deren Sache er hatte vertreten und zu neuer Herrlichkeit führen wollen, mit hineinriß, war nicht blos der nothwendige Ausgang des für eine längst unrettbar verlorene Sache unternommenen Kampfes, sondern zugleich die Folge davon und die Buße dafür, daß der „letzte Ritter" schließlich doch seine eigenen Interessen, seinen rein persönlichen Vortheil über die Interessen und den Vortheil der Gemeinschaft gesetzt hatte, für die er zu kämpfen vorgab, und daß er sogar kein Bedenken trug, die große heilige Sache der in den Wehen einer Wiedergeburt ringenden Nation, für die er kein volles Verständniß und keine ganz reine Theilnahme besaß, doch insofern unwürdig auszubeuten, als er sie zum Deckmantel für die Förderung rein persönlicher Absichten machte. Wie so oft, so liegen auch hier Verdienst und Schuld hart beieinander, und eben das, was ihn zum gefeierten Helden einer nur des geeigneten Führers harrenden großen nationalen Bewegung zu machen bestimmt schien, wurde unmittelbar der Anlaß zu seinem Untergang, in den durch ein trauriges Verhängniß auch viele Nichtschuldige hineingerissen wurden und der einen guten Theil auch der berechtigtsten nationalen Hoffnungen vernichtete. Franz von Sickingen schien eben mehr, als er wirklich war, und er wollte mehr scheinen: er spielte den Beschützer einer Sache, die ihm eigentlich nur Nebensache war, jedenfalls weit hinter seinen eigenen Angelegenheiten nachstand, die er aber zu der seinen machte, um die für sie in Bewegung gesetzten gewaltigen nationalen Kräfte für seinen eigenen Vortheil arbeiten zu lassen, und dabei hätte er sich doch sagen müssen, daß die glückliche Erreichung des von ihm erstrebten Zieles die Erreichung desjenigen sofort unmöglich machte, dem die fieberhaften Anstrengungen jener Kräfte galten. Darin lag die Schuld Sickingen's, die er durch seinen tragischen Ausgang gebüßt hat, die aber doch auch wieder begreiflich ist und daher entschuldbar erscheint, wenn man die widerspruchs-

Digitized by Google

vollen Verhältnisse in Betracht zieht, aus denen Sickingen hervorgegangen war und auf Grund deren er gegenüber einer im vollsten Gange befindlichen Umwälzung auf allen Lebensgebieten seines Volks Stellung nehmen und einen maßgebenden Einfluß ausüben wollte.

Die tiefgehenden Wandlungen, welche in allen Lebensverhältnissen des deutschen Volks seit einigen Menschenaltern im Gange waren und die sich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts ihrem Abschlusse nahten, hatten namentlich die Stellung des deutschen Adels gegen früher vollkommen geändert. Wie Deutschland ja überhaupt in jener entscheidungsschwangern Uebergangszeit, wo es in Kirche, Staat und Gesellschaft, die so innig miteinander verwachsen waren, daß die fortschreitende Entartung der ersten schließlich die unheilbare Erkrankung auch der beiden andern nach sich gezogen hatte, auf neuen Grundlagen einen neuen Bau aufzuführen galt, weniger von dem Glücke begünstigt wurde als die Staaten der Pyrenäischen Halbinsel, als Frankreich und England, und infolge seiner trostlosen innern Zerfahrenheit zur Sammlung und innern Ordnung nicht gelangen konnte, so hat namentlich auch der deutsche Adel in jenem kritischen Zeitalter seine Aufgabe theils gar nicht richtig erfaßt, theils sich, wo dies doch geschehen war, zur Lösung derselben unfähig erwiesen. Es kann ja nicht geleugnet werden, daß die Traditionen des alten Reiches in den Kreisen des deutschen Adels im allgemeinen wol noch am meisten in Ehren gehalten wurden, freilich strenggenommen nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Vortheile, welche sie im Gegensatz zu der die neue Zeit beherrschenden Strömung gerade den Ritterbürtigen gewährten. Das Schlimme war nur, daß der Adel wol die privilegirte Stellung, die er entsprechend seiner ehemaligen Bedeutung für das Gemeinwesen und den im Interesse desselben von ihm übernommenen Leistungen in frühern Zeiten erworben hatte, auch jetzt nicht aufgeben wollte und nach wie vor als das Wesentliche, als das allein Maßgebende nicht blos für sich selbst, sondern für die Gesammtheit des Reiches ansah, obgleich er seinerseits längst aufgehört hatte, in dem Sinne, wie

Digitized by Google

er es ehemals gewesen, eine von den vornehmsten Säulen des Reiches zu sein, ja selbst wenn er den guten Willen dazu gehabt hätte, doch die dazu unentbehrlichen Mittel theils gar nicht, theils doch nur in ungenügendem Maße besaß. Längst waren die Zeiten dahin, wo der deutsche Adel recht eigentlich der Träger der deutschen Geschichte gewesen war, wo er die Schlachten unserer Kaiser geschlagen, im Rathe derselben das Wort geführt, aus ihrer Hand die wichtigsten Reichsämter empfangen und von seinen stattlichen Burgsitzen aus sowol das wirthschaftliche Leben der Nation geleitet, als auch auf die geistige Entwickelung derselben bestimmend eingewirkt hatte. Verschiedene Umstände hatten zu dieser Aenderung zusammengewirkt. Je mehr sich nämlich auf Kosten der ehemals dem Reichsoberhaupte zustehenden Gerechtsame die Machtbefugniß des Fürstenthums, des geistlichen so gut wie des weltlichen, steigerte, und je mehr infolge dessen die Fürsten, nach oben hin immer unabhängiger, ihre einst vom Reiche zu Lehn gehenden Territorien zu geschlossenen Herrschaftsgebieten abrundeten, über die sie als Landesherren geboten, um so schwieriger wurde es für die mitten darin liegenden Einzelbesitzungen anderer, sich in ihrer Reichsunmittelbarkeit, ihrer Unabhängigkeit zu behaupten: gleichmäßig waren demnach die Städte und der Adel mit dem Verluste ihrer reichsfreien Stellung bedroht. Der leidige feindliche Gegensatz aber, der zwischen Adel und Städten entwickelt war und dessen Ursprung weniger auf eigentlich politische Motive als vielmehr auf mächtig erstarkte wirthschaftliche Momente zurückgeführt werden muß, machte den beiden gleichmäßig gefährdeten Ständen eine dauernde Gemeinschaft und eine planmäßige Vertretung der sie verbindenden Interessen unmöglich. In thörichten Standesvorurtheilen befangen und dabei doch unvermögend, der einmal begonnenen Entwickelung Einhalt zu gebieten oder einen für ihn weniger nachtheiligen Weg anzuweisen, verfeindete der deutsche Adel sich je länger je mehr mit dem Bürgerthum der deutschen Städte, dessen nicht mehr anfechtbare Bedeutung für die Zukunft ja schon damals deutlich erkennbar zu Tage trat. Im entscheidenden Augenblick standen daher diejenigen, die natur-

Digitized by Google

gemäß als Bundesgenossen sich hätten die Hand reichen sollen, als erbitterte Feinde gegenüber und waren unfähig, angesichts der Anforderungen einer neuen, Großes verheißenden Zeit ihre alten elenden Händel zu vergessen.

Militärische Neuerungen und wirthschaftliche Wandlungen wirkten darauf in entscheidender Weise ein. Hatte ehemals die Bedeutung des deutschen Adels wesentlich darauf beruht, daß er die alle Zeit schlagfertige Wehrkraft des Reiches darstellte und daher dem Kaiser und der Nation gleich unentbehrlich war, so hatte derselbe gerade auf diesem Gebiete im Laufe des 15. Jahrhunderts eine schwere Schädigung seines Ansehens erleben müssen. Längst hatten die schwergerüsteten Reitergeschwader aufgehört, den eigentlichen Kern der Heere zu bilden: die Umgestaltung des Kriegswesens, die in Italien bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts begonnen, die während des 14. Jahrhunderts in den großen englisch-französischen Kriegen vollendet und dann seit den Hussitenkriegen auch in Deutschland zur Anerkennung gebracht worden war, hatte die Bedeutung des Fußvolks, das nun den Kern der Heere bildete, in einer Weise gesteigert, daß das Ritterthum dagegen durchaus zurücktrat und infolge dessen dann der Adel zugleich mit seiner militärischen Unentbehrlichkeit viel von seiner bisherigen politischen und gesellschaftlichen Stellung einbüßte. Nicht mehr der Lehnsverband, sondern das schnöde Geld wurde der Factor, der Heere bildete und Heere zusammenhielt, und auch dem kriegslustigen Adel blieb nun nichts anderes übrig, als dem Fürsten um Sold zu dienen, wenn der Sold vielleicht auch nur in einem Antheil an der gemachten Beute, im Ersatz für die Rüstungskosten oder dergleichen bestanden haben mag. Hatte ehemals die Macht des Adels zum guten Theile beruht in der Festigkeit seiner Burgen und Schlösser, so waren diese jetzt durch den allgemeinern Gebrauch des Schießpulvers und infolge der schnellen Entwickelung des Geschützwesens so gut wie entwerthet: wol konnte man von da aus den Handelsverkehr auf Straßen und Flüssen beunruhigen und sich auf Kosten der verachteten und doch auch so bitter gehaßten Kaufleute bereichern, aber eine Stärkung seiner

Digitized by Google

geminderten politischen Stellung war für den deutschen Adel von dieser Seite her auch nicht mehr zu hoffen.

Und zu alledem kam nun noch eine sich schnell verschärfende wirthschaftliche Krisis, welche der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Adelsfamilien nicht blos die gewohnte prunkvolle Behaglichkeit großherrlichen Lebens bald völlig entzog, sondern gelegentlich wol gar die banausische Sorge um die Beschaffung auch nur eines bescheiden bemessenen Unterhalts in unliebsamer Weise aufnöthigte. Wie mancher Edelmann, dessen Großvater noch auf dem alten, zinnengekrönten Stammschlosse inmitten einer zahlreichen Sippe und stattlicher Dienerschar bei Turnieren, Zechgelagen und Jagdzügen laut und lärmend Hof gehalten hatte, wußte jetzt nicht, woher er die Mittel nehmen sollte, um die zerbröckelnden Burgmauern auszubessern, sah die ehemals mit stattlichen Rossen gefüllten Ställe leer stehen und führte, von einigen wenigen alten Dienern umgeben, in den nicht mehr von fröhlichen Zechern durchjauchzten, öden und stillen Räumen ein freudeloses, jedes Lichts und Glanzes entbehrendes Dasein voller Unzufriedenheit und Mismuth. Und dabei mußte er nun gar noch sehen, wie die verhaßten städtischen Krämer von Jahr zu Jahr reicher wurden, wie deren ehemals so bescheidene Häuser sich dehnten und wuchsen und alles, was das Leben vornehm und behaglich machen konnte, in sich vereinigten, wie die Frauen und Töchter der Kaufleute in Sammt und Seide und kostbarem Pelzwerk einherstolzirten! Wahrlich, in einer schmerzlich empfundenen Weise wurde dem adeligen Herrn, der einstmals keinem Fürsten gewichen wäre, der große Umschwung vor Augen geführt, der sich seit einem halben Jahrhundert in allen Gebieten des deutschen Lebens vollzogen hatte und noch lange nicht an seinem Abschlusse angekommen zu sein schien. Ja, noch weitere Schädigung, noch ärgere Minderung der ehemaligen ständischen Privilegien des Adels ließen sich, so schien es, kaum noch lange abwenden. War es doch schon nichts Ungewöhnliches mehr, daß die Söhne reichsstädtischer Patriciergeschlechter mit einem gelehrten Beirathe und stattlichem Dienergefolge, in einem Aufzuge, so schmuckvoll, wie ihn ein adeliger Burgherr jener Zeit

Digitized by Google

kaum noch ausrichten konnte, über die Alpen nach dem fernen Italien zogen, nicht blos, um Land und Leute kennen zu lernen oder die väterlichen Geschäftsfreunde in Genua oder Venedig anzusprechen, sondern um in dem Kreise der Humanisten die höhere Bildung jener Zeit sich zu eigen zu machen oder wol gar, um in Padua oder Bologna dem Studium des Rechts obzuliegen und mit akademischen Graden geschmückt dann daheim als Rathsherren und Bürgermeister eine angesehene und einflußreiche Stellung einzunehmen oder als rechtskundige Beamte an den Höfen der Fürsten zu hoher Ehre und weitreichender Geltung emporzusteigen.

Was blieb so durchaus geänderten Verhältnissen gegenüber dem deutschen Edelmann, der ehemals seinen höchsten Stolz darein gesetzt hatte, niemand außer dem Kaiser selbst als Herrn über sich zu haben, nun wol für ein Ausweg, als daß er dem Beispiel, welches ihm die Mehrzahl seiner landsässigen Standesgenossen längst gegeben hatte, einfach folgte, in den Dienst des immer rascher steigenden und über immer größere Mittel verfügenden Fürstenthums trat und an den Höfen der geistlichen und weltlichen Fürsten Gewinn und Ehre suchte? So begann denn das massenhafte Einströmen des ehemals zum Dienst so unlustigen, auf seine Selbstherrlichkeit so stolzen deutschen Adels in die neuentstandenen und mit der fortschreitenden Ausbildung des Territorialfürstenthums sich schnell vermehrenden amtlichen Stellungen der verschiedensten Art an den Höfen der geistlichen und weltlichen Fürsten; massenhaft drängten sich die jüngern Söhne adeliger Familien in den geistlichen Stand, um durch Erlangung einer fetten Pfründe dem leidigen Mangel an Hausvermögen abzuhelfen, oder wol gar in der Hoffnung, bei einigermaßen günstigem Glücke noch höher zu steigen und dereinst als Bischof oder Erzbischof in den Kreis der deutschen Fürsten selbst erhoben zu werden.

Den finanziellen Schwierigkeiten, welche sich aus den veränderten wirthschaftlichen Verhältnissen ergeben hatten und denen ein großer Theil des deutschen Adels allmählich erliegen zu müssen schien, wurde auf diesem Wege allerdings einiger-

Digitized by Google

maßen abgeholfen; andererseits aber konnte man sich doch auch darüber nicht täuschen, daß der Adel durch das Einlenken in diesen Weg sich thatsächlich desjenigen entäußerte, was bis dahin eigentlich sein Wesen ausgemacht und worin, so kümmerlich in vielen Fällen seine äußere Lage war, doch noch immer nach wie vor seine Bedeutung und, so darf man beinahe sagen, seine Unentbehrlichkeit für das gesammte Reich zu suchen war. Denn indem ein großer Theil des deutschen Adels sich um äußerer Vortheile willen in Dienstabhängigkeit vom Fürstenthum begab und dessen Sache, die er bisher bekämpfte, zu der seinigen machte, indem er sich bequemte, ein Hof- und Beamtenadel zu werden, verzichtete er thatsächlich auf das von dem Adel bisher beanspruchte und ihm auch noch von keiner Seite her ernstlich streitig gemachte Recht, einen eigenen Stand, einen besondern, selbständig in Wirksamkeit tretenden, bei jeder allgemeinen Angelegenheit mit in Rechnung zu ziehenden politischen Factor im Reiche zu bilden: eine fast als Selbstaufgabe zu bezeichnende Wendung, von der zunächst die Fürsten, dann aber die Städte großen Gewinn hatten.

Zunächst nämlich schwächte die mit dieser Wandlung eingetretene Spaltung des deutschen Adels natürlich die Kraft desjenigen Theils desselben, der in der alten Stellung zu verharren entschlossen war, und es wurde demselben nun vollends erschwert, sich gegenüber den von allen Seiten wider ihn andringenden feindlichen Mächten in dem Besitz der bisher bewahrten Gerechtsame zu behaupten. Obenein aber stellte sich nun der dem Fürstendienste fern gebliebene Theil des deutschen Adels in echt deutschem Eigensinn und thörichter Verblendung gerade derjenigen Seite feindlich gegenüber, an die sich auf das engste anzuschließen die allein richtige Politik gewesen wäre, da nur deren Erstarkung einen Rückhalt gegen die Gefahr gewähren konnte, die von der steigenden Macht des Territorialfürstenthums drohte. Es liegt doch auf der Hand, daß der deutsche Adel, um seine Reichsunmittelbarkeit zu bewahren und sich in der bisherigen Stellung als ein politischer Stand des Reiches zu behaupten, alles und jedes hätte thun müssen, um das wankende Reich vor

Digitized by Google

dem Zusammensturze zu bewahren und innerlich zu kräftigen und wieder lebensfähig zu machen. Aus eigener Kraft dem mächtig erstarkten Territorialfürstenthum den Weg zu weitern Erfolgen zu verlegen, war der Adel schon lange nicht mehr im Stande: nur eine straffere Zusammenfassung der auseinanderbröckelnden Reichstheile, eine erneuete thatsächliche Geltendmachung der Rechte, welche dem Reiche und seinem Oberhaupte theoretisch ja noch zustanden und die auch niemals bestritten worden waren, mit einem Worte, die möglichste Stärkung der Centralgewalt: das war das einzige, was dem noch reichsfrei gebliebenen Theile des deutschen Adels die Behauptung dieser Stellung auch für die Zukunft garantiren konnte. Jeder Versuch aber zu einer solchen Stärkung, der mislang, jede weitere Schwächung der Centralgewalt steigerte gleich wieder die Macht des Territorialfürstenthums und brachte dasselbe seinem Ziele, der gänzlichen Beseitigung des reichsfreien Adels, um einen Schritt näher. So einfach, so unwiderleglich diese Erwägung war, so wenig hat der deutsche Adel sie angestellt, so unzugänglich hat er sich den Consequenzen gegenüber gezeigt, die sich für sein politisches Verhalten daraus ergaben. Die Zuchtlosigkeit, die seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts dem gesammten öffentlichen Leben in Deutschland ihren häßlichen Stempel aufgedrückt hat, hatte den Begriff der politischen Freiheit allmählich sich völlig vermischen und zusammenfließen lassen mit dem der persönlichen Willkür und Ungebundenheit: keiner Autorität sich zu beugen, jedes Gesetz zu verlachen, rücksichtslos das Recht des Stärkern zur Anerkennung zu bringen, das war es, was nach den Vorstellungen des deutschen Edelmanns jener Zeit Inhalt und Wesen der Freiheit ausmachte, die ihm durch seine Reichsunmittelbarkeit als unantastbares Gut gewährleistet sein sollte. Nur diese verhängnißvolle Verblendung macht es begreiflich, wie zu Ausgang des 15. Jahrhunderts, als die mit der Kirchenbesserung zugleich als nothwendig erkannte Reform des Reiches und seiner Verfassung nach so vielen vergeblichen Anläufen endlich mit größerm Eifer und mehr Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen wurde und wirklich eine ganze Reihe von Hoff-

Digitized by Google

nung erweckenden Erfolgen sich nachweisen ließ, die unbeugsamsten und leidenschaftlichsten Gegner der beabsichtigten Verbesserungen in den Reihen der Reichsritterschaft zu finden waren, während doch in deren Interesse vielmehr eine kraftvolle Förderung der Reformbewegung gelegen hätte. Durch die Verkündigung des allgemeinen Landfriedens aber sahen die Herren sich in der Uebung des altgewohnten Fehderechts bedroht, welche bei der finanziellen Verkommenheit des deutschen Adels für einen nicht unbeträchtlichen Theil desselben geradezu als eine ertragreiche Finanzquelle unentbehrlich erschien und eher noch weiter freigegeben als eingeschränkt und erschwert werden sollte. Ganz besonders heftig aber empörte sich der ritterliche Stolz bei dem Gedanken, daß auch der freie Rittersmann dem Reiche, dem er einst nur mit Schild und Schwert den schuldigen Dienst geleistet hatte, einen Zins an Geld zahlen sollte, wie es das Krämer- und Handwerkerpack in den Städten und der Bauer und Hörige auf dem Lande gethan hatte: geradezu als ein frevelhaftes Attentat an der alten, urdeutschen Ritterherrlichkeit wurde daher die Einführung des „gemeinen Pfennigs" verschrien, dem, wie alle Stände des Reiches, so auch der Ritter unterworfen sein sollte. Und nun stand gar noch die Einsetzung des Reichskammergerichts in Aussicht, wo vermuthlich noch dazu bürgerliche Doctoren der Rechte fungiren und im Namen von Kaiser und Reich über den ritterlichen Friedensbrecher und Wegelagerer strenges Recht zu sprechen sich unterfangen würden, und ließ die geplante Durchführung der Kreistheilung und Kreisverfassung ernstlich die Befürchtung aufsteigen, daß man, wenn das so weiter ginge, am Ende doch wol noch Mittel und Wege finden würde, den trotzigen Nacken der widerspenstigen Reichsritterschaft unter die neue Ordnung der Dinge zu beugen. Einmüthig und in der herausforderndsten Weise, als ob es gelte, durch verdoppelte Gesetzlosigkeit die Unmöglichkeit aller dieser Reformen schlagend zu erweisen und ihre Urheber und Gönner zu entmuthigen und zum Fallenlassen ihrer Entwürfe einzuschüchtern, lärmte und drohte, rebellirte und plünderte, protestirte und declarirte die Reichsritterschaft, die doch allein auf dem damals von der Reform-

Digitized by Google

partei betretenen Wege ihre vielgepriesene Freiheit gegen die anwachsende Macht des Territorialfürstenthums geschützt zu sehen hoffen durfte. Unter solchen Umständen konnte es denn freilich nicht wundernehmen, wenn der ewige Landfriede vom Jahre 1495 eigentlich völlig wirkungslos blieb, ja das Fehdewesen und die ritterliche Räuberei nach seiner Verkündigung eher noch schlimmer wurden, als sie zuvor gewesen waren: mit erneueter Wuth fielen die Reichsritter über die verhaßten Städte her, denen auf jede Weise auf Kosten des Adels Vorschub zu leisten das vornehmste Ziel dieser Reichsreformen zu sein schien, während doch ein großer Theil der Ritterschaft, sobald ihm die Fehde gegen die Städte und die Plünderung ihrer Waarenzüge unmöglich gemacht wurde, nicht wußte, wie er ferner seinen Lebensunterhalt gewinnen sollte, falls er sich nicht entschließen konnte, als Söldner fremde Dienste zu nehmen oder dem Beispiele seiner Genossen zu folgen und im Hofdienste der nicht minder verhaßten Fürsten sein Glück zu versuchen.

Das ist der Boden, aus dem auch Franz von Sickingen hervorgewachsen ist, das die Verhältnisse, welche auf die Laufbahn des merkwürdigen Mannes in ihren Anfängen bestimmend eingewirkt haben. Nimmer aber wäre Franz von Sickingen, der vor seinesgleichen zunächst nur reichere Mittel voraus hatte, zu der schwindelnden Höhe aufgestiegen, von welcher er später durch eigenes Verschulden in zerschmetterndem Sturze herabfiel, wenn er nicht weiterhin durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände für einen kurzen Zeitraum gewissermaßen in den Brennpunkt gestellt worden wäre der gewaltigen Krisis, zu welcher nach einem schnellen, vielverheißenden Vorwärtsschreiten die Kirchenreformation infolge der von ihr unzertrennlichen politischen und socialen Consequenzen sich überraschend zugespitzt hatte. Die Kräfte, welche durch sie entfesselt waren, deren mäßigende Führung zu übernehmen aber die in erster Linie dazu Berufenen zu ihrem und der guten Sache Unheil abgelehnt hatten, gedachte Sickingen, rasch entschlossen, für sich nutzbar zu machen, indem er sich ihrer zur Förderung seiner besondern, aus einem ehrgeizig aufstrebenden Sinne heraus ins Auge gefaßten Ziele be-

Digitized by Google

diente: ohne eigentliches Verständniß für die gewaltige Entscheidung, die es zu treffen galt, nach wie vor befangen in den engherzigen Vorurtheilen und beherrscht von der rücksichtslosen Selbstsucht seines Standes, glaubte Sickingen alles Ernstes die seit Luther's Auftreten in raschem Fortschreiten entfesselten riesigen Kräfte, mit denen das deutsche Volk berufen schien und, wenn nur der geeignete Führer sich fand, auch wol fähig war, die höchsten Aufgaben im Gebiete seines neuzugestaltenden kirchlichen, politischen und socialen Lebens zu lösen, für sich und seine persönlichen Zwecke aufrufen zu können. Den Rechtstitel dazu fand er in seinem weithin mit Achtung, nicht selten mit Furcht genannten Namen, den er freilich in zweideutiger Weise, durch Abfall vom Reich und Rebellion gegen den Kaiser gewonnen hatte. In dem allgemeinen Zusammensturz, der alsdann über das Reich hereinbrechen mußte, hoffte er für sich selbst an Land und Leuten, an Macht und fürstlicher Herrlichkeit möglichst viel zu erraffen. Franz von Sickingen unterscheidet sich eigentlich nur durch den größern Maßstab seines rechtlosen Thuns und Treibens von seinen minder bedeutenden Genossen, welche, dem Fürstendienste abgeneigt, durch kecke Fehde und wüsten Straßenraub ihre Glücksgüter zu verbessern suchten. Vergebens würde man bei Sickingen eine höhere Idee, ein höheres politisches und nationales Ziel suchen. Wie von dem Beginn seiner Laufbahn an, so erscheint Sickingen auch in dem Moment, wo er auf der Höhe derselben angekommen ist, wo er im Centrum der deutschen Geschichte steht und die Entscheidung über das Schicksal seiner Nation in seine Hand gelegt zu sein scheint, immer nur als ein eingefleischter Reichsritter, der nach Macht, nach Unabhängigkeit als Folge der Macht, nach Besitz und Reichthum als Stützen der Macht, jagt, der in frevlem Muthe eine rein persönliche Sache mit den Hülfsmitteln und dem Blute der daran eigentlich völlig unbetheiligten Nation ausfechten will und den nur Misverstand und Uebereifer mit der Glorie eines nationalen Heldenthums zu umkränzen versuchen konnten.

Eben hierin aber liegt, wenn nicht alles täuscht, das-

Digitized by Google

jenige, was die historische Erscheinung Sickingen's, mag man denselben weder von schweren moralischen Gebrechen noch von argen politischen Fehlern freisprechen können, zu einer so anziehenden und fesselnden macht. In dem Moment, da unter mühevollen Kämpfen Mittelalter und neue Zeit sich endlich auseinanderringen, da tritt uns in Franz von Sickingen noch einmal sozusagen das Mittelalter selbst verkörpert, zu Fleisch und Blut geworden leibhaftig entgegen in seiner ganzen reckenhaften Ungebundenheit und Raufluft und jenem begeisterungslosen Egoismus, der seit dem Ausgang der Kreuzzugsbewegung und dem Fall des Papstthums dem gesammten geistigen und sittlichen Leben seine Signatur gab. Und das ist es ohne Frage auch, was die Zeitgenossen an Franz von Sickingen fesselte, was ihnen an dem hünenhaften Helden zahlloser Fehden imponirte und demselben in ihren Augen einen höhern Werth und ein besseres Recht verlieh, als ihm irgend zugestanden werden kann. In diesem Sinne war Franz von Sickingen wirklich der „letzte Ritter" — der Träger des letzten, verzweifelten, mit ungewöhnlich großen Mitteln und ungewöhnlicher Verwegenheit unternommenen Versuchs, das rollende Rad der Weltgeschichte, das mit dem Mittelalter zugleich das von demselben gezeitigte Reichsritterthum zu zermalmen sich anschickte, noch einmal aufzuhalten oder abzulenken, eines Versuchs, der nicht glücken konnte, der erst seinen Urheber dem sichern Untergange weihen und dann aller derjenigen Verderben beschleunigen mußte, deren verlorene Stellung er dadurch noch einmal retten wollte.

In diesem Sinne und mit dieser Beschränkung wird auch Franz von Sickingen als der „letzte Ritter" den großen Männern des deutschen Volks beigezählt werden dürfen: als letzter Repräsentant eines dem Untergange verfallenen Zeitalters hat er vergebens für das vermeintliche Recht desselben an eine Zukunft gekämpft und dabei einen seine Schuld sühnenden Ausgang genommen.

Am 2. März 1481 wurde Franz von Sickingen auf der Ebernburg bei Kreuznach geboren als ältester und einziger Sohn

Digitized by Google

des Herrn Schwicker von Sickingen und seiner Gattin Margarethe von Hohenburg, die später noch mit fünf Töchtern gesegnet wurden.

Das Geschlecht der Sickingen nannte sich nach der Burg Sickingen im Kraichgau, welches es seit Menschenaltern als kurpfälzisches Mannlehn innehatte. Eng verwachsen mit seiner pfälzischen Heimat, hatte dasselbe doch erst seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts eine etwas hervorragendere Rolle zu spielen angefangen, ausgezeichnet durch Eigenschaften, welche man im allgemeinen den deutschen Adelshäusern jener Zeit nicht eben nachrühmen kann, nämlich durch einen klugen haushälterischen Sinn, eine geschickte Verwerthung und daher fortschreitende Vermehrung von Geld und Gut und eine umsichtige und glückliche Hauspolitik, wenn man Frieden und Lehnsannahmen, Bündnisse und Verträge, Eintritt in fürstliche Kriegsdienste und Fehdeführung auf eigene Hand mit dieser etwas hochtönenden Bezeichnung belegen kann. Geschickt arbeiteten sich die Sickingen so, während die überwiegende Mehrzahl ihrer Standesgenossen je länger je mehr sich wirthschaftlich zu Grunde richtete, aus der untergeordneten Stellung sehr mäßig begüterter Burgherren zu wohlhabenden und angesehenen Leuten empor, welche einflußreiche fürstliche Verbindungen für sich in Bewegung setzen und über zahlreiche Vettern und Bundesfreunde verfügen konnten und dabei durch eine wohlerwogene und rechtzeitige Verwendung ihrer allmählich beträchtlich angewachsenen Renten sich nach allen Seiten hin immer neue Schuldner und sonst zu Dank Verpflichtete zu verbinden wußten. Namentlich der alten, sorgsam gepflegten Verbindung mit dem pfälzer Kurhause verdankten die Sickingen mannichfache Förderung und eine angesehene und einflußreiche Stellung am Hofe zu Heidelberg. Auf dem soliden Grunde weiter bauend, den umsichtig und eifrig seine Vorfahren gelegt hatten, erhob namentlich Schwicker von Sickingen sein Haus zu jener Höhe des Besitzes und des Ansehens, die allein es seinem Sohne Franz späterhin ermöglichte, sich keck gegen Kaiser und Reich aufzulehnen und die Hand selbst nach einem Fürstenhute auszustrecken. In kluger Berechnung wußte Herr Schwicker seinen Lehnsherrn, den

Digitized by Google

Kurfürsten von der Pfalz, sich auf verschiedenartige Weise zu Dank zu verbinden. Er leistete demselben als tapferer Ritter in mancher Fehde und bei manchem ernstern kriegerischen Unternehmen den gebührenden Dienst, fungirte als Amtmann zu Kreuznach und half seinem in steter Geldverlegenheit befindlichen Herrn mehrfach durch die bereitwillige Uebernahme der Bürgschaft für die von demselben abgeschlossenen beträchtlichen Anleihen. Daß er das nicht ohne selbstische Nebenabsichten that, braucht kaum noch ausdrücklich bemerkt zu werden; auch hatte sich Herr Schwicker nicht verrechnet: denn da der Kurfürst doch nicht darauf zählen konnte, seine Verpflichtungen dem dienstbereiten Ritter gegenüber einmal vollständig auszutilgen, so zog er es vor, sich gegen jede lästige Mahnung desselben ein für allemal zu sichern und denselben mit gesteigertem Eifer zu fernern Dienstleistungen zu erfüllen, indem er ihm im Sommer 1482 die reiche Herrschaft Ebernburg, der Schwicker bisher als kurfürstlicher Amtmann vorgestanden hatte, das Schloß mit den umliegenden Dörfern und mit allen dazugehörigen Rechten und Befugnissen, zu erblichem Pfandbesitze überließ. Durch seine Gemahlin Margarethe von Hohenburg erhielt Schwicker dann weiterhin den Antheil an dem Besitze von Landstuhl und Hohenburg. Diese Güter bildeten von nun an den eigentlichen Grundstock des reichen Sickingen'schen Hausbesitzes, der durch eine Menge von Lehen, welche Schwicker von geistlichen und weltlichen Fürsten der oberrheinischen Lande sich auftragen ließ, in Werth und Bedeutung beträchtlich gesteigert wurde. In der Art aber, wie er die ihm so in die Hand gegebenen Mittel gelegentlich zur Geltung brachte, unterschied sich dieser kluge und vorsichtig rechnende Wirthschafter durchaus nicht von seinen mehr und mehr dem Straßenraube und der Wegelagerei verfallenden verarmten Standesgenossen. Als Schwicker z. B. eines Tages, einem alten Gebote zuwider, das Weichbild der Stadt Köln mit dem Dolche im Gürtel betreten hatte und ihm deshalb die Waffe abgenommen worden, meinte er die seiner ritterlichen Ehre zugefügte Kränkung durch einen ganz ungewöhnlich großen Gewaltstreich rächen zu müssen: unter stillschweigender Billigung, vielleicht unter

Digitized by Google

mittelbarer Beihülfe etlicher benachbarter Fürsten, welche sich freuten, die stolze Stadt in arge Händel gerathen zu sehen, und sich des beleidigten Ritters gern bedienten, um der Freiheit derselben Abbruch zu thun, traf Schwicker die nöthigen Einleitungen, um durch geworbene Söldner, die er unter allerhand Vorwänden in Köln einquartierte, die Führer der Bürgerschaft ermorden, die Stadt an verschiedenen Enden in Brand stecken zu lassen und sich so derselben wenigstens vorübergehend zu bemächtigen: die Wachsamkeit der Kölner aber vereitelte das fein entworfene Vorhaben und lieferte den mit der Leitung desselben Beauftragten in die Hand der Bedrohten.

Das waren die Eindrücke, unter denen Franz zum Knaben erwuchs und die auf die Entwickelung desselben insofern von entscheidendem Einflusse sein mußten, als er, der einzige Sohn, sich frühzeitig dazu berufen fühlen mußte, in den beiden Richtungen, in denen er des Vaters Thätigkeit sich vorzugsweise bewegen sah, das von diesem Begonnene weiter zu führen: schon als Knabe sah sich Franz also hingewiesen auf rastlose Vermehrung und Erweiterung des Hausbesitzes und auf stete Waffenbereitschaft zur Wahrung seiner ritterlichen Standesprivilegien. In beiden Punkten ist das Beispiel des Vaters nicht fruchtlos für ihn gewesen. Was sonst für Eindrücke auf den Knaben eingewirkt haben mögen, sind wir nicht im Stande zu sagen. Nicht besser und nicht schlechter wird Schwicker von Sickingen seines Stammhalters gewartet haben, als die Leute seiner Stellung in jener Zeit im allgemeinen thaten. Mit gelehrten Studien hat man den Knaben offenbar nicht viel geplagt: in Feld und Wald, bei den Knappen in den Ställen und in der Rüstkammer sich tummelnd, so müssen wir uns Franz von Sickingen in seinem Knabenalter denken. Als er späterhin durch den Gang der Ereignisse mit den gelehrten Vorkämpfern der Reformation in nahe Beziehung trat, da fehlten ihm doch alle die Kenntnisse, ohne die ein wahres Verständniß der damals zur Entscheidung stehenden großen Fragen gar nicht gewonnen werden konnte, und der unermüdliche Ulrich von Hutten hatte vollauf zu thun, um diesen Mangel wenigstens nothdürftig auszugleichen oder eigentlich auch

Digitized by Google

nur weniger auffällig zu machen. Vermuthlich wird Franz von Sickingen, wie es die ritterliche Sitte jener Zeit mit sich brachte, im vierzehnten Jahre zum Knappen gemacht und als solcher in das Waffenhandwerk ebenso wie in das höfische und ritterliche Leben eingeführt worden sein. In letzterer Beziehung bot ihm ja der Hof des pfälzischen Kurfürsten, dem sein Geschlecht durch so vielfache Bande näher gebracht war, eine vortreffliche Schule dar. Mit dem Vater zugleich finden wir den Knappen Franz denn auch 1495 auf dem wormser Reichstage, wo endlich der so lange erstrebte ewige Landfriede verkündet wurde — um sofort an allen Enden des Reiches durch zahllose große und kleine Fehden wieder gebrochen zu werden und eigentlich niemals völlig zur Geltung zu gelangen. Die beiden Sickingen freilich, Vater und Sohn, waren fürs erste derartigen Wirrsalen durch die Erfüllung einer frommen Pflicht auf längere Zeit entrückt. Denn unmittelbar nach dem wormser Reichstage tritt Herr Schwicker mit seinem Sohne im Gefolge Alexander's, des Rheinpfalzgrafen und Herzogs zu Baiern, auch Grafen von Veldenz und Zweibrücken, von dem er auch Güter zu Lehn hatte, die Wallfahrt nach dem Heiligen Lande an, die in ritterlichen Kreisen noch immer üblich, jedoch nicht mehr mit besondern Gefahren verknüpft war. Schon im Januar 1496 kehrten sie wohlbehalten nach der Heimat zurück, der funfzehnjährige Franz aller Wahrscheinlichkeit nach schon lange vor dem sonst dafür üblichen Alter zum Ritter geschlagen. Denn in eigenthümlichem Widerspruch mit dem wilden und rechtlosen Treiben, welches das Ritterthum jener Zeit so wenig vortheilhaft kennzeichnet, galt es noch für besonders ehrenvoll und rühmlich, die Ritterwürde an der geweihten Stätte des Heiligen Grabes selbst zu erwerben: und Franz von Sickingen hat späterhin einmal dem Herzog Alexander gegenüber ausdrücklich darauf Bezug genommen, daß sie ja dereinst gemeinsam über Meer gefahren seien und miteinander die Ritterschaft sich in Jerusalem geholt hätten. Zu dieser frühzeitigen Erwerbung der Ritterwürde stimmt es denn auch, daß der vorsorgliche Vater den einzigen Sohn in jungen Jahren in den Ehestand treten ließ, um selbst noch für denselben die Gattin

Digitized by Google

zu suchen, durch deren Hand zugleich auch eine gebührende Vermehrung des von ihm nie aus dem Auge gelassenen Sickingen'schen Hausbesitzes erworben wurde. Hedwig von Flersheim war es, die Herr Schwicker dem Sohne zur Gattin bestimmte, aus einem begüterten und angesehenen, über eine stattliche und einflußreiche Verwandtschaft verfügenden Hause, von dessen Herkunft und Verbreitung, Händeln und Gütern Sickingen's Schwager, Philipp von Flersheim, der später Bischof von Speier wurde und als solcher ein in den Dingen des Reiches einflußreicher Mann war, zur Unterweisung seiner Neffen und zugleich um dieselben anzufeuern, ihren Vorfahren nachzueifern, in der sogenannten „Flersheimer Chronik" getreulich und in anmuthender Einfachheit Bericht erstattet hat.

Die innige Verbindung, in welcher sein Haus mit dem pfälzer Kurfürsten stand, führte Franz von Sickingen sowol wie seinen Vater zur Theilnahme an der bösen Fehde, welche in den Jahren 1503 und 1504 zwischen Pfalz und Baiern entbrannte und einen großen Theil von Süddeutschland mit wildem Kriegslärm und Brand und Raub erfüllte. Den Anlaß dazu gaben die Ansprüche, welche des pfälzer Kurfürsten Philipp dritter Sohn, Ruprecht, auf das Erbe seines Schwiegervaters, des Herzogs Georg von Baiern-Landshut, erhob und gegen die Einsprache der Herzoge Albrecht und Wolfgang von Baiern-München mit Waffengewalt durchzusetzen versuchte. Der pfälzer Kurfürst trat für seines Sohnes Rechte ein, obgleich dieser seine Sache durch vorzeitiges Losschlagen nicht eben empfahl. Zugleich mit seinem Vater, Herrn Schwicker, ritt damals denn auch Franz von Sickingen im Gefolge des Herzogs Ruprecht mit reisiger Mannschaft nach Baiern, lag in Amberg und hat, offenbar freilich noch nicht in hervorragender Stellung, neben und unter den ältern und bewährtern pfälzer Hauptleuten an den von dort aus geführten Kämpfen ritterlich theilgenommen. Die Unternehmung ging freilich für die Pfälzer nicht eben glücklich aus: Herzog Ruprecht und seine Gemahlin wurden durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft; ihrer Kinder Rechte auf Baiern zu verfechten, setzten zwar ihre Getreuen den Kampf

Digitized by Google

muthig fort und behaupteten in zäher Ausdauer die Position in dem wichtigen Landshut, wobei namentlich Schwicker von Sickingen als leitende Persönlichkeit entschieden in den Vordergrund tritt, wie er denn auch an den Ausgleichsverhandlungen, welche unter Vermittelung Kaiser Maximilian's auf mehrern Tagen geführt wurden, hervorragend betheiligt gewesen zu sein scheint. Im übrigen nahm diese Fehde, welche durch die pfälzer Mannen namentlich von Landshut aus mit argen Verwüstungen des umliegenden Landes geführt wurde, für ihre Urheber durchaus nicht den erwünschten Ausgang. Denn der Kaiser hatte den begangenen Friedensbruch sofort mit der Verhängung der Reichsacht geahndet, zu deren Vollstreckung ihm Hessen, Würtemberg und andere Reichsstände, alle Gegner und Neider der Pfälzer, gern hülfreiche Hand boten, sodaß das kurfürstliche Land schwer zu leiden hatte. Da mögen denn auch die Sickingen manchen Schaden an ihren Ländereien zu beklagen gehabt haben. Eine Erfindung späterer Zeit aber ist es, wenn wol gar berichtet wird, Herr Schwicker habe die Treue, die er seinem Lehnsherrn in dieser Kriegsnoth gehalten hatte, mit dem Tode auf dem Schaffot gebüßt, indem er, überwältigt und gefangen genommen, als Landfriedensbrecher enthauptet worden sei. Mag dem nun eine Verwechselung zu Grunde liegen — denn einige Führer, die sich freilich offenbaren Verraths schuldig gemacht und nicht, wie die Sickingen, einfach ihrem Lehnsherrn die schuldige Vasallenpflicht geleistet hatten, büßten ihr schweres Vergehen nach dem strengen Spruch des Kaisers mit dem Tode; mag der Urheber dieser Angabe dieselbe vielleicht wol gar erfunden haben in der Absicht, durch den dem Vater angedichteten Verbrechertod auf das ganze Haus der Sickingen einen Makel zu werfen und namentlich den durch seine spätern Thaten bei dem Volke zu einem so großen Namen gekommenen Franz von Sickingen in den Augen der Welt herabzusetzen: sicher ist, daß bei den die pfälzer Fehde abschließenden Verhandlungen Herr Schwicker betheiligt gewesen und mit sicherm Geleite am Hofe des Kaisers Maximilian zu Kufstein erschienen ist und noch zu Beginn des Jahres 1505 unter den Lebenden weilte. Vermuthlich

Digitized by Google

ist er nicht lange danach, sicherlich eines natürlichen Todes gestorben.

Damit trat denn Franz von Sickingen, in einem Alter also von etwa vierundzwanzig Jahren, als Oberhaupt an die Spitze seines Hauses und der stattlichen Zahl der demselben zu Treue und Dienst verpflichteten Mannen und übernahm die umfängliche Verwaltung des von dem Vater so glücklich vermehrten Familienbesitzes. Ein volles Jahrzehnt hat er sich, soweit wir sehen, fast ganz ungestört der ihm damit gestellten Aufgabe widmen können; daß er das mit Eifer und Geschick gethan, beweist der glänzende Erfolg seiner Thätigkeit, welche nicht blos den Hausbesitz durch zahlreiche neue Erwerbungen ansehnlich vermehrte, sondern auch den Werth desselben durch Steigerung des Ertrags bedeutend hob. Franz von Sickingen folgte darin ja zunächst allerdings nur den Traditionen seines Hauses, welches der Generationen hindurch geübten klugen Wirthschaftlichkeit sein Emporkommen und seinen wachsenden Einfluß verdankte: nur that er das mit noch größerer Planmäßigkeit, kühner zugleich und consequenter, gewissermaßen in einem größern Stil, sodaß man unwillkürlich den Eindruck gewinnt, als ob er von Anfang an schon höher hinaus gewollt, von Anfang an schon sich große und ferne Ziele gesteckt und unausgesetzt an die möglichst schnelle Beschaffung der zur Erreichung derselben nöthigen Kräfte gedacht habe. Besonders charakteristisch ist es dabei, daß Franz von Sickingen in dieser Thätigkeit namentlich den militärischen Gesichtspunkt hat walten lassen; deutlich geht daraus hervor, wie wenig der Ritter von dem Landfrieden und den zur Aufrechterhaltung desselben geschaffenen Reichsinstitutionen erbaut war und wie er eine sichere Gewähr seines weitverstreuten Besitzes und eine nachdrückliche Förderung seiner weitern Entwürfe nur in der Festigkeit seiner Burgen, einer stattlichen eigenen Kriegsmacht und einer vielverzweigten Waffenbrüderschaft mit seinen Standesgenossen finden zu können meinte. Sicherlich haben wir keinen Grund, anzunehmen, daß Franz von Sickingen schon in jener Zeit, gleich im Anfange seiner Laufbahn, irgend derartige Plane, wie wir sie ihn späterhin verfolgen sehen,

Digitized by Google

bestimmt im Auge gehabt habe; diese konnten vielmehr der Natur der Dinge nach erst im Fortgange der Ereignisse und unter dem Einflusse der eigenthümlichen Entwickelung, welche mit dem Beginn der Reformation in Deutschland eintrat, in ihm erzeugt werden: wohl aber läßt die gesammte Haltung Sickingen's in dem ihm gegönnten Jahrzehnt friedlichen Erwerbens und hausväterlichen Ausbauens in ihm schon mit überraschender Schärfe den Mann hervortreten, der sich an die Grenzscheide zweier Zeitalter gestellt wußte, der das Herannahen einer großen Krisis fühlte und sich darauf vorbereitete, dieselbe mit möglichst großem Gewinn für sich selbst zu bestehen, der durchaus entschlossen war, die nachtheiligen Wandlungen, welche die anbrechende neue Zeit ihm und seinen Genossen drohte und durch welche des ganzen ritterlichen Standes ohnehin schon so arg geminderte Geltung vollends dem Untergang geweiht schien, nicht ruhig über sich ergehen zu lassen, sondern sein gutes Recht mit ausdauernder Zähigkeit gegen jedermann zu vertheidigen. Dabei aber war Sickingen nichts weniger als unzugänglich für diejenigen Neuerungen jener merkwürdigen Uebergangszeit, welche, zunächst scheinbar nur bestimmt, die einstmalige militärische Bedeutung des Ritterthums vollends zu Grunde zu richten, doch für dieses selbst annehmbar und dann ganz vorzüglich geeignet waren, demselben wenigstens theilweise zur Wiedergewinnung der verlorenen frühern Stellung zu verhelfen.

Vielleicht gaben die Erfahrungen, welche man zur Zeit der bairisch-pfälzischen Fehde durch den Einfall der Reichsexecutionstruppen gemacht hatte, Franz von Sickingen unmittelbar die Anregung zu den Maßregeln, welche er zur Hebung der Vertheidigungsfähigkeit seiner Besitzungen ergriff. Dahin gehörte namentlich der Ausbau der seit 1482 in Sickingen'schem Besitz befindlichen Ebernburg, welche zum eigentlichen Herrschaftssitz bestimmt wurde; auch war sie nach ihrer Lage ziemlich im Mittelpunkte der ausgebreiteten Güter gerade dazu trefflich geeignet; zugleich aber schuf Sickingen in dem festen Schlosse, welches, auf steiler Bergeshöhe thronend, einerseits von der Nahe, andererseits von der in diese einmündenden Alsenz gedeckt wurde,

Digitized by Google

einen militärischen Stützpunkt, wie er in jenen unruhigen Zeiten kaum besser gewünscht werden konnte. Für die entlegenern Theile seines Hausbesitzes erhielten eine ähnliche Bedeutung die später aufgebauten Schlösser Landstuhl, auf dem Abhange der Hardt, in einem malerischen Seitenthal der Glan gelegen, dessen riesige Mauerreste noch heute von Sickingen's fortificatorischem Geschick Zeugniß ablegen, und das durch seine Mutter dem Hause zugebrachte Hohenburg in den nördlichen Ausläufern der Vogesen. Diese festen Burgen wurden zugleich die Rüstkammern, wo Sickingen die reichen Vorräthe an Kriegsmaterialien aller Art aufhäufte, die er auch in Friedenszeiten unausgesetzt beschaffte und die es ihm möglich machten, jeden Augenblick mit Heeresmacht im Felde zu erscheinen, jeder Ansage von Fehde die Eröffnung derselben auf dem Fuße folgen zu lassen. Denn Sickingen's Art war es überhaupt nicht, den Angriff seiner Gegner hinter den Mauern seiner Burgen abzuwarten: der allezeit bereiten Schlagfertigkeit verdankte er seinen kriegerischen Ruhm; diese machte ihn zu einem weit und breit gefürchteten Gegner, zu einem vielumworbenen Bundesgenossen. Obgleich Sickingen durch und durch ein Ritter von dem alten Schlage war, hatte er doch gerade in militärisch-technischen Dingen die Vorurtheile, die seinen Standesgenossen sonst anhafteten, vollkommen überwunden. Er täuschte sich namentlich nicht darüber, daß die Zeit der schwer gerüsteten Reiterei, welche ehemals den Kern der Heere ausgemacht und in den Schlachten die Entscheidung gegeben hatte, längst und unwiederbringlich dahin war. Damit war dem Ritterstande der beste Theil seiner frühern Bedeutung genommen und es war demselben eigentlich unmöglich gemacht, sich in dem, was ihm den Fürsten gegenüber von Besitz und Freiheit noch geblieben war, mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Dem neuentwickelten Fußvolk verdankten die Fürsten ihre militärische Unabhängigkeit und Ueberlegenheit gegenüber dem Ritterthum, und in den neuern Kriegen waren die geworbenen Söldnerscharen der Landsknechte der ausschlaggebende Factor geworden. Der Ritterstand konnte nur dann der mehr und mehr erstarkenden Macht der Territorialfürsten

Digitized by Google

sich zu erwehren hoffen, wenn er dieselben mit den gleichen Waffen bekämpfte. Das hat Franz von Sickingen erkannt und danach hat er gehandelt: seine großen militärischen Erfolge erklären sich sämmtlich einfach daraus, daß er die altübliche ritterliche Art der Kriegführung mit der in den letzten Jahrzehnten ausgebildeten neuern zu vereinigen und die Vortheile, welche jede von beiden darbot, gleichmäßig für sich auszunutzen verstand. Gerade wie die Fürsten, so bediente sich auch Sickingen in Fehden und auf Kriegszügen stets beträchtlicher Fußtruppen: stets hatte er etliche Fähnlein kriegserprobter Landsknechte unter zuverlässigen Hauptleuten in seinem Dienste, und wenn es ein größeres Unternehmen galt, so war die Zahl derselben in jenen unruhigen Zeiten, wo abenteuerndes, heimatloses Volk alle Landstraßen erfüllte, schnell durch umfänglichere Werbungen zu einer beträchtlichen Höhe gebracht. Und eben das war es, was den Namen Franz von Sickingen berühmt und beliebt machte weit über die Kreise hinaus, die an des streitbaren Herrn Thun und Treiben zunächst ein Interesse haben konnten. Von hier aus wird es begreiflich, daß unser Ritter, welchem die von ihm verfolgten Ziele die Gunst des Volks doch nicht gewinnen konnten, auch in nichtritterlichen Kreisen weit und breit gefeiert wurde und namentlich auf die leichtbewegliche Menge des niedern Volks eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte. Namentlich gerade die Landsknechte, die sonst auf die ihnen meist feindlich gegenüberstehenden Ritter nicht gut zu sprechen waren, haben große Stücke auf diesen ihren Gönner gehalten, und noch nach seinem tragischen Ausgang hielten sie sein Gedächtniß in Ehren und sangen ihm nach:

Er hat die landsknecht all geliebt,
hatt inen gemachet gutt geschirr,
darumb ist er zu loben.

Nicht minder emsig aber machte sich Franz von Sickingen zu Nutze, was die althergebrachten ritterlichen Institutionen zur Vermehrung seiner militärischen Leistungsfähigkeit irgend darbieten konnten. Namentlich pflegte und entwickelte er sorgsam

Digitized by Google

die genossenschaftlichen Verbände, durch die er seine ritterlichen Nachbarn an sich heranziehen und für den Nothfall auch ihre Kräfte zu seiner Verfügung bekommen konnte. Immer größer wurde die Zahl der Ganerbschaften, denen Sickingen angehörte, und späterhin mag es in dem ganzen Lande ringsum kaum eine wichtigere Burg gegeben haben, in deren Gemeinschaft er nicht aufgenommen und in deren Burgfrieden er nicht mitbeschlossen gewesen wäre. Dadurch verbanden sich alle die den Sickingen'schen Hauptfesten, der Ebernburg, Landstuhl und Hohenburg ferner oder näher benachbarten Ritterburgen gewissermaßen zu einem einzigen großen Defensivsystem, welches jedem einzelnen Genossen dieser Einungen Sicherheit in seinen Besitzungen und im Falle einer Fehde, mochte er nun der angreifende oder der angegriffene Theil sein, die treue Beihülfe zahlreicher kampflustiger Genossen und Schwertmagen gewährleistete. Nur natürlich aber war es, wenn Franz von Sickingen, entsprechend den reichern Besitzungen und den größern Mitteln, über die er verfügte, in diesen Ritterbünden schon frühzeitig eine Art von leitender Stellung einnahm, auf die Haltung derselben gegen Fürsten und Städte einen maßgebenden Einfluß gewann und sich dann wol auch allmählich daran gewöhnte, dieselben anzusehen als völlig zu seiner Verfügung stehende und als willkürlich zu gebrauchende Bestandtheile seiner eigenen Macht.

Eine solche Stellung zu gewinnen und zu behaupten, konnte doch nur derjenige hoffen, der über beträchtliche, regelmäßig und reichlich fließende Geldmittel verfügte. Gerade in jener Zeit hatte das Geld angefangen eine Macht zu werden, die nicht blos für Handel und Verkehr, sondern ganz besonders auch für die Politik eine entscheidende Bedeutung hatte. Dem seit einigen Jahrzehnten thatsächlich vollzogenen Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft verdankte das Territorialfürstenthum zum guten Theile die Erfolge, die es neuerdings gewonnen hatte; wer seinem weitern Vorschreiten zu dem hinreichend klar gesteckten Ziele halt gebieten wollte, mußte ihm gerade auf diesem Gebiete die Spitze zu bieten befähigt sein, wenn er irgendwelchen Erfolg erhoffte. Von hier aus erscheint nun die sorgsame

Digitized by Google

Wirthschaft und der prosaisch haushälterische Zug Sickingen's in einem neuen Lichte. Wenn er gewissenhaft darüber wachte, daß ihm keine der oft sehr wunderlich zusammengesetzten Renten entging, auf die er ein Anrecht hatte, wenn er den Ertrag seiner Ländereien möglichst hoch zu treiben suchte, wenn er gelegentlich auch wol einmal nicht anstand, ein Geldgeschäft zu machen, namentlich ein solches, das recht großen Gewinn, wenn auch nicht gerade in baarer Münze abwarf, so geschah das wahrlich nicht, weil er nach Art der von ihm und seinen Genossen so gründlich verachteten und oft so derb verhöhnten Bürger und Krämer dem Gelderwerb als solchem nachging, sondern weil diese wohlgeordnete Finanzwirthschaft und ihr reichlich und sicher fließender Ertrag die erste und vornehmste Grundlage ausmachte für die angesehene und einflußreiche, ja in gewissem Sinne exceptionelle Stellung, die Sickingen unter seinen Standesgenossen je länger je mehr einnahm und von welcher aus er allmählich auch noch höher gestellten Kreisen seine Bedeutung und Unentbehrlichkeit klar zu machen wußte. Und wo es galt, in dieser Richtung eine Förderung zu erlangen oder eine Verbindung anzuknüpfen, welche ihm Ansehen oder Gewinn anderer Art bringen konnte, da stand der auf seine Freiheit so stolze und jede Abhängigkeit mit so viel Eifer von sich abweisende Ritter auch nicht einen Augenblick an, geistlichen und weltlichen Fürsten gegenüber dienstliche Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Dem Vater war er so auch in der Stellung als pfälzischer Amtmann zu Kreuznach gefolgt; dasselbe Amt nahm er in Beckelheim wahr. Dem mainzer Erzbischof verpflichtete er sich gegen ein Jahrgeld von 150 Gulden sechs Reisige zuzuführen. Derartige Verbindungen wird er ohne Zweifel noch manche eingegangen sein: denn die sichere Einnahme, die sie gewährten, erleichterten ihm den steten Unterhalt eines kleinen Haufens von Berittenen, über den in jedem Augenblick frei verfügen zu können für ihn von Werth war, nicht blos wegen des Ansehens, das ihm dies nach allen Seiten hin gab, sondern namentlich auch wegen der jedem Gegner die Lust zum Angriff benehmenden Schlagfertigkeit, deren er sich so erfreute. Eine reiche Einnahmequelle erschloß sich

Digitized by Google

Franz von Sickingen ferner durch den planmäßigen Betrieb der in dem Gebiete der Ebernburg befindlichen Erzgruben, wozu der Pfalzgraf schon seinem Vater das Recht urkundlich verliehen hatte.

In dieser Weise, äußerlich unscheinbar zwar, aber von Jahr zu Jahr in finanzieller und militärischer Hinsicht erstarkend, ist Franz von Sickingen, seit er durch den Tod des Vaters an die Spitze seines Hauses berufen war, ein volles Jahrzehnt unermüdlich und erfolgreich thätig gewesen. Hoch stand er bereits über seinen Standesgenossen: Fürsten warben um seine Gunst und suchten sich auf mancherlei Weise den Mann zu verbinden, der schon damals einen beträchtlichen Theil der rheinischen Ritterschaft hinter sich hatte und durch die geschickte Verschmelzung der alten schweren Reiterei und des neuentwickelten Fußvolks zu einem überraschend wirksam zu verwendenden Heereskörper eine Umgestaltung des altmodischen deutschen Kriegswesens anzubahnen berufen schien, der ihnen aber gelegentlich auch mit seinen reichen Geldmitteln hülfreich beisprang, wenn auch natürlich nicht ohne billige Gegenleistung. Der großen Politik freilich, deren Schwerpunkt ja damals in den leidigen auswärtigen Verwickelungen und namentlich den erfolg- und ruhmlosen italienischen Kriegen Maximilian's I. lag, ist Sickingen in dieser Periode der Vorbereitung und des Kräftesammelns für einst um einen höhern Preis zu wagende Kämpfe noch gänzlich fern geblieben: so hoch auch sein Ansehen durch die eigenthümliche Grundlage, die er demselben zu geben wußte, auch in jenen Jahren schon stieg, so ist er doch mit seiner Wirksamkeit nicht über den Kreis hinausgekommen, welcher ihm durch seine privaten Interessen und durch seine Beziehungen zu Kurpfalz und zu der rheinischen Ritterschaft zunächst angewiesen wurde.

Freilich lag es nicht in der Art deutschen Ritterthums und war auch angesichts der damals bestehenden Verhältnisse thatsächlich nicht möglich, ein volles Jahrzehnt ausschließlich in einer solchen friedlichen Wirksamkeit hinzubringen. Daß Schild und Schwert nicht rosteten und daß die reisigen Diener und das geworbene Fußvolk sich des frischen abenteuerlichen Fehdelebens

Digitized by Google

nicht entwöhnten, dafür war auch bei Franz von Sickingen ausreichend gesorgt. Als z. B. einer seiner Diener, Georg von Rodalben, wegen einer Schuldforderung von etlichen Gulden mit dem Grafen Reinhard von Zweibrücken in Streit gerieth und demselben schließlich Fehde ansagte, da trat Sickingen selbst für seinen Getreuen ein und zwang dessen Gegner zu Genugthuung und Schadenersatz. Im Sommer 1512 scheint er — wir wissen nicht weshalb, doch wird der Anlaß wol auch kein wesentlich anderer gewesen sein — mit den Regenten, welche in Hessen statt des jungen Landgrafen Philipp walteten, in einen ähnlichen Handel verwickelt gewesen zu sein, von dessen Verlauf wir aber keine nähere Kunde haben. Als die rheinische Ritterschaft in dem gleichen Jahre zu Worms tagte, um darüber zu Rathe zu gehen, wie man dem seit der Wahl Albrecht's von Brandenburg zum Hochmeister durch die Polen hart bedrängten Deutschen Orden in Preußen helfen könnte, fehlte Sickingen nicht: gemeinsam mit drei andern unterzeichnete er die Antwort, welche den mit dem Hülfsgesuch des Hochmeisters erschienenen Gesandten des Ordens im Namen der Gesammtheit ertheilt wurde. In andere Angelegenheiten brachte ihn seines Hauses alte Verbindung mit Kurpfalz und seine Stellung als pfälzischer Rath: als solcher ging er im Jahre 1514 im Auftrage des Kurfürsten Ludwig mit andern Gesandten nach Würtemberg, um den Vergleich zu vermitteln zwischen dem wilden jungen Herzog Ulrich und dessen aufrührerischen Ständen, was denn auch durch den Abschluß des Tübinger Vertrags glücklich gelang.

Wenig also ist es, was wir aus dem ersten Jahrzehnt männlicher Selbständigkeit an bestimmten Ereignissen aus dem Leben Sickingen's zu berichten haben, weniger noch, was geeignet wäre, uns von der geistigen Entwickelung desselben in diesem für sein ganzes Leben so entscheidenden Zeitraum einige Auskunft zu geben. Dies Wenige ist aber dafür auch insofern höchst charakteristisch, als daraus unleugbar hervorgeht, wie Franz von Sickingen, der in Bezug auf wirthschaftliche und insbesondere finanzielle Dinge und dann auch in militärisch technischen entschieden ein klarer und selbständiger, ja zum Theil ein originaler

Digitized by Google

und schöpferischer Kopf war, in anderer Hinsicht doch ganz unter dem Banne seiner Zeit stand und weit davon entfernt war, irgendwie von jenem Zuge der Aufklärung ergriffen zu sein, welche durch die Humanisten von Italien her importirt war und gerade unter den deutschen Edelleuten manch eifrigen Anhänger und schlagfertigen Vorkämpfer gewonnen hatte. Denn wenn man nach Sickingen's späterer Verbindung mit dem genialen Ulrich von Hutten und andern humanistisch gebildeten Bundesgenossen Luther's und nach der leitenden Stellung, welche diese Männer Sickingen in ihrem Kreise einräumten, wol zu der Annahme geneigt sein möchte, daß Sickingen der großen geistigen Umwälzung, welche sich eben damals vollzog und eine noch größere vorbereitete, nicht ganz fremd und gleichgültig gegenübergestanden haben könne, sondern in seinem eigenen Denken und Fühlen davon wesentlich beeinflußt und umgewandelt worden sein müsse, so widersprechen einer solchen Vermuthung entschieden ein paar kleine Züge, welche, diesem geistigen Gebiete angehörig, durch einen glücklichen Zufall auf uns gekommen sind. Dieselben lehren uns, daß Sickingen da eben in nichts über seinesgleichen hervorragte: auch bei ihm lag gedankenlose Hingabe an den einmal hergebrachten kirchlichen Glauben und ein als selbstverständlich angesehenes Mitmachen der durch denselben bedingten äußern Bezeigungen hart neben phantastischem Wahnglauben, welcher durch geheimnißvolle Zauberkünste in das Wesen der Dinge eindringen zu können meinte. Denn als einen Ausfluß des letztern muß man es ohne Frage ansehen, wenn Sickingen in seiner Eigenschaft als Amtmann zu Kreuznach den als Schwarzkünstler berühmten Magister Georgius Sabellicus als Schullehrer dorthin zog — natürlich nur, um bald sehr üble Erfahrungen mit dem Abenteurer zu machen und von der Nichtsnutzigkeit desselben gründlichst überzeugt zu werden. Die gut kirchliche Gesinnung des mächtigen Ritters aber wird wol zur Genüge erwiesen durch die Thatsache, daß derselbe in Ausführung eines schon von seinen Aeltern gehegten Planes gemeinsam mit seiner Hausfrau Hedwig im Jahre 1510 beschloß, die abgebrannte Beguttenklause Trumbach wiederherzustellen und derselben die Mittel zu gewähren, die

Digitized by Google

zum Unterhalte von sieben nach der Franciscanerregel lebenden Nonnen nöthig waren. Die Ausführung der frommen Absicht freilich unterblieb schließlich: denn anfangs stieß die nachgesuchte kirchliche Bestätigung der Stiftung auf Bedenken, und als dieselbe nach einem Jahrzehnt endlich erfolgte, da hatte Sickingen inzwischen eine so gründliche Wandlung durchgemacht, daß er diesen Weg, auf dem er ehemals „Verzeihung der Sünde, Erwerbung der Gnade, Erlösung und Milderung der Pein" erreichen zu können glaubte, für nicht mehr zweckdienlich dazu erachtete und die Sache daher einfach auf sich beruhen ließ.

Auch von der Entwickelung, welche die häuslichen Verhältnisse Sickingen's nahmen, wissen wir nur wenig. Drei Söhne und drei Töchter gebar dem Ritter seine Gemahlin Hedwig von Flersheim. An dieser scheint Sickingen nicht blos eine sorgsame Hausfrau und eine liebevolle Mutter seiner Kinder gehabt zu haben, sondern sie scheint ihm auch in den größern und ernstern Geschäften und namentlich in der rastlosen Arbeit zur Mehrung seines Besitzes und zur Stärkung seiner kriegerischen Kraft mit Verständniß für seine Entwürfe und als thatkräftige Helferin zur Seite gestanden und ihren vollen Antheil gehabt zu haben an der Sorge um die künftige Größe der Sickingen. Es war deshalb ein schwerer Verlust für unsern Ritter, als ihm zu Beginn des Jahres 1515, gerade in der Zeit, wo er sich zu dem ersten großen Unternehmen anschickte, das seinen Namen schnell zu heben bestimmt war, die treue Gefährtin, nach der Geburt eines gleich wieder sterbenden Kindes, durch den Tod entrissen wurde. Zu Kreuznach in der Kirche der Barfüßermönche setzte Sickingen ihre Leiche mit allen gebührenden Ehren bei. Mit dem allein dazu geladenen Bruder der Verstorbenen, seinem Schwager Philipp von Flersheim, wohnte Sickingen einen Monat später der Gedächtnißfeier bei, die er mit ungewöhnlichem, aber seiner damaligen Machtstellung entsprechendem Prunke durch mehr als zweihundert Geistliche begehen ließ, die nachher von ihm reichlich beschenkt wurden. Dem Herrn Philipp von Flersheim, damals Domsänger, später Bischof zu Speier, der zu seinem ritterlichen Schwager offenbar in einem sehr vertrauten Ver-

Digitized by Google

hältniß gestanden und auch späterhin in allen Fährlichkeiten getreulich zu demselben gehalten hat, verdanken wir die Mittheilung eines Gesprächs, das auf dem Heimwege von Kreuznach nach der Ebernburg zwischen ihm und Sickingen stattgefunden hat und das uns — etwas sehr Ungewöhnliches! — in das Seelenleben des Ritters einigermaßen einen Einblick gestattet. Wie die beiden auf dem Rückwege von der kirchlichen Gedächtnißfeier der stattlichen Ebernburg ansichtig wurden, sagte Franz von Sickingen zu dem Schwager: „Mir ist übel geschehen mit diesem tapfern Bau, die Last desselben hat auf niemand gelegen als auf meiner lieben seligen Hausfrau; die hat Mühe und Arbeit davon gehabt, ich habe ihn mir nicht angelegen sein lassen: jetzt, wo er vollendet ist und sie Ruhe haben sollte, ist sie mir nun gestorben! Das ist mir leid. Gott tröste ihre Seele.“ Und auf seines Schwagers tröstenden Einspruch, er müsse sich in Gottes Schickung fügen, er habe der Verstorbenen ja alle gebührende Ehre überreich erwiesen, antwortete er nur mit der neuen Selbstanklage: „Ach, ich habe ihr zu wenig gethan.“ Beim Abschied schlug ihm Herr Philipp vor, er möge bald in eine neue Ehe treten: in seinem Alter von erst fünfunddreißig Jahren wäre es, auch wenn er noch nicht verheirathet gewesen wäre, noch immer reichlich Zeit, ein Ehebündniß einzugehen; nun aber dürfe er schon um der drei Söhne und der drei Töchter willen, mit denen Frau Hedwig ihn allein gelassen, nicht ledig bleiben; er möge sich wieder verheirathen, und wenn Gott ihm auch von der zweiten Gattin Kinder beschere, so würden die mit den Kindern erster Ehe freundlich und einträchtiglich aufwachsen und ihm verdoppeltes Glück gewähren. Davon aber wollte Franz von Sickingen durchaus nichts hören. „Schwager“ — so erklärte er ablehnend — „wenn ich wieder eine Frau nähme, so würde es übel um meine Kinder stehen, ich habe keine Ursache, mich wieder zu verändern; Gott hat mir dasjenige gewährt, um dessentwillen er das Sakrament der Ehe eingesetzt hat.“

Es dürfte sich freilich, wenn uns überhaupt das zur Entscheidung dieser Frage unerläßliche Material vorläge, wol darüber streiten lassen, ob bei der Entschiedenheit, mit welcher Franz von

Digitized by Google

Sickingen seines Schwagers freundlichen Zuspruch ablehnte, nicht noch andere Erwägungen maßgebend waren als diejenigen, denen er selbst in seinen schwermüthigen Worten Ausdruck gegeben hat. Denn eben damals stand Sickingen vor einer großen, inhaltschweren Entscheidung: gerade in jenem Zeitpunkt hatte er sich in die Verwickelungen eingelassen, aus denen die ihn während der nächsten Jahre vollkommen beschäftigende wormser Fehde hervorging. Es gewinnt demnach fast den Anschein, als ob Sickingen, nachdem er die verständnißvolle Mitarbeiterin an der Ausführung seiner hoch hinausstrebenden Lebensplane verloren hatte, sich der Sorge um eine neubegründete Häuslichkeit, um Weib und Kinder am liebsten ganz entschlug, um, aller ihn abziehenden und lähmenden Rücksichten entledigt, sich ganz ausschließlich dem Kampfe um die Gewinnung der Stellung zu widmen, die seinem rastlos strebenden Ehrgeiz, wenn auch unklar und verschwommen noch in den Umrissen. doch sicherlich schon damals als eine große und glänzende vorschwebte und von der er sich wol selber sagen konnte, daß sie nur in heißem Kampfe errungen und vielleicht nur in noch heißerm behauptet werden könnte. Was er jetzt zu unternehmen im Begriff stand, ließ ihm zur Erfüllung seiner hausväterlichen Pflichten und zur treuen Obhut über seine mutterlosen Kinder wahrlich nicht die nöthige Muße. So behielt Sickingen denn nur den ältesten von seinen Söhnen, der nach dem Großvater Schwicker genannt war, bei sich auf der nun verödeten, nur noch von rauhen Kriegern erfüllten Ebernburg; der zweite, Hans, kam an den Hof der pfälzer Kurfürsten, der die seinem Rath und Amtmann erwiesene Gunst auch auf den Sohn übertragen zu haben scheint und denselben schon in jungen Jahren durch Auftragung amtlicher Stellungen ehrte; der jüngste, Franz Konrad, wurde zu höfischer Zucht dem Bischof von Besanzon anvertraut. Von Sickingen's Töchtern ging die älteste nicht lange nach dem Tode der Mutter die Ehe mit Ogger von Clee ein, die beiden jüngern wurden einer Schwester ihrer Mutter zur Erziehung übergeben.

Digitized by Google

Sickingen's Haus war leer. Die Zeit der friedlichen Lebensarbeit war abgeschlossen, die Zeit des Kämpfens und Ringens begann: statt der hausväterlichen Sorge um die Mehrung von Geld und Gut, welche ihn bis dahin ganz beherrscht zu haben schien, nahm des Ritters ganzes Sinnen und Denken jetzt die gewaltsame Förderung der Zwecke in Anspruch, zu deren Durchführung er sich durch seine ganze bisherige friedliche Thätigkeit mit consequenter Planmäßigkeit gerüstet und fähig gemacht hatte. Durch die Auflösung seines Hausstandes, der mit dem Tode der Gattin seinen natürlichen Mittelpunkt verloren hatte, und durch die Trennung von seinen Kindern wollte — so scheint es beinahe — Sickingen alle die Fesseln abstreifen, welche ihn an der freien Bewegung, deren er jetzt vornehmlich bedurfte, irgend hätten behindern können, sich all der Beziehungen entledigen, welche die rücksichtsloseste Entfaltung der in dem letzten Jahrzehnt aufgesammelten Kräfte irgendwie hätten beeinträchtigen können. Man möchte fast meinen, Sickingen sei sich dessen vollständig bewußt gewesen, daß er vor dem entscheidenden Wendepunkte seines Lebens angelangt war; es scheint fast, als ob er eine klare Einsicht darin gehabt hätte, daß der Schritt, den er jetzt zu thun im Begriffe war, entweder ihn dem seinem Ehrgeize dunkel vorschwebenden Ziele um ein gutes Stück näher bringen mußte, oder auf eine abschüssige Bahn ablenken ließ, auf der er auch die bisher erreichte Höhe schnell wieder hinabstürzen würde. So ganz gleicht die Haltung Sickingen's in jener Zeit der eines Mannes, der von der klaren Einsicht in die Gefährlichkeit des zu beginnenden Unternehmens durchdrungen ist und der daher mit dem kaltblütigen Ernst und der ruhigen Entschlossenheit vorgeht, welche den Spieler kennzeichnet, der alles auf Einen Wurf zu setzen wagt. Stand er dabei vielleicht unter dem Banne des Ausspruchs, welchen sein sternkundiger Vater, als er dem Sohne das Horoskop stellte, über den künftigen Lebensgang desselben in den Gestirnen gelesen haben wollte: das eben geborene Kind werde eine wunderbare Zeit durchleben und ein

Digitized by Google

treffliches Ansehen in der Zeit gewinnen, sein Ende aber werde beschwerlich sein?

Bei jenem Heimritt von Kreuznach, den wir erwähnten, sagte Sickingen ferner zu seinem Begleiter, mit einem Hinweis auf die mächtige Feste, deren starke Mauern sich auf der Bergeshöhe vor ihnen erhoben, die sehr bezeichnenden Worte: „Schwager, man muß das einen tapfern Bau sein lassen; sollte ich aber nicht noch etwas mehr thun als blos bauen, so würde ich mir selbst verächtlich vorkommen. Mein seliger Vater hat mir etliche Forderungen an das kölner Erzstift und sonst noch hinterlassen, und als wir in Landshut lagen, hat er mir klagend erzählt, wie ungerechterweise Herzog Alexander von Zweibrücken-Veldenz ihm in dem pfalzbairischen Krieg Sien verbrannt habe; auch das kann ich nicht auf sich beruhen lassen. Wenn ich nun aber etwas gegen die Fürsten anfangen will, so kann ich auf die Hülfe der Edelleute, meiner Freunde, nicht rechnen, denn die sind ja eben dieser Fürsten Lehnsleute. Nun haben aber die von Worms vielen Leuten ihr Eigenthum gewaltsam genommen und hinterher erst Recht geboten; so ist namentlich auch Balthasar Schlör geschehen. Ich bin deshalb entschlossen, mich Balthasar Schlör's gegen die von Worms anzunehmen, und will es auf diesem Wege mit Gottes Hülfe dahin bringen, daß ich meine sonst ausstehenden Forderungen, ohne einen Krieg zu unternehmen und ohne einen Schwertstreich zu thun, durch Vertrag befriedigt erhalte."

Kaum hätte Sickingen sein eigenes Treiben und das des ganzen Standes, dessen glänzendster Repräsentant er anerkanntermaßen war, bezeichnender charakterisiren, kaum aber auch die Verwilderung des deutschen Ritterthums handgreiflicher darthun können, als es in diesen von seinem eigenen, ihm aufrichtig wohlwollenden Schwager auf uns gebrachten Worten geschehen ist. Daß selbst die vielgepriesene Sickingen'sche Herrlichkeit auf nichts anderes hinauslief als auf ein Raubritterthum im großen Stile, diese Thatsache tritt uns in jener Rede mit naivster Unmittelbarkeit entgegen. Sickingen hat also alte Forderungen an etliche geistliche und weltliche Fürsten: gegen diese Fehde zu

Digitized by Google

erheben und die Leistung des Schuldigen zu erzwingen, wagt er nicht, weil ihm in einem solchen Kampfe die Hülfe seiner ritterlichen Standesgenossen, welche zu jenen Fürsten im Lehnsverbande stehen, fehlen würde: also wird er sich auf den ersten besten Vorwand hin an das reiche Worms machen, um sich nicht blos auf dessen Kosten möglichst zu bereichern, sondern zugleich auch durch die Heimsuchung, die er über Worms bringt, jenen Fürsten zu Gemüthe führen, was sie, wenn sie nicht endlich seine Forderungen befriedigen und es auch ihrerseits auf Fehdeerhebung ankommen lassen, für Land und Leute zu befahren haben! Die frevelhafte Willkür und die absolute Rechtlosigkeit dieser ritterlichen Herren kann wahrlich nicht unverhüllter, nicht crasser zum Ausdruck gebracht werden, als es Sickingen selbst hier gethan hat! Und es handelt sich hier nicht etwa um die frevle Gewaltthat eines einzelnen Uebermüthigen und Uebermächtigen; wir haben es hier vielmehr zu thun mit einem ganz gewöhnlichen, allgemein üblichen Verfahren, das zu einem förmlichen System ausgebildet war und fast als ein erlaubtes Rechtsmittel angesehen wurde. Zugleich aber gibt die Thatsache, daß Sickingen, um etlichen Fürsten gegenüber sein Recht durch Einschüchterung zu erzwingen, mit Mord, Raub und Brand über eine ihm bisher in keiner Hinsicht verfeindete, in nichts zu nahe getretene Stadt herfällt, einen neuen Beleg für den tödlichen Haß, welcher damals zwischen dem heruntergekommenen deutschen Adel und den so rasch erblühten Städten entbrannt war: jeder Vorwand, auch der fadenscheinigste, wurde benutzt, um sich auf Kosten der reichen Kaufleute zu bereichern! Freilich kann nicht geleugnet werden, daß die Städte und ihre Bürger solch heillosem Treiben nicht selten ihrerseits noch Vorschub leisteten. Denn wenn ein Bürger, sei es von seinesgleichen, sei es von sonst irgendjemand, in der Stadt oder auf einer Reise außerhalb des Gebietes derselben irgendwie geschädigt worden war und, vielleicht ganz grundlos oder auch mit Recht, weil er selbst die Händel veranlaßt hatte, auf dem gewöhnlichen Rechtswege seine Sache nicht durchfechten zu können meinte, so pflegte er — das war das durch zahllose Beispiele belegte, damals allgemein

Digitized by Google

übliche Verfahren — seinen Anspruch auf Schadenersatz durch eine Scheincession irgendeinem streitbaren und beuteluſtigen Edelmann zu überlassen und dieser setzte dann dem wirklichen oder vermeintlichen Schadenstifter auf Grund einer förmlichen Fehdeankündigung so lange zu, bis sich derselbe zur Befriedigung der an ihn gestellten Forderungen bequemte: in solchen Fällen wird der eigentlich Geschädigte wol meist eben nur das bekommen haben, was ihm zustand; sehr viel reichlicher pflegte der Gewinn desjenigen bemessen zu werden, der sich als angeblicher Beschützer des gekränkten Rechts angenommen hatte. Diese Art von Schutz und Schirm der Gekränkten und Verfolgten war für die meisten Ritter, die sie übten, nichts mehr und nichts weniger als eine Quelle leichten Erwerbs, durch welchen sie ihren dürftigen Vermögensumständen etwas aufzuhelfen strebten.

Was seine minder mächtigen ritterlichen Genossen im Kleinen jahraus jahrein übten, trotz Landfrieden und trotz Kammergericht, das gedachte also damals Franz von Sickingen, entsprechend den beträchtlichen Mitteln und weit ausgebreiteten Verbindungen, über die er verfügte, und entsprechend auch der beabsichtigten Wirkung auf Fürsten des Reichs einmal im größten Stile zu wiederholen. Der Vorwand brauchte ja nicht etwa auch ein entsprechend gewichtiger zu sein: auch Sickingen nahm da, was er gerade fand, und kümmerte sich wenig um den Widerspruch zwischen dem kolossalen Apparat, den er in Bewegung setzte, und dem geringfügigen Streitobject, um das es sich angeblich allein handeln sollte. Vergeblich mahnte sein Schwager Philipp von Flersheim und drang in ihn, sich ein so gewagtes Unterfangen wieder und wieder zu überlegen; auch die warnenden Stimmen anderer Freunde machten auf Sickingen keinen Eindruck. Aber nicht einen Augenblick stieg dem ganz und gar in der ritterlichen Denkweise befangenen Sickingen ein Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines gewaltthätigen Treibens auf, er meinte vielmehr ein Gott wohlgefälliges Werk zu beginnen und rechnete zuversichtlich auf des Himmels Beistand zur glücklichen Durchführung desselben, während doch selbst unter seinen nächsten Genossen und bewährtesten Freunden einer und

Digitized by Google

der andere unbefangen genug war, um offen einzugestehen, daß zu so schweren Händeln, wie Sickingen sie angebunden, der vorgeschützte Anlaß denn doch allerdings gar zu unbedeutend gewesen sei. Man wird auch heute nicht umhin können, diesem Urtheil als einem durchaus zutreffenden unbedingt beizupflichten.

In der Freien Reichsstadt Worms war im Jahre 1513 ein seit lange bestehender feindlicher Gegensatz der Parteien mit gesteigerter Heftigkeit erneut worden und hatte zu stürmischen Bewegungen in der Bürgerschaft geführt. Lange Zeit hatte die wormser Bürgerschaft ihre Reichsunmittelbarkeit gegen die in ihren Mauern sitzenden Bischöfe zu vertheidigen gehabt, welche sie wieder unter ihre Hoheit zu bringen bestrebt waren; erst im Anfang des 16. Jahrhunderts hatte dieser alte Streit seine Entscheidung zu Gunsten der Stadt erfahren; grollend blieb infolge dessen Bischof Reinhard seinem Sitze fern, während sein Klerus sich mit der Bürgerschaft, welcher Kaiser Maximilian alle Hoheitsrechte bestätigt und verbrieft hatte, schließlich versöhnte und in die Stadt zurückkehrte. Doch hatte die bischöfliche Partei ihre Sache damit offenbar noch keineswegs verloren gegeben: vielmehr benutzte sie die mancherlei Parteiungen, die innerhalb der Bürgerschaft bestanden, nährte das dieselbe trennende Mistrauen und säete Zwietracht in der Hoffnung, so eine neue Umwälzung herbeizuführen, bei der es ihr mit Hülfe des gewonnenen Anhangs vielleicht gelang, die Gewalt wieder an sich zu bringen. Wirklich kam es denn auch um Fastnacht 1514 zu der gewünschten Revolte: aber der Energie des Rathes und der treu zu demselben haltenden Zünfte gelang es, dieselbe sofort niederzuwerfen. Unter kaiserlicher Mitwirkung erging nun ein blutiges Strafgericht über die gefangenen Anstifter und Leiter der Erhebung; doch fürchteten die städtischen Behörden, wol nicht ohne Grund, es möchte sich noch mancher schwerer Compromittirte durch schleunige Entfernung aus der Stadt der drohenden Strafe entzogen haben und es könnte sich, wenn man diese Leute nicht auch unschädlich machte, binnen kurzer Zeit der Stamm zu einer neuen Verschwörung in der

Digitized by Google

Stadt versammelt haben. Deswegen wirkte man bei Kaiser Maximilian, dem Schirmherrn der Freiheit von Worms, den Erlaß eines Decrets aus, wonach jeder, der sich vor der Untersuchung aus der Stadt geflüchtet hatte, der Reichsacht verfallen sein und sein gesammter Besitz zum Vortheil der Gemeinde eingezogen werden sollte. Demgemäß verfuhr nun auch der wormser Rath, wobei es denn natürlich nicht ohne manche Rechtswidrigkeit und Gewaltsamkeit abgegangen sein wird. Aber ebenso gab das Allzuschneidige dieses Verfahrens solchen, die an dem Aufstande betheiligt gewesen und, als sie dessen Sache verloren sahen, geflohen waren, einen gern benutzten Vorwand, die gegen sie verhängte Einziehung ihrer Güter bei aller Welt als eine unerhörte Gewaltthat zu verschreien: ungehört seien sie verdammt; ohne überführt worden zu sein, seien sie von Haus und Hof genöthigt und ins Elend gejagt und könnten es unter solchen Umständen ja natürlich nicht wagen zurückzukehren und sich nachträglich zum Erweis ihrer Unschuld zu Recht zu stellen. Dieser Standpunkt wurde nun namentlich von dem bischöflichen Notar Balthasar Schlör vertreten und mit großem Eifer geltend gemacht. Schon seine Stellung als bischöflicher Notar mußte diesen Mann in den Augen der aufgeregten Wormser, die in dem ganzen Aufstande nur die Absicht witterten, ihre Stadt unter die weltliche Gewalt des Bischofs zurückzubringen, als verdächtig erscheinen lassen. Auffallenderweise aber hatte man Schlör unmittelbar nach der Niederwerfung der Rebellion, während deren er in der Stadt verweilte, aber nicht besonders hervorgetreten zu sein scheint, unbehelligt gelassen; erst mehrere Wochen später, als er sich im Auftrage des Bischofs an den kaiserlichen Hof begeben hatte, wurde jenes vom Kaiser erwirkte Decret auch auf Balthasar Schlör angewandt und dessen Vermögen, weil er sich angeblich der Untersuchung entzogen hatte, für verfallen erklärt. Schlör's Protest gegen dieses in jedem Falle bedenkliche Verfahren, sein Erbieten, sich mit sicherm Geleit zur Untersuchung zu stellen, die Betheuerung seiner völligen Unschuld an dem Geschehenen: alles blieb vergeblich. Da wandte sich Schlör endlich an Franz von Sickingen, zu dem er schon von früher

Digitized by Google

her Beziehungen gehabt zu haben scheint. Man braucht nicht eben anzunehmen, daß Sickingen sich berufen glaubte, den Beschützer der Verfolgten und in ihren Rechten Gekränkten zu spielen, wenn er sich der Sache des bisherigen bischöflichen Notars, der nun als Secretär in seine eigenen Dienste trat, so warm und thatkräftig annahm: nach dem, was der hier gewiß unverdächtige Philipp von Flersheim über das Gespräch berichtet, das er auf dem Heimwege von Kreuznach nach der Ebernburg mit seinem Schwager gehabt hat, werden wir vielmehr das Richtige treffen mit der Vermuthung, daß der gewaltthätige Ritter außerordentlich froh war, einen Vorwand zu finden, auf den hin er, so sehr auch seine nächsten Freunde und bewährtesten Genossen darüber den Kopf schütteln mochten, mit einer so reichen Gegnerin, die deshalb auch einen so stattlichen Gewinn verhieß, anbinden konnte. Rechnete er daneben doch offenbar darauf, daß ein Erfolg Worms gegenüber der Macht, an deren Sammlung und Uebung er ein volles Jahrzehnt planmäßig und rastlos gearbeitet hatte, die aber bisher nur in kleinen Unternehmungen erprobt war, mit einem Schlage eine solche Achtung verschaffen würde, daß auch die ersten Fürsten des Reichs, blos um Händeln mit ihm aus dem Wege zu gehen, sich zu schleuniger und vollständiger Erfüllung seiner alten Forderungen bequemen würden. Wie wenig es Franz von Sickingen darum zu thun war, Balthasar Schlör zu seinem Rechte zu verhelfen oder demselben von den Wormsern eine reichliche Entschädigung auszuwirken, das zeigt ja ganz deutlich die Art, wie Sickingen die wiederholten Erbietungen des wormser Raths zu einem schiedsrichterlichen Austrag des leidigen Handels durch immer weiter gehende Forderungen und durch den Vorschlag von Schiedsrichtern, die für die Wormser durchaus unannehmbar waren, um den gewünschten Erfolg zu bringen wußte. Er ließ von diesem Vorhaben auch nicht ab, als das Reichskammergericht, das ja damals seinen Sitz in Worms selbst hatte, sich ins Mittel legte und ihn unter Androhung der Reichsacht vor jedem gewaltthätigen Vorgehen warnte. Aber dies so wenig wie die sonst aufgewandten Friedensbemühungen hatten irgendwelchen Erfolg. Denn es wirkte, wie

Digitized by Google

es scheint, bei Sickingen noch ein anderes, mehr politisches Motiv mit. Unser Ritter theilte mit seinen Standesgenossen die vornehme Geringschätzung des Bürgerthums und zugleich den tödlichen Haß gegen die Städte. Der Ausgang der wormser Rebellion, welche gegen die Freiheit der Stadt gerichtet gewesen zu sein scheint, mußte ihm daher um so unbequemer sein, als er seine den Städten feindliche Gesinnung nicht blos von seinen Standesgenossen, sondern auch von der Mehrzahl der Fürsten, namentlich gerade der rheinischen Kurfürsten und da wieder besonders des Pfälzers, getheilt wußte: in diesen Kreisen war man sehr unzufrieden mit der augenfälligen Begünstigung, die Kaiser Maximilian den Städten zutheil werden ließ, und lebte der Ueberzeugung, daß dabei nicht selten sehr unlautere Motive mitwirkten: es ging wenigstens vielfach die Rede, die Städte verdankten die ihnen so günstigen Entscheidungen des kaiserlichen Hofs der unfehlbaren Wirkung, deren ihr klingendes Gold bei den Räthen Maximilian's jederzeit gewiß war. Der Gegensatz des verarmten Adels zu dem reich gewordenen Bürgerthum kam also auch hier wieder als ein politisch wirkender Factor zur Geltung.

Sickingen wollte eben die Fehde gegen Worms: dieselbe schien ihm gerade in diesem Augenblick ganz besonders geeignet, um die seit Jahren gesammelte Kraft vor dem staunenden Reiche recht eindrucksvoll sich entfalten zu lassen und Freund und Feind durch ein über alles Erwarten glänzendes Auftreten recht gründlich zu imponiren. Dem gegenüber vermochten weder die Friedensbemühungen der geängstigten Wormser, noch die Abmahnungen der Reichsobrigkeiten, noch auch die sorgenvollen Bedenken der Verwandten und Waffengenossen auf den trotzigen, gewaltthätigen Sinn irgendwelchen Eindruck zu machen: Worms sollte ihm eine Stufe werden zum Steigen, mochte die reiche Stadt dabei auch niedergetreten werden!

Das Verfahren Sickingen's in diesem Handel mußte von jedem auch nur leidlich billig Denkenden ganz und unbedingt verworfen werden: denn nicht einmal die Förmlichkeiten beobachtete er, welche nach dem ritterlichen Brauche jener Zeit für derartige

Digitized by Google

Fehden üblich und Gewaltthätigkeiten, wie hier eine geübt werden sollte, wenigstens mit dem äußern Schein eines Rechtsverfahrens zu umkleiden bestimmt waren. Ohne zuvor den die Fehde erklärenden Absagebrief dem wormser Rathe überreichen zu lassen, überfiel am 22. März 1515 Franz von Sickingen mit seinen Reisigen, mit Fußvolk und mit Geschütz, in der Nähe von Oppenheim das von Heidelberg nach Frankfurt fahrende Schiff, auf welchem sich dreißig Bürger von Worms, zum Theil hochangesehene und reiche Leute, befanden, welche er sammt einer reichen Beute auf der Ebernburg in Sicherheit brachte: an demselben Tage erst lief in Worms Balthasar Schlör's Schreiben ein, worin er der Stadt absagte, und erst einige Tage später erfolgte die förmliche Erklärung der thatsächlich schon eröffneten Fehde durch Sickingen selbst.

Es kann füglich dahingestellt bleiben, ob Franz von Sickingen wirklich, wie die Wormser nachher mehrfach behauptet haben, dabei gedroht, die Stadt unter die Botmäßigkeit des Bischofs zurückzuführen, und in einer höhnisch herausfordernden Weise dem Reichskammergericht gerathen hat, sich doch an einen passendern Ort zu verfügen, da er sonst für die Sicherheit der Personen seiner Mitglieder durchaus nicht einstehen könne: selbst in jenen rechtlosen Zeiten, wo aus einer gleich staatsfeindlichen und verwilderten Auffassung hervorgehende ähnliche Thaten kleinern Maßstabes etwas ziemlich Alltägliches waren, schien das von Sickingen beliebte Verfahren denn doch alle Schranken zu durchbrechen und als völlig unentschuldbar und durchaus unverträglich auf das schnellste und strengste geahndet werden zu müssen. Der Eindruck, welchen Sickingen's schnöder Friedensbruch Worms gegenüber am kaiserlichen Hofe gemacht hatte, mußte ein ganz ungewöhnlich mächtiger gewesen sein, wenn im Gegensatz zu dem sonst in dergleichen Dingen üblichen schleppend langsamen Geschäftsgange schon nach wenig mehr als drei Wochen, am 16. April, ein kaiserliches Mandat ergehen konnte, in welchem gegen Sickingen und alle ihm Anhängenden und Hülfe Leistenden die Reichsacht und Aberacht ausgesprochen wurde. Und damit nicht genug: der sonst so langmüthige und oft so energie-

Digitized by Google

lose Kaiser Maximilian, nachdem er einmal sozusagen Feuer gefangen hatte, konnte sich selbst kaum genugthun in rücksichtslos kraftvollem Einschreiten und erließ nur einen Monat später, am 15. Mai 1515, ein neues Achtmandat gegen den übermüthigen Friedebrecher. In dem wunderlich verschnörkelten und weitschweifigen Kanzleistil jener Zeit wurde darin in ganz außerordentlich scharfen Ausdrücken gegen Sickingen geeifert, sodaß, folgten den Worten wirklich die entsprechenden Thaten, der Ritter kaum hoffen durfte, seinen Kopf noch aus der Schlinge zu ziehen, die er sich selbst übergeworfen hatte. Namentlich scheint der Kaiser durch Sickingen's angebliche, allerdings höchst respectwidrige Bedrohung des Reichskammergerichts sich schwer beleidigt gefühlt zu haben: Sickingen wird des Hochverraths für schuldig erklärt, er und seine Kinder und alle Nachkommen sollen ihres Adels, Stammes, Namens, des Helms und Schildes derer von Sickingen verlustig gehen; ihre Besitzungen, gegenwärtige und künftig etwa zu erwerbende, werden für verfallen erklärt, ja alle Sickingen insgesammt sollen „aus aller Gesellschaft des Adels und der ehrlichen rittermäßigen Leute ausgeschlossen und zu der Schar der unvernünftigen Thiere und ehrlosen Menschen gezählt, geachtet und gehalten werden"; niemand im ganzen Reiche, kein Kurfürst, Prälat, Graf, Freiherr, Ritter, Knecht, Hauptmann u. s. w., niemand von des Reiches Unterthanen und Getreuen, in was für Würde, Stand oder Wesen er sei, soll mit dem Geächteten und dessen Geschlecht irgendwelche Gemeinschaft haben, „da derselbe Ehre, Adel, Herkommen und Würdigkeit verwirkt und verloren habe" und durch kaiserlichen Spruch „entsetzt, privirt, auch von aller Gesellschaft und Gemeinschaft des Adels und ehrlicher rittermäßiger Leute ausgesondert, verworfen und abgeschnitten sei".

Franz von Sickingen wußte natürlich so gut wie jeder andere, daß dies zunächst eben leere Worte seien, denen die That auf dem Fuße folgen zu lassen Kaiser und Reich durchaus nicht die Mittel hatten. Nichts lag ihm daher ferner, als durch die hochtönenden kaiserlichen Strafmandate sich einschüchtern und wol gar sich zur reuigen Unterwerfung bestimmen zu lassen: die un-

Digitized by Google

gewöhnliche Art, wie der Kaiser wider ihn eingeschritten, ließ den Preis, den es in dieser Fehde zu gewinnen galt, nur größer und glänzender erscheinen. Rüstungen im großen Maßstabe wurden nun von ihm begonnen. Jetzt kam dem Ritter die kluge Wirthschaftlichkeit zugute, mit der er jahraus jahrein sein Vermögen vermehrt und seine Renten gesteigert hatte, sowie die vielverzweigte Verbindung der mannichfachsten Art, in der er mit der streitbaren Ritterschaft ringsum sich befand, nicht minder aber der gute Name, den er sich als streitbarer und namentlich als ein pünktlich zahlender Hauptmann bei dem unruhigen Volke der Landsknechte zu machen gewußt hatte. Die rechtlose Art der damals üblichen Kriegführung, bei der das Beutemachen und Plündern und die Niederwerfung wehrloser Genossen der Gegenpartei, die sich dann mit großen Summen freikaufen mußten, entschieden die Hauptrolle spielten und eigentlich militärische Actionen nur ausnahmsweise einmal stattfanden, verhieß ja gerade in diesem Falle, wo es gegen eine der reichsten Städte vorzugehen galt, allen denjenigen, welche sich unter Sickingen's Fahnen sammelten, besonders leichten und glänzenden Gewinn. So kam es denn, daß Sickingen, in offenem Kriegszustand nicht blos gegen Worms, sondern auch gegen Kaiser und Reich, als er erst ordentlich und planmäßig zu werben und zu rüsten begann, in kurzer Zeit eine Streitmacht um sich versammelt sah, wie unter den Fürsten des Reichs sie damals nicht so leicht einer aufzubringen vermocht hätte: mit 1100 schwergerüsteten Reitern und 6000 Landsknechten konnte er schon dem heftigen Ansturm der Gegner zuversichtlich die Stirn bieten.

Es entsprach nur seiner ganzen Geistesart, wenn Sickingen sich nicht lange mit kleinen Streifereien aufhielt, sondern durch einen vernichtenden Schlag sofort den Hauptgegner zu Boden zu werfen suchte. Ende Juni 1515 marschirte er geradeswegs auf Worms. Durch geheime Emissäre hatte er in der Stadt, wo man natürlich nicht ohne die größte Sorge der nächsten Zukunft entgegensah, Plakate verbreiten lassen, in denen er betheuerte, der Freiheit der Stadt nicht nachzustellen, sondern blos dem Willkürregiment des gewissenlosen Raths ein Ende machen zu

Digitized by Google

wollen: er unterfing sich also, der aufgeregten und durch die Kriegsnoth geängstigten Menge gegenüber den Befreier zu spielen, machte aber damit nicht den gehofften Eindruck. So begann Sickingen denn die Belagerung von Worms: drei Tage lang ließ er die Stadt aus den mitgeführten Geschützen mit Steinkugeln bewerfen; zweimal suchte er die Mauern mit Sturm zu gewinnen, jedoch vergeblich: die tapfere Bürgerschaft schlug den Angriff siegreich zurück. Auf diesem directesten Wege war also nicht zum Ziele zu gelangen. Sickingen versuchte es in einer andern Weise: eine schreckliche Verwüstung wurde über die ganze Umgegend verhängt, der nicht blos die Felder, sondern namentlich auch die kostbaren, von den Wormsern so sorgsam gehegten Weinpflanzungen zum Opfer fielen. Aber dies so wenig wie der Versuch, der Stadt das Wasser abzuschneiden und dieselbe so zur Uebergabe zu zwingen, machte auf die tapfern Vertheidiger Eindruck. Sickingen lenkte ein: aber sein Anerbieten, gegen Zahlung von 15000 Gulden die Feindseligkeiten einzustellen, wurde von den Wormsern auch nicht angenommen. Natürlich konnte man sich nun, nachdem es schon zu so argen Thaten gekommen, über ein schiedsrichterliches Verfahren, das die Wormser gern hätten eintreten sehen, nicht mehr einigen. So dauerte die Fehde denn fort. Nach Entlassung der Hauptmacht seines Fußvolks setzte Sickingen gegen die Wormser in der minder imponirenden, aber für Worms nicht minder gefährlichen und verderblichen Weise echten Raubritterthums den Krieg fort, sodaß die Bürger von Worms sich jahrelang nicht aus den Mauern der Stadt wagten, die Felder ringsum unbestellt blieben und die sonst von Handel und Verkehr so vielfach belebten Straßen der ganzen Gegend öde und todt lagen.

Volle zwei Jahre hindurch blieb es bei diesen kaum erträglichen Zuständen; volle zwei Jahre hindurch sah sich eine der bedeutendsten Städte des Reichs den willkürlichen Räubereien eines fehdelustigen Ritters preisgegeben. Nicht als ob es dem Kaiser Maximilian an der löblichen Absicht gefehlt hätte, solch rechtlosem Treiben ein Ende zu machen: aber woher sollte er die Mittel dazu nehmen? Er verfügte ja nicht über so reiche

Digitized by Google

Geldmittel wie Franz von Sickingen; ihm standen keine Ganerbschaften und Burgfriedenverbände zur Verfügung, die nur seines Winkes gewärtig waren, um für ihn einen fröhlichen, Beute verheißenden Ritt zu machen: er mußte in mühsamer, die kostbare Zeit nutzlos vergeudender Verhandlung von den Ständen des Reichs die zur Bestrafung des schnödesten Landfriedensbruchs nöthigen Mittel zu erwirken, nicht selten zu erbitten suchen. Wie wenig durch die Reformen der letzten Jahre im Reiche gebessert sei, wie ewiger Landfriede, Reichskammergericht und Kreistheilung entweder nur auf dem Papier bestanden oder in der Praxis sich als völlig verfehlt erwiesen: das mußte Maximilian gerade in jenen Tagen der Sickingen'schen Fehde gegen Worms in fast demüthigender Weise erfahren. Die Stände des Oberrheinischen Kreises, als die nächstbetheiligten, wurden nach Landau berufen, um die gegen Sickingen zu ergreifenden Maßregeln zu beschließen. Es konnte sich doch, wie die Dinge nun lagen, füglich um nichts anderes handeln als schleunigste Aufbietung der Truppenmacht, die zur Vollstreckung der Reichsacht nöthig war: aber die einen meinten, die Sache nur, wenn alle einmüthig seien, in die Hand nehmen zu können; die andern, insbesondere die geistlichen Stände, freuten sich der Noth, in welche eine von den verhaßten Städten gerathen war; andere noch — und das war namentlich bei den Städten des Kreises der Fall — hatten nicht die geringste Lust, durch Gewährung von Hülfe an Worms auf sich selbst durch Sickingen und dessen Genossen ein ähnliches Unwetter herabzubeschwören. So kam es, daß von Reichs wegen so wenig wie von seiten des Oberrheinischen Kreises irgendetwas zur Rettung von Worms geschah!

Wenn Franz von Sickingen, als er die Sache Balthasar Schlör's zu der seinigen machte und die Fehde gegen Worms begann, augenscheinlich ohne jede Rücksicht auf Recht und Unrecht handelte und ausschließlich von der Erwägung geleitet wurde, daß hier eine vortreffliche Gelegenheit geboten sei, sich mit einem Schlage einen großen Namen zu machen und sich schnell ein gewaltiges Stück in die Höhe zu arbeiten, so hatte er, wie der Verlauf des ganzen Handels bewies, vollkommen richtig geurtheilt, ja er muß schließlich seine eigenen kühnsten Erwartungen einiger-

Digitized by Google

maßen übertroffen gesehen haben. Denn eine eigenthümliche Verkettung der Umstände bewirkte es, daß die imponirende Macht und unübertroffene Kriegstüchtigkeit, welche Sickingen in der Durchfechtung der wormser Fehde gegen Kaiser und Reich bewährte, eben diese zu der Erkenntniß seines Werths brachte und in ihnen den lebhaften Wunsch erregte, einen solchen Mann für sich selbst zu gewinnen und zum Vorkämpfer der eigenen Interessen zu werben. Und in dem Moment, wo diese Wendung eintrat, konnte Sickingen eines für ihn durchaus ungefährlichen Ausgangs seiner Streitigkeiten mit Worms zum voraus gewiß sein und ruhig den Zeitpunkt abwarten, wo er aus des Reiches Acht und Aberacht gelöst werden würde. Die Verwickelungen kamen dem verwegenen Ritter zugute, welche sich Kaiser Maximilian durch seine italienischen Kämpfe und den diesen entsprungenen, mit England gemeinsam geführten Krieg gegen Frankreich bereitet hatte.

Als eifriger Parteigänger Frankreichs, neuerdings sogar mit einer französischen Prinzessin vermählt, galt der jugendliche Herzog von Lothringen mit Recht für einen gefährlichen Nachbar des Deutschen Reichs. Es scheint, als ob Maximilian und seine Bundesgenossen von dem Gedanken ausgingen, die während des letzten Feldzugs in Italien erlittenen Verluste durch einen unerwarteten Angriff auf Lothringen wettzumachen, als sie dem Herrn Gangolf von Geroldseck die Geldmittel zur Verfügung stellten, welche denselben in den Stand setzten, um einer Silbermine willen, über die er mit seinem lothringischen Nachbar haderte, eine fast wie ein Krieg aussehende Fehde größten Stils zu unternehmen. Im Sommer 1518, während Sickingen noch gegen Worms zu Felde lag, fiel Geroldseck mit 10000 Söldnern in Lothringen ein, sah sich aber nach anfänglichen Erfolgen durch den rasch neue Kräfte sammelnden energischen Gegner in seinem Siegeslauf aufgehalten. In dieser Verlegenheit wandte er sich an Sickingen; schnell wurde man handelseinig; mit dem Gelde Geroldseck's oder richtiger mit dem Gelde, welches dieser auf des Kaisers Betreiben von England erhalten hatte, warb Sickingen zu den Mannschaften, mit denen er noch gegen Worms operirte,

Digitized by Google

eine beträchtliche Streitmacht und fiel mit derselben von seinen am Abhange der Hardt gelegenen, Lothringen benachbarten Gütern aus in das Gebiet des Herzogs Anton ein, nicht in eigener Sache fechtend, sondern ganz als Condottiere. Etwas Nennenswerthes erreicht freilich hat auch Sickingen nicht: es scheint, daß die Heeresmacht Geroldseck's entweder kriegsuntüchtig war oder deren Führer durch den Lothringerherzog bestochen wurden und deshalb ihre Leute absichtlich auseinanderlaufen ließen. Damit war auch für Sickingen jeder größere Erfolg unmöglich gemacht. Das Merkwürdige und für das Aufkommen Sickingen's so überraschend Förderliche lag bei diesem lothringischen Zwischenspiel einmal darin, daß derselbe in des Reiches Acht und Aberacht als Genosse des Herrn von Geroldseck doch strenggenommen zugleich auf der Seite des Kaisers und für die Sache des Reichs gegen Lothringen focht; dann aber darin, daß Herzog Anton, der von dieses neuen Gegners Macht keine geringe Meinung bekommen zu haben scheint, denselben an sich zu ziehen, ihn für die Zukunft unschädlich zu machen oder noch lieber zum guten Freunde zu werben für nöthig erkannte. Herzog Anton erkaufte nicht blos durch Rückzahlung der von Sickingen auf die Rüstung zu dieser Heerfahrt verwendeten Kosten für den Augenblick den Frieden, sondern er schloß mit demselben sogar einen Vertrag, nach welchem Sickingen von ihm einen Jahrgehalt bezog und dagegen wol für den Fall der Noth Hülfe mit seinen Reisigen und Landsknechten zu leisten zusagte.

Das war ein glänzender Erfolg und eine beträchtliche Steigerung der Sickingen'schen Macht. Daß er von nun an in den unklaren und vielfach verschlungenen Verhältnissen dort im äußersten Westen des Reichs, in den an Frankreich angrenzenden und von dorther so viel beeinflußten Landschaften eine feste Position gewonnen hatte, war für Sickingen's ferneres Emporkommen von nicht minder entscheidender Bedeutung als für die Herbeiführung eines ihm günstigen Ausgangs der wormser Fehde. Denn Sickingen war nicht der Mann, um sich in der rücksichtslosesten Ausbeutung des damit gewonnenen Vortheils durch irgendwelche Bedenken irremachen und aufhalten zu lassen: wollte das

Digitized by Google

Reich ihn den Weg, den er sich in seinem Ehrgeize vorgezeichnet hatte, nicht ungehindert gehen lassen, so hatte er nunmehr durch die von dem lothringer Herzoge vermittelte Verbindung nach dem Westen hin und durch die ihm jeden Augenblick gebotene Möglichkeit einer Anknüpfung mit dem Könige von Frankreich selbst eine Stellung gewonnen, welche ihn hoch erhob über die Sphäre der ausschließlich ritterlichen Standesinteressen und ihn zu einem allezeit beachtenswerthen Factor machte nicht blos in der Reichs-, sondern eigentlich auch schon in der europäischen Politik. Das wurde bald offenbar, und die Art des Auftretens, zu dem sich Sickingen demnächst berufen glaubte, ließ am besten erkennen, wie erstaunlich viel derselbe bis dahin schon gewonnen hatte.

Denn noch von einer andern Seite her bot sich Franz von Sickingen eben in jener Zeit die erwünschte Gelegenheit, mit dem gefährlichsten Gegner des Habsburgischen Hauses, König Franz I. von Frankreich, selbst in Verbindung zu treten. Für einen Mann von dem Schlage Sickingen's mußte schon die Persönlichkeit desselben, der Glanz jugendlicher Ritterlichkeit, wohlverdienten Kriegsruhms und fürstlicher Freigebigkeit, welcher denselben umstrahlte, etwas ungemein Anziehendes haben im Gegensatz zu dem alternden Kaiser, dem das Kriegsglück noch zuletzt so feindlich gewesen war und der immer nur Geld verlangte, nie aber solches zu spenden hatte. Und nicht auf Sickingen allein mußte der Eindruck dieser glänzenden jungen fürstlichen Erscheinung ein so tiefer und so bestrickender sein: so dachte man sich in den ritterlichen Kreisen den Kaiser, den man an der Spitze des Reichs zu sehen wünschte: unter einem Kaiser von solchen Anlagen meinte man noch eine Erneuerung der alten Reichs- und Ritterherrlichkeit erleben zu können. Solche Sympathien aber, wenn auch wol noch nirgends offen ausgesprochen, begegneten sich nun doch schon auf halbem Wege mit den ehrgeizigen Entwürfen, die Franz I. und seine Vertrauten erfüllten. Bereits war es da eine beschlossene Sache, daß nach dem Tode Maximilian's der gefeierte Sieger von Marignano als Bewerber um die deutsche Krone auftreten sollte. Auch war bereits der Anfang gemacht, um einem solchen Vorhaben die Wege zu ebnen

Digitized by Google

und einen zuverlässigen Anhang zur Unterstützung desselben in Deutschland selbst zu werben. Nun hätten die auf diesem Felde thätigen Diener und Räthe des Königs Franz I. schlechte Diplomaten sein und von den in Deutschland herrschenden Zuständen wenig genügende Kenntniß haben müssen, wenn sie ihr Augenmerk nicht sofort auf Franz von Sickingen gelenkt hätten, als auf einen Mann, der für die in Aussicht genommene Combination von geradezu entscheidender Bedeutung werden konnte. Die Händel und dann der Vertrag mit Anton von Lothringen hatten Sickingen schon in gewisse entferntere Beziehungen zu dem französischen Hofe gebracht; dieselben gestalteten sich bei der nun gegebenen Lage der Dinge bald noch enger. Den Vermittler dabei machte namentlich Graf Robert II. von der Mark, der Herr von Sedan und Inhaber des Herzogthums an der Maas, ein Mann unruhigen und abenteuerlichen Sinns, hochstrebend und begierig nach Macht, welcher die eigenthümlich exponirte und dabei doch auch wieder einflußreiche und nach mehrern Seiten zugleich drohende Lage seines Gebiets an den Grenzen Deutschlands, Frankreichs und der Niederlande mit Geschick und Thatkraft zur Mehrung seines Einflusses und Abrundung seiner Besitzungen zu benutzen wußte. Mit diesem ihm offenbar einigermaßen geistesverwandten Dynasten stand Sickingen nun schon von früher her in freundnachbarlicher Verbindung: die Gemeinsamkeit mancher Interessen wies die beiden unruhigen Streber darauf an, sich gegenseitig zu stützen und zu fördern. Sickingen insbesondere mußte damals viel daran liegen, sich durch einen möglichst starken Rückhalt gegen die Gefahren zu decken, welche ihm noch immer aus der Verfeindung mit Kaiser und Reich erwachsen konnten: eine weitere Ausbildung seiner Beziehungen zu dem französischen Hofe, so konnte er mit Sicherheit annehmen, mußte im ganzen Reich und namentlich auf Kaiser Maximilian den tiefsten Eindruck machen.

So erschien denn der deutsche Ritter auf Grund einer durch den Herrn von der Mark vermittelten Einladung und von diesem geleitet zu Amboise an dem glänzenden, leichtsinnigen Hofe Franz' I. von Frankreich, wo man ihn und seine zwölf ritter-

Digitized by Google

lichen Begleiter ausgezeichnet aufnahm und durch reiche Geschenke ehrte. Aber es handelte sich schon nicht mehr blos um den Austausch von Höflichkeiten: Sickingen, mit Kaiser und Reich verfeindet, stand nicht an, sich für die Zukunft zur Förderung des französischen Interesses zu verpflichten, in einer Form, an der nur die laxe politische Moral jener Zeit, die blos selbstsüchtige Motive kannte und in Bewegung setzte, keinen ernstlichen Anstoß nehmen konnte. Gegen ein Jahrgehalt von mehrern tausend Francs trat Sickingen nämlich in ein förmliches Dienstverhältniß zu dem König von Frankreich: mit alleiniger Ausnahme des ihm befreundeten Hauses von der Mark verpflichtete Sickingen sich durch den zu Amboise geschlossenen Vertrag, Franz I. gegen jedermann zu Dienst und Hülfe zu sein. Wie die Dinge damals lagen, bei der Feindseligkeit, welche eben in jener Zeit zwischen dem Reiche und Frankreich herrschte, konnte der Schritt, den Sickingen that, doch füglich nicht anders denn als Hochverrath bezeichnet werden. Sickingen befand sich überraschend schnell auf einem furchtbar abschüssigen Wege: zerfallen mit der neuen Rechtsordnung, die in seinem Vaterlande errichtet werden sollte, in offener Rebellion dagegen, weil sie seiner ritterlichen Willkür Zügel anzulegen drohte, war Sickingen in wenig mehr als Jahresfrist der Verbündete des Auslandes, ein offenbarer Reichsfeind und Vaterlandsverräther geworden!

Merkwürdigerweise aber trug dieses Bündniß mit dem Könige von Frankreich in dem Augenblicke schon, wo es abgeschlossen wurde, auch bereits den Keim des Untergangs in sich. Sickingen war nämlich mit der Aufnahme an dem Hofe zu Amboise, so wenig dieselbe äußerlich zu wünschen übriggelassen zu haben scheint, doch keineswegs so ganz zufrieden, und hat schon in jenen Tagen aus seiner Enttäuschung gegen Vertraute gar kein Hehl gemacht. Daß es so kam, kann freilich eigentlich nicht gerade wundernehmen: Sickingen hatte viel zu sehr den Drang, der Erste zu sein, niemand als ihm unbedingt übergeordnet anzuerkennen — und darin war er ja eben ein echter, rechter Repräsentant des deutschen Adels jener Zeit — als daß ihm die streng monarchischen Formen des französischen Hofes und die

Digitized by Google

straffe Centralisation der französischen Staatsordnung nicht hätten widerstreben sollen: mußte er sich doch selbst sagen, daß gegenüber einem solchen, von monarchischem Selbstgefühl durchdrungenen König und gegenüber einem solchen Staate die Mittel völlig wirkungslos bleiben müßten, die er und seinesgleichen in Deutschland mit so ausgezeichnetem Erfolge anzuwenden gewohnt waren. Was war denn ein Sickingen, der in Deutschland eine Macht darstellte, einem Könige Franz I. von Frankreich gegenüber? Unser Ritter hat das gefühlt und seinem Misbehagen darüber auch deutlichen Ausdruck gegeben: bei einem französischen Vertrauten beklagte er sich darüber, daß der König ihm so gar kein Vertrauen entgegenbringe und ihm von seinen Entwürfen in Betreff Deutschlands nicht ein Wort gesagt habe. So hat denn die Verbindung, in welche Franz von Sickingen mit Frankreich getreten war, praktisch nicht ganz die Bedeutung erlangt, die ihr in den Augen des Ritters anfangs zugedacht gewesen war. Es mag ihm daher am Ende gar nicht so unlieb gewesen sein, daß der französische Hof mit der Zahlung der Pension nicht ganz pünktlich war und ihm so selbst einen leidlich brauchbaren Vorwand an die Hand gab, sich für nicht mehr gebunden zu erachten; außerdem aber wird man auch französischerseits kein großes Interesse mehr daran gehabt haben, auf Sickingen rechnen zu können, da mit dem bald danach erfolgten Thronwechsel in Spanien und den Niederlanden und dem Regierungsantritt des jungen Karl I. in den Beziehungen beider Länder zu Frankreich eine entschieden friedliche Wendung eintrat und Franz I. zunächst nicht mehr in die Lage kommen konnte, sich Sickingen's und seiner streitbaren Scharen etwa direct gegen Kaiser Maximilian zu bedienen.

Die wormser Fehde nahm inzwischen ihren Gang in der bisherigen Weise. Wol drohte Kaiser Maximilian ein und das andere mal mit strengem Einschreiten: da er dazu ja aber der Mithülfe der Reichsstände bedurfte, bei diesen jedoch jetzt natürlich nicht größere Bereitwilligkeit fand als früher, so ist thatsächlich nichts geschehen; höchstens trugen diese vergeblichen Anstrengungen des Kaisers dazu bei, das Ansehen des Reichsober-

Digitized by Google

haupts noch tiefer herabzusetzen und den von Sickingen gewonnenen Erfolg in den Augen der Menge als noch größer erscheinen zu lassen, als er ohnehin schon war. Zu verwundern war es unter solchen Umständen sicherlich nicht, wenn Franz von Sickingen, weit davon entfernt, einzulenken und durch eine auch nur theilweise Nachgiebigkeit sich die Versöhnung mit Kaiser und Reich zu erkaufen, immer auf neue Mittel und Wege sann, um sich in seiner außerordentlichen Stellung zu behaupten und nur einen solchen Austrag anzunehmen, der ihn nicht blos ungeschwächt und ungestraft aus diesem Handel hervorgehen, sondern auch in den Augen der Welt als den siegreichen Theil erscheinen ließ. Die Folge davon war natürlich, daß immer neue Factoren in die wormser Fehde hineingezogen wurden und so die Dimensionen derselben ins Ungemessene zu wachsen drohten. Wo irgendeine dem Kaiser und dem Reiche feindliche Macht sich rührte, da war auch Sickingen bei der Hand, um mit ihr sich zu verbinden und ihre unlautern Kräfte für seine Sache nutzbar zu machen. Was kümmerte es ihn, daß die ganze deutsche Nation sich mit Abscheu und Entsetzen von dem blutbefleckten Herzog Ulrich von Würtemberg abwandte, in dem namentlich der schwäbische Adel seinen gefährlichsten Feind tödlich haßte? Sickingen trat mit demselben so gut wie mit Frankreich in einen Dienstvertrag.

Inzwischen nahm die Fehde Sickingen's gegen das hart geplagte Worms ihren Fortgang; nicht die eine Stadt allein hatte unter den fortgesetzten Räubereien Sickingen's und seiner zahlreichen Genossen schwer zu leiden: die Gesammtheit der rheinischen Städte, ja die mit denselben in lebhaften Handelsbeziehungen stehenden schwäbischen Städte hatten durch Niederwerfung ihrer Waarenzüge und Wegnahme ihrer Schiffe immer neue Verluste zu beklagen. Gerade die an der Fehde nicht unmittelbar betheiligten Städte traf Sickingen gelegentlich absichtlich mit einem recht schweren Schlage, um ihnen jede Lust auszutreiben, sich der Wormser etwa mit Waffengewalt gegen ihn anzunehmen. Was wollte es dem gegenüber bedeuten, daß im Frühjahr 1517 wirklich einmal ein kleiner Haufe kaiserlicher Leute gegen Sickingen im Felde erschien und sogar das dem

Digitized by Google

Ritter zum Theil gehörige Hohenburg wegnahm! Eindruck machte dies natürlich nach keiner Seite hin, sodaß Kaiser Maximilian sich wieder einmal ernstlich mit dem Gedanken beschäftigte, die Vollstreckung der Reichsacht gegen Sickingen selbst in die Hand zu nehmen. Aber gerade damals wurde er durch plötzlich am politischen Horizont aufsteigende Wolken schwer beunruhigt. Es schien nämlich, als ob Sickingen, welchem die Plane des Kaisers sicherlich nicht lange unbekannt blieben, nun von allen den Verbindungen, die er im Hinblick auf die einstige Stunde ernster Gefahr angeknüpft hatte, den entsprechenden Gebrauch machen und gleichsam mit einem mal alle die Minen springen lassen wollte, die er zur Vertheidigung seiner Stellung in verschiedenen Richtungen gegraben hatte. Es hieß — so wurde dem besorgten Kaiser gemeldet — daß nicht blos Frankreich Sickingen mit Rath und That zu unterstützen bereit sei, sondern daß auch der fehdelustige Graf von der Mark, der wüste Herzog Ulrich von Würtemberg und der um anderer Gründe willen mit Maximilian zerfallene und mit Frankreich verbündete Herzog von Geldern die Waffen zu erheben bereit seien: so bedeutende Verstärkungen sollten dem Geächteten unter pecuniärer Beihülfe Frankreichs in Aussicht gestellt sein, daß derselbe im Moment des Losschlagens über eine Armee von 4000 Reitern und 10000 Fußknechten zu verfügen sicher sei. Es ist begreiflich, daß solche Aussichten die Kriegslust des Kaisers sehr dämpften und in demselben von neuem den dringenden Wunsch erregten, den leidigen Handel durch einen friedlichen Vergleich aus der Welt zu schaffen. Lag doch obenein dem alternden Kaiser damals nichts so sehr am Herzen, als seinem Enkel Karl von Spanien die Nachfolge auch im Reiche zu sichern: die ohnehin schon nur geringe Aussicht schwand vollends, wenn er Sickingen, den anerkannten Führer der Reichsritterschaft, zum Feinde hatte, und nicht blos das, sondern wenn dieser vielleicht gar der Bewerbung des französischen Königs um den Thron thatkräftig Vorschub leistete.

Und nun trat schließlich eine Verwickelung ein, welche der Fehde Sickingen's gegen Worms noch größere Bedeutung gab und dieselbe zu einem Brande zu entfachen drohte, dessen Flammen

Digitized by Google

den ganzen Süden des Reichs ergriffen. Im Frühjahr 1517 nahmen die Genossen Sickingen's nicht fern von Mainz, aber noch auf kurpfälzischem Gebiete einen besonders kostbaren Waarentransport weg, an dem namentlich Kaufleute von Augsburg, Nürnberg, Ulm, Ravensburg und Kempten betheiligt waren, von Städten also, mit denen Händel zu suchen Sickingen keinen andern Grund hatte, als daß dieselben infolge ihrer Zugehörigkeit zum Schwäbischen Bunde mit diesem vielleicht demnächst dem wiederholten und immer stärkern Andringen des Kaisers nachgeben und demselben die verlangten Mannschaften gegen Sickingen zur Verfügung stellen könnten. Dieser Vorgang erregte denn nun freilich einen gewaltigen Sturm. Die rheinischen Kurfürsten waren dadurch so arg compromittirt, daß sie in den Kreisen der erbitterten Städte hier und da geradezu als mitbetheiligt an Sickingen's neuester Gewaltthat angesehen wurden: an sie gedachten die geschädigten Städte sich zu halten; und hinter den Städten stand in diesem Falle der Schwäbische Bund, die bestorganisirte und lebensfähigste Einung, welche das Reich bisher hatte entstehen sehen, die namentlich in Bezug auf ihre militärische Leistungsfähigkeit nicht unterschätzt werden durfte. Die rheinischen Kurfürsten, namentlich Ludwig von der Pfalz, an den man sich zunächst zu halten gedachte, hatten nun allerdings ein hohes Interesse daran, den leidigen wormser Handel aus der Welt zu schaffen und Sickingen zur endlichen Gewährung des Friedens für die geplagte Stadt zu bestimmen. Aber auch dem Kaiser Maximilian lag jetzt mehr noch als je zuvor an der Herstellung des Friedens mit Sickingen. Zwei Jahre waren vergangen, ohne daß es zur Vollstreckung der in so feierlichen Formen gegen den Ruhestörer ausgesprochenen Reichsacht gekommen wäre; um sich gegen dieselbe vollends zu decken, war Sickingen eine Reihe von Verbindungen eingegangen, die ihn geradezu als den Mittelpunkt aller dem Hause Habsburg feindlichen Bestrebungen erscheinen ließen; was Maximilian unternehmen mochte, überall mußte er gewärtigen, neben seinen eigentlichen politischen Gegnern auch diesen militärisch besonders zu fürchtenden Widersacher sich erheben zu sehen: jede Action war ihm unmöglich

Digitized by Google

gemacht, jede energische Politik abgeschnitten, solange er nicht Sickingen von seinen Bündnern getrennt hatte. Dieses aber auf dem Wege der Gewalt zu erreichen, durfte der Kaiser nach den bisher gemachten Erfahrungen schon nicht mehr hoffen; den Weg eines gütlichen Ausgleichs zu beschreiten, mußte ihn dann vornehmlich noch der Wunsch bestimmen, Sickingen nicht blos von seinen Gegnern zu trennen, sondern ihn zugleich auf seine Seite herüberzuziehen und die Streitmacht desselben für die kaiserliche Sache zur Verfügung zu bekommen; denn nichts lag dem Kaiser damals so sehr am Herzen als ein ernstliches Einschreiten gegen den blutbefleckten Herzog Ulrich von Würtemberg: es galt also vor allem, Sickingen von diesem ärgsten Genossen loszumachen.

Diese Nothlage des Kaisers erklärt die völlig überraschende Wendung, welche Sickingen's bedenklicher Handel mit Worms im Sommer 1517 plötzlich nahm. Um die drohende Action des Schwäbischen Bundes, der sich mit aller Energie seiner geschädigten Genossen annahm, rechtzeitig abzuwenden, bemühten sich die rheinischen Kurfürsten, obenan der pfälzer, angelegentlich um Herbeiführung eines Vergleichs zwischen den streitenden Parteien. In gleichem Sinn griff auch der Kaiser in die damit angeknüpften Unterhandlungen ein: von Anfang an war es klar, daß Sickingen eine ernstliche Vergeltung nicht mehr zu befürchten habe, daß er vermuthlich ganz straflos ausgehen würde, sobald es nur gelang, eine Form zu finden, die seinen ausdrücklichen Uebertritt auf die Seite des Kaisers ermöglichte. Bei dieser Lage der Dinge kam man sich denn auch wirklich bald näher. Gegen Ende des Juni 1517 erschien Sickingen unter sicherm Geleite zu Mainz vor den dort tagenden rheinischen Kurfürsten: in einer ausführlichen Denkschrift, welche dem Kaiser überreicht werden sollte, suchte er das von ihm Worms gegenüber beobachtete Verfahren zu rechtfertigen; in den Erklärungen, die er in wiederholten Unterredungen abgab, war er offenbar bemüht, seine Auflehnung gegen Kaiser und Reich möglichst abzuschwächen und den Eindruck vergessen zu machen, den seine frühern, höchst respectwidrigen Aeußerungen bei dem

Digitized by Google

für dergleichen ganz besonders empfindlichen Maximilian zurückgelassen haben konnten. Die vermittelnden Fürsten schlugen einen Waffenstillstand vor: Sickingen wollte von einem solchen anfangs nichts hören und begründete die Weigerung sehr bezeichnend durch die Erklärung, daß ihm seine beschränkten Mittel es nicht erlaubten, die zum Kampfe gegen Worms geworbenen Mannschaften während der Waffenruhe beieinander zu behalten: eine Erklärung, welche deutlich erkennen läßt, daß die von Sickingen zusammengebrachte kleine Armee nicht auf Sold, sondern auf Beuteantheil hin geworben war, sich also gewissermaßen selber erhalten mußte. In dieser Thatsache findet dann wieder die ganze Art der damals üblichen Kriegführung ihre hinreichende Erklärung. Schließlich aber gab Sickingen doch in etwas nach, gestand die Waffenruhe zu und versprach, ihre Einhaltung auch den Seinen zur Pflicht zu machen, soweit er der inzwischen zerstreuten Mannschaften noch habhaft werden könnte. Der Kaiser billigte die Schritte der Fürsten und that seinerseits alles, was die endgültige Begleichung der Sache fördern und Sickingen's Gewinnung für die kaiserliche Partei erleichtern konnte: schon am 17. Juli hob er die gegen Sickingen und dessen Anhang ausgesprochene Reichsacht auf; doch sollte das fürs erste noch geheimgehalten werden, damit nicht etwa die eben zur Bekämpfung Sickingen's erwirkte und sich schon sammelnde Reichshülfe sofort wieder auseinanderlaufe, da Maximilian dieselbe nun mit den Streitkräften Sickingen's gemeinsam gegen Ulrich von Würtemberg ins Feld führen wollte. Dem entsprechend begannen denn nun auch besondere kaiserliche Bevollmächtigte mit Sickingen zu unterhandeln: von Leistung irgendwelcher Genugthuung für das gegen Kaiser und Reich begangene Unrecht oder gar von einer Entschädigung der Wormser und der übrigen Städte ist dabei augenscheinlich schon gar nicht mehr die Rede gewesen; Sickingen war völliger Straflosigkeit versichert, sobald er sich nur entschließen konnte, die Streitkräfte, die bisher des Kaisers Gegner zu unterstützen bestimmt waren, dem Kaiser selbst zur Verfügung zu stellen. Das aber konnte nach der Natur der dabei maßgebenden Verhältnisse keine besondern Schwierigkeiten machen. Daß die

Digitized by Google

Wormser mit dieser Wendung der Dinge nicht einverstanden waren, daß die von Sickingen zuletzt so hart getroffenen schwäbischen Städte ihre Hoffnung auf Erzwingung eines gebührenden Schadenersatzes sehr ungern entschwinden sahen, kümmerte den Kaiser natürlich nur wenig. So kam man denn überraschend schnell zum Schluß: bereits am 16. August unterzeichnete Sickingen mit den kaiserlichen Bevollmächtigten ein Protokoll, in welchem er sich dem Kaiser gegenüber zu einem Stillstande mit Worms und zur Unterhandlung über einen endgültigen friedlichen Ausgleich verpflichtete; ferner sagte Sickingen feierlich zu, dem Kaiser seinen Dank für die ihm gewährte Gnade zu bethätigen durch Hülfeleistung bei dem geplanten Zuge gegen den würtemberger Herzog.

Am kaiserlichen Hofe hatte man im Hinblick auf das habsburgische Hausinteresse allen Grund, sich dieses Abkommens mit Sickingen zu freuen; vom Standpunkte der kaiserlichen Würde und der Reichsgewalt aus freilich mußte das Urtheil darüber wesentlich anders ausfallen. Aber mit fliegenden Fahnen ging Sickingen in das Lager seiner bisherigen Widersacher über: seine Politik — will man das von unserm Ritter getriebene verwegene Spiel einmal so nennen — hatte einen glänzenden Erfolg gehabt, sein Ansehen und seine Macht, die um jeden Preis zu heben sein vornehmstes Ziel gewesen war, einen ungewöhnlich glänzenden Zuwachs erhalten: eine Macht, die als eine durchaus revolutionäre, in offenem Kampfe gegen die gesetzlichen Gewalten in die Höhe strebte, war von dem Oberhaupte des Reichs als berechtigt anerkannt, für den begangenen Rechtsbruch ungestraft gelassen und durch die mit der kaiserlichen Majestät eingegangene Verbindung geradezu legalisirt und als zu Recht bestehend anerkannt worden. Jedenfalls durfte man sich nicht wundern, wenn Sickingen, durch diesen Erfolg ermuthigt, sich einst für berufen hielt, Aehnliches und wol auch noch viel Größeres zu erreichen.

Es stimmt vollkommen zu dem Charakter Sickingen's, wie wir denselben in den bisher geschilderten Wirren sich haben entfalten sehen, wenn der Ritter die Consequenzen, die sich aus dem

Digitized by Google

soeben vollzogenen totalen Parteiwechsel ergaben, mit Schnelligkeit und Energie und nicht ohne eine gewisse überraschende Unbefangenheit zog. Namentlich offenbart sich das in der Art, wie Sickingen die Verbindung mit dem französischen Hofe löste, welche ihm selbst den gehofften Vortheil nicht gebracht hatte und dem Kaiser mit Recht ganz besonders anstößig war. Erleichtert wurde diese Wendung Sickingen ohnehin noch dadurch, daß auch sein alter Bundesgenosse, der Graf von der Mark, unlängst mit seinem bisherigen Gönner, Franz I., zerfallen und in ein Bündniß mit dem jungen Herrscher der Niederlande getreten war; überdies hatte Sickingen zu klagen, daß ihm die französische Pension nicht pünktlich gezahlt worden sei; schließlich ließ er sich in dem damals so beliebten Verfahren die Forderungen abtreten, welche ein deutscher Kaufmann an etliche Mailänder hatte, warf dann einige mailänder Kaufleute auf ihrem Zuge nach Deutschland nieder und preßte ihnen eine bedeutende Entschädigung ab. Natürlich beschwerten sich die Beraubten bei ihrem damaligen Oberherrn, dem König von Frankreich. Dieser verlangte von Sickingen Rechtfertigung und Genugthuung: die eine konnte, die andere wollte dieser nicht geben. Darauf hin ließ Franz I. die Zahlung des Sickingen zugesagten Jahrgehalts endgültig einstellen, und damit hatte die Verbindung zwischen beiden denn ihr Ende erreicht.

Ihren formellen Abschluß fand diese Wandlung in der Stellung Sickingen's durch einen Ritt desselben an den kaiserlichen Hof nach Innsbruck, wo das bisher im allgemeinen Vereinbarte im einzelnen festgestellt und durch den Mund des Kaisers selbst dem Ritter volle Vergessenheit des Geschehenen zugesagt wurde. Erst nach einigem Sträuben entschloß sich Sickingen, sich nach Innsbruck zu begeben, nicht etwa, weil er dem Kaiser nicht recht getraut und eine Falle gefürchtet hätte, sondern weil er besorgte, man würde ihm allerhand Verpflichtungen zumuthen, denen er sich, wenn der Kaiser persönlich sie vertrat, nicht gut würde entziehen können. Aber seine eigenen Freunde riethen dringend, der kaiserlichen Ladung Folge zu leisten, und so trat Sickingen denn nach dem Osterfest 1518 den Ritt nach Tirol

Digitized by Google

an. Von seinem guten Empfange daselbst und von der Leichtigkeit, mit der Kaiser Maximilian, froh, den streitbaren Ritter für sich gewonnen zu haben, sich über alles Geschehene hinwegsetzte, hat uns Sickingen's Schwager, Herr Philipp von Flersheim, in seiner Chronik ein sehr ansprechendes, die Zeit und ihre Zustände vortrefflich widerspiegelndes Bild entworfen. Eine Meile von Innsbruck wurde Sickingen mit den Seinen von dreißig kaiserlichen Leuten eingeholt; in Innsbruck eilten Grafen und Herren zu ihm in die Herberge, um ihn zu begrüßen; zum Willkommentrunk schickte ihm der kaiserliche Rath, Herr Nikolaus Ziegler, der für Sickingen's erbittertsten Gegner galt, ein Fäßchen voll Wittbacher Wein mit dem Erbieten, mehr davon zu schicken, wenn derselbe ihm schmecke. Unter Bezugnahme auf die Feindschaft, welche der Spender dieser Gabe Sickingen bisher erwiesen habe, warnte man den Ritter und rieth ihm, nicht von dem Weine zu trinken. Dieser aber ließ sich einen vergoldeten Pokal reichen und sprach dem erquickenden Trunke freudig zu, und seinem Beispiele folgten die übrigen, sodaß in einer halben Stunde das Fäßchen geleert war. Vom Kaiser selbst empfangen, setzte Sickingen demselben noch einmal in längerer Rede auseinander, wie er durch die herausfordernde Haltung der Wormser zur Fehde gegen dieselben nicht blos berechtigt, sondern eigentlich gezwungen gewesen sei, und betheuerte, daß ihm nichts ferner gelegen habe als eine Kränkung der von ihm hoch und heilig gehaltenen Autorität von Kaiser und Reich; wenn er dennoch gefehlt und den Kaiser erzürnt haben sollte, so bitte er deshalb um Verzeihung und verspreche, demselben in Zukunft ein getreuer Diener zu sein. Maximilian, höchst zufrieden mit der Wendung, welche die Dinge genommen, war vom Zorn allerdings sehr weit entfernt. „Nun, nun, Franz", erwiderte er auf die lange Auseinandersetzung des Ritters wie begütigend, „was geschehen ist, ist geschehen; es ist eben ein Misverständniß gewesen. Ich will dir ein gnädiger Kaiser sein", und dann verwies er ihn an den kaiserlichen Rath Hans Renner, der mit ihm alles übrige vereinbaren würde.

„Es war ein Misverständniß!" — in diese Worte faßte

Digitized by Google

Kaiser Maximilian sein Urtheil zusammen über einen Handel, der länger als zwei Jahre hindurch das ganze Reich in Athem erhalten, Handel und Verkehr heillos geschädigt und die Autorität von Kaiser und Reich tief herabgesetzt hatte! Es ist auf den ersten Blick nicht ganz klar, wo nach des Kaisers Meinung denn eigentlich dasselbe zu suchen ist. Daß es sich nicht um ein Misverständniß handeln kann zwischen Sickingen und Worms und den beiderseitigen Helfern, ist wol klar; das höchst bezeichnende Wort des Kaisers kann vielmehr füglich nicht anders gedeutet werden als auf Maximilian's eigene Beziehungen zu dem Ritter: dann aber würde man doch nicht umhin können zuzugestehen, der Kaiser habe damit sagen wollen, es habe sich für ihn von vornherein gar nicht um Sickingen's Landfriedensbruch und das den Wormsern zugefügte Unrecht gehandelt, sondern um den Schluß, welchen er aus Sickingen's Verfahren auf dessen Gesinnungen und Absichten gegen ihn selbst habe ziehen müssen, und demnach würde man die merkwürdige Aeußerung des Kaisers ohne Zweifel etwa so umschreiben dürfen: hätte ich gewußt, daß du durch die wormser Fehde nur deine Macht steigern und gefürchtet machen wolltest, aber bereit wareſt, dieselbe nachher meinen Interessen zur Verfügung zu stellen, so würde ich von der Sache gar nicht so viel Aufhebens gemacht haben, sondern ich hätte dich ruhig gewähren lassen! Durch eine solche Beurtheilung der Vergangenheit aber gab Maximilian — das kann nicht geleugnet werden — Franz von Sickingen doch eigentlich für die Zukunft die Erlaubniß, bei günstiger Gelegenheit wieder ebenso zu verfahren, und versicherte denselben, ihm alsdann nicht widerstehen zu wollen, da er ja sicher sei, daß Sickingen das Gewonnene nicht gegen das Haus Habsburg, sondern im Dienste desselben anwenden werde.

Bei einer derartigen Auffassung der Sachlage durch den Kaiser mußte derselbe mit Franz von Sickingen denn schnell vollends handelseinig werden. Auf Grund der durch den kaiserlichen Rath Hans Renner mit ihm geführten Verhandlungen trat Sickingen nun in aller Form in ein besonderes Dienstverhältniß zu dem Kaiser, der sich die Gewinnung des kriegs-

Digitized by Google

berühmten Ritters etwas kosten ließ. Sickingen bekam nämlich als „Verehrung“ 300 Dukaten für den Ritt nach Innsbruck und die Zusage eines Jahrgehalts von 600 Gulden; außerdem aber versprach der Kaiser, ihm jährlich eine Summe von etlichen tausend Gulden zu zahlen, damit er ein Geschwader Reiter ausrüsten und unterhalten könne, welches auf jeden Ruf des Kaisers zur Disposition desselben stehen sollte. Beide Theile waren sehr zufrieden mit diesem Abkommen, Kaiser Maximilian sogar in dem Grade, daß er meinte, man dürfe es auf 20000 Gulden nicht ansehen und dieselben den Wormsern zahlen, wenn die nicht anders zu einem endgültigen Vergleiche mit Sickingen, der ihnen natürlich gar keinen Ersatz leisten zu wollen erklärte, zu bestimmen wären. Die Frage war nur, ob die so miteinander verbündeten Interessen des Hauses Habsburg — denn nur um diese und nicht um die des Reichs und des Kaiserthums handelte es sich hier — und des um jeden Preis emporstrebenden Ritterthums lange würden in Frieden nebeneinander bestehen können. Denn daß Sickingen das neue Verhältniß, in das er eingetreten war, nicht so auffaßte, als ob er als Bündner der Habsburger nun zur Achtung gegen die Gebote des Reichs und zum Gehorsam gegen die Schlüsse der Reichstage gehalten gewesen sein sollte, bewies er nur allzu bald durch die That. Und daraus mußten dem Kaiser ja schließlich ärgerliche Verwickelungen erwachsen.

So finden wir Sickingen zunächst nur wenige Monate nach dem Besuche in Innsbruck in heftiger Fehde gegen Metz. Der Anlaß war ein ähnlicher, wie er den Streit mit Worms herbeigeführt hatte. Mit den städtischen Behörden zerfallen und aus der Stadt gejagt, hatte ein metzer Bürger seine Rechte an einen raublustigen deutschen Edelmann verkauft, der darauf hin die Metzer mit Mord und Brand heimsuchte, bis dieselben, zum Aeußersten getrieben, den eigentlich Schuldigen auf der Burg seines Beschützers tödten ließen. Darauf entbrannte der Kampf natürlich mit doppelter Heftigkeit; Sickingen aber nahm sich seines Standesgenossen an und brach mit 2000 Reitern, die er

Digitized by Google

ja nun von kaiserlichem Gelde unterhielt, und 7000 Mann zu Fuß nach förmlicher Fehdeansagung in das Gebiet von Metz ein, verheerte und brannte, erschien sogar vor der Stadt selbst und feuerte ein paar steinerne Kugeln in dieselbe. Der Rath von Metz, der nach dem eben an Worms Erlebten auf Kaiser und Reich sich nicht verlassen mochte, unterhandelte infolge dessen und kaufte um 25000 Gulden den gefürchteten Gegner ab, ehe er weiteres Unheil angerichtet hatte. Unmittelbar danach aber wendet sich Sickingen in gleicher Weise gegen den jungen Landgrafen von Hessen. Den Anlaß dazu nahm er her von dem Unrecht, welches des jungen Landgrafen Philipp Vater, Wilhelm, seinem Hause zur Zeit des bairisch-pfälzischen Kriegs angethan hatte, indem er einige den Sickingen gehörige Güter verwüstete und auch sonst dieselben in ihrem Besitze zu schädigen suchte. Hatte Sickingen doch beim Beginn der wormser Fehde es geradezu als seine Absicht ausgesprochen, durch ein an Worms zu statuirendes Beispiel die Fürsten einzuschüchtern und so dahin zu bringen, daß sie, ohne erst weiter gezwungen zu werden, den geforderten Schadenersatz leisteten. Nach dieser Seite hin hatte er also seinen Zweck noch nicht erreicht. Andererseits aber mußten die Umstände einem Angriff gerade auf Hessen einen besonders glänzenden Erfolg verheißen: während der Unmündigkeit des jungen Landgrafen Philipp war das Land von Parteiungen zerrissen; ein großer Theil des hessischen Adels haßte die bisherige Regentin, die thatkräftige Anna von Braunschweig; eben hatte der kaum dem Knabenalter entwachsene Philipp die Leitung der Regierung übernommen; kurz, in gewaltigem Vorstoß gegen dieses innerlich zerfahrene Gebiet durfte Sickingen hoffen, weit über das Maß des zu fordernden Schadenersatzes hinaus Gewinn zu erzwingen. Unmittelbar von Metz aus wandte er sich zu diesem neuen Unternehmen, indem er in dem vorangeschickten Fehdebriefe nicht blos das einst seinem Vater im bairisch-pfälzischen Kriege zugefügte Unrecht als Grund angab, sondern, wie gewöhnlich, auch die Sache eines mit der landgräflichen Regierung in Streit gerathenen räuberischen Edelmanns zu der seinen machte. Doch

Digitized by Google

scheint es beinahe, als ob das eine wie das andere mehr ein Vorwand als ein ernstlich gemeinter Grund gewesen sei und als ob Sickingen, nachdem er in der wormser Fehde den Städten gegenüber die Macht des Ritterthums dargethan hatte, in consequenter Steigerung nun die Reichsfürsten mit Respect vor sich und den Seinen habe erfüllen wollen.

Wenn nun Hessen auch nicht so völlig überrascht wurde, wie es wol von Sickingen beabsichtigt war, so war der junge Landgraf doch jedenfalls zur erfolgreichen Abwehr eines so plötzlich und mit so bedeutenden Kräften geführten Angriffs durchaus nicht hinreichend vorbereitet. Nachdem Sickingen erst einmal glücklich über den Rhein gesetzt war, drängte er die ihm entgegengeschickten hessischen Haufen, deren Führer theils nicht Lust hatten, sich mit einem solchen Kriegshelden ernstlich zu messen, theils als echte Ritter im Interesse des ritterlichen Standes mit Sickingen's Unternehmen sympathisirten, mit leichter Mühe vor sich her und suchte das ganze Land mit einer so greulichen Verwüstung heim, daß alles eilte, durch schnelle Unterwerfung ein ähnlich schweres Geschick von sich abzuwenden. So kam es, daß gleich im ersten Anlauf, ohne ernstes Gefecht, das hessische Land bis gegen Darmstadt hin in die Gewalt des Angreifers fiel und dieser bald die wenigen und nicht eben übereifrigen Vorkämpfer des jungen Landgrafen in Darmstadt selbst eingeschlossen hielt und mit harter Belagerung bedrohte. Niemand hatte Lust, sich für den jungen Landgrafen zu opfern; selbst die in Darmstadt eingeschlossenen Räthe desselben dachten nur darauf, durch möglichst schnelle Nachgiebigkeit den Feind wieder aus dem Lande zu schaffen; die zur Erreichung dieses Ziels nöthigen Opfer aber hatte nach ihrer Meinung natürlich nur der Landesherr zu bringen. In diesem Sinne zu berichten und zu wirken, schickten sie Gesandte nach Gießen, wo Landgraf Philipp Hof hielt. So schmachvoll die Haltung der hessischen Großen war, so leicht es bei einiger Energie möglich gewesen wäre, dem Feinde wenigstens so lange die Spitze zu bieten, bis die Hülfe eingetroffen war, die von verschiedenen Seiten verheißen und bei dem gerechten

Digitized by Google

Unwillen, den Sickingen's neue Gewaltthat in den Kreisen der zu Augsburg um den Kaiser versammelten Reichsfürsten erregt hatte, noch von mehrern andern sicher zu erwarten stand: wie die Dinge einmal lagen, blieb dem jungen Landgrafen, so sehr sich sein fürstlicher Stolz gegen eine derartige Demüthigung sträuben mochte, doch nichts anderes übrig, als die erbetene Vollmacht zum Abschluß eines Vergleichs mit Sickingen zu ertheilen; denn schon kam die Kunde, daß noch größere Heeresmassen über das unglückliche Land herzufallen drohten, daß Götz von Berlichingen und andere Leute ähnlichen Schlags sich beeilten, die günstige Gelegenheit auch ihrerseits zu benutzen, indem sie, die Sache Sickingen's nach Ritterrecht zu der ihrigen machend, mit ihren Helfershelfern auf Raub und Beute auszogen. So kam es denn schon am 23. September, wenig mehr als eine Woche nachdem Sickingen den Rhein überschritten hatte, in Darmstadt zum Abschluß des Friedens. Hart genug fiel derselbe für den Landgrafen aus, nicht sowol wegen der bedeutenden Opfer, die zur Befriedigung Sickingen's selbst gebracht werden mußten, als vielmehr durch die der fürstlichen Selbständigkeit Hohn sprechende Art, in welcher auf völlig nichtige Vorwände hin Sickingen sogar in die innern Angelegenheiten Hessens eingriff und dort für die Zukunft maßgebende Bestimmungen traf. Sickingen selbst mußten als Ersatz für den ihm früher in seinen Besitzungen zugefügten Schaden 35000 rheinische Gulden bezahlt werden; trotz des Vergleichs verzichtete derselbe auch nicht auf die Eintreibung der von ihm ausgeschriebenen, aber noch nicht eingegangenen Brandschatzungen: die hessischen Behörden selbst mußten bei der Eintreibung derselben Hülfe leisten; wer von den Genossen Sickingen's irgendeine Forderung an Hessen hatte, bekam dieselbe jetzt natürlich erfüllt: es war im ganzen und in allen Einzelheiten ein rücksichtslos ausgenutzter Triumph über das Landesfürstenthum, den Sickingen's Gewaltthat dem Ritterthum bereitete. Mit Recht war der junge Landgraf entrüstet darüber, daß seine Bevollmächtigten sich darauf eingelassen hatten, Sickingen's Forderungen auch in solchen Angelegenheiten zu befriedigen, welche in dem seinerzeit erlassenen Fehdebriefe nicht erwähnt waren und

Digitized by Google

erst jetzt vorgebracht wurden; er hatte nicht übel Lust, dem Vertrage, obgleich er ja auf Grund einer von ihm ertheilten Vollmacht geschlossen war, die Bestätigung überhaupt zu versagen. Dennoch mußte Philipp sich schließlich in die harte Nothwendigkeit fügen: riethen ihm dazu doch selbst diejenigen verwandten und verbündeten Fürsten, auf deren Unterstützung er, wenn er das darmstädter Abkommen verwarf und sich zur Wiederaufnahme des Kampfes entschloß, zumeist angewiesen war. In Betreff derjenigen Punkte aber, welche seinem Handel mit Sickingen ganz fremd und deswegen auch beim Beginn der Fehde nicht als Grund derselben angeführt, erst hinterher vorgebracht und den hessischen Bevollmächtigten abgezwungen worden waren, erklärte der Landgraf entschieden, sich nicht für gebunden erachten zu können, und lehnte deren Erfüllung unbedingt ab. Auch hatte er inzwischen die Sicherheit gewonnen, daß Sickingen, wenigstens für den Augenblick, sich das werde gefallen lassen müssen und nichts Ernstliches dagegen thun könne: denn Kaiser Maximilian selbst trat mit einem energischen Erlaß zu Gunsten der von dem Landgrafen verfochtenen Auffassung ein.

Ein Sturm des Unwillens nämlich war auf die Kunde von dem neuen Frevel Sickingen's in dem Kreise der Reichsfürsten zum Ausbruch gekommen, welche ebendamals zu Augsburg um den Kaiser versammelt waren. Dieselben hatten ja nicht so unrecht, wenn sie in der Person des jungen hessischen Landgrafen insgesammt eigentlich sich selber angegriffen fühlten: wo sollte denn — so konnte man wirklich fragen — wenn das so weiter ging, dem Uebermuth der von jedem Gesetz gelösten und über jedem Recht erhabenen Reichsritterschaft eine Schranke errichtet werden? Welcher Reichsfürst war sicher davor, daß ihn nicht demnächst ein Schicksal traf, wie es jetzt dem Landgrafen bereitet wurde? In lebhafter Weise und nachdrücklich hatten die Fürsten, auf die erste Kunde von Sickingen's Einfall in Hessen, unter Vortritt Joachim's von Brandenburg dem Kaiser selbst das Unerträgliche solcher Vorgänge zu Gemüthe geführt: wußten sie doch, daß Sickingen seit dem Ritte nach Innsbruck in des Kaisers Dienst und Sold stand! Durfte man doch annehmen, daß die

Digitized by Google

ſtattlichen Rüſtungen, die dem Ritter einen ſo ſchnellen Sieg über Heſſen ermöglicht hatten, gemacht worden ſeien mit den ihm vom Kaiſer gezahlten Geldern! Lag unter ſolchen Umſtänden der Verdacht doch nicht allzu fern, daß Sickingen, wenn auch natürlich nicht unmittelbar im Auftrage Maximilian's, ſo doch mit deſſen Wiſſen und geheimer Zuſtimmung den letzten Schlag unternommen habe! Es ging ja geradezu die Rede, die Scharen Sickingen's, die in Heſſen ſengten und brannten, führten das kaiſerliche Banner! Der Kaiſer gab natürlich lebhafte Verſicherungen des Gegentheils; er erließ an Sickingen die ſtrenge Weiſung, ſich jeder Gewaltthat zu enthalten und ſeine Forderungen an den Landgrafen einzuklagen: an der Lage des Landgrafen wurde damit natürlich nichts gebeſſert, der Uebermuth Sickingen's nicht gemindert. Es war daher nur conſequent, wenn Maximilian auf Anrufung Philipp's nunmehr ausdrücklich erklärte, daß derſelbe blos an diejenigen Punkte des darmſtädter Vertrags gebunden ſei, welche die zwiſchen ihm und Sickingen ſchwebenden Streitfragen beträfen, daß dagegen diejenigen Angelegenheiten, welche, dieſem Handel fremd, in dem Abkommen ebenfalls erledigt und natürlich ſehr zum Nachtheil des Landgrafen geordnet worden waren, in ihrem bisherigen Stande bleiben und durch ein rechtliches Verfahren vor kaiſerlicher Majeſtät ſelbſt zum gütlichen Austrag gebracht werden ſollten: Acht und Aberacht wurde demjenigen angedroht, der es wagen würde, trotz dieſes kaiſerlichen Erlaſſes um eines von dieſen Punkten willen den Landgrafen und ſein Gebiet irgendwie zu ſchädigen oder zu beunruhigen. Sickingen's perſönliche Intereſſen wurden dadurch freilich nicht weiter berührt; er hatte ſein Theil durchgeſetzt, und daran änderte das kaiſerliche Mandat nichts; deswegen konnte er ſich daſſelbe denn auch ruhig gefallen laſſen. Unvergeßlich aber mußte die Erinnerung an die ihm angethane Schmach in der Seele des Landgrafen von Heſſen fortleben: im tiefſten Frieden, völlig rechtlos überfallen, hatte er ſein blühendes Land greulicher Verwüſtung preisgeben ſehen und hatte, wenn auch knirſchend in ohnmächtigem Zorn und ſo ſehr ſich das ihn erfüllende Gefühl ſeiner fürſtlichen Würde dagegen ſträuben

Digitized by Google

mochte, sich unter die schwere Hand eines wegelagernden Ritters und seiner beutegierigen Spießgesellen beugen müssen: auch ein Mann von minder lebhaftem Sinn, von minder reizbarem Temperament würde diesen Eindruck niemals völlig überwunden, würde in einem verborgenen Winkel seines Herzens den Wunsch gehegt haben, wenn sich einst eine günstige Gelegenheit bieten sollte, furchtbare Vergeltung zu üben an demjenigen, der seine jugendliche Hülflosigkeit benutzt hatte, um seiner fürstlichen Ehre einen Makel anzuheften. Seit jenen schweren Septembertagen 1518 war Philipp von Hessen ein Todfeind Sickingen's, ein Todfeind des durch Sickingen zu einer ungeahnten neuen Bedeutung aufsteigenden Ritterthums. Und nicht er allein: hatte schon Sickingen's Vorgehen gegen Worms, dann die Fehde gegen Metz, seine zeitweilige Verbindung mit erklärten Feinden des Reichs den Argwohn und die Sorge der deutschen Fürsten erweckt, so mußten diese letzten Vorgänge diese alle gleichmäßig bedroht erscheinen lassen und ihnen dringend die Mahnung nahe legen, gegen das fernere Wachsthum einer solchen revolutionären Macht rechtzeitig einzuschreiten und dieselbe bei erster Gelegenheit ein für allemal unschädlich zu machen.

Zunächst freilich waren die Aussichten dazu nur gering. Denn in der Schwäche Maximilian's, welcher Sickingen und dessen starke militärische Mittel für seine habsburgische Hauspolitik nicht entbehren mochte, hatte derselbe den besten Rückhalt gegen den wachsenden Unwillen der Fürsten, und konnte daher fürs erste unbeirrt auf der bisher verfolgten Bahn weiter fortschreiten. Kaum war die hessische Sache durch den darmstädter Vertrag beglichen, so erging auch schon eine Absage Sickingen's an den Rath von Frankfurt a. M.: ein kreuznacher Händler sollte angeblich Sickingen gehörige Güter, offenbar Beutestücke, die unlängst niedergeworfenen Kaufleuten abgenommen waren, widerrechtlich an frankfurter Juden verkauft haben. Als diese Sickingen's Verlangen auf Herausgabe der betreffenden Gegenstände ablehnten, machte Sickingen nicht blos die Judenschaft von Frankfurt, sondern die ganze Stadt für die ihm zugefügte Unbill verantwortlich und rückte denn auch schließlich mit den gegen

Digitized by Google

Hessen geführten bedeutenden Heerhaufen zur Erzwingung von Genugthuung vor. Natürlich mochte es der frankfurter Rath im entscheidenden Augenblicke nicht auf das Aeußerste ankommen lassen: er ging mit Sickingen einen Vergleich ein, durch welchen er sich zugleich für die Zukunft gegen lästige Zumuthungen desselben zu sichern gedachte, hielt sich dann aber seinerseits wieder an die unglücklichen Juden, die an alledem schuld sein sollten und der Stadtgemeinde den Schaden zu ersetzen gezwungen wurden. Nicht viel hätte gefehlt, so wäre über ein paar Ellen Tuch, die einem Gothaer, zu dessen Beschützer Sickingen in der von ihm beliebten Weise sich aufwarf, abgenommen worden waren, nicht blos zwischen Sickingen und der Stadt Erfurt, sondern auch zwischen ersterm und den sächsischen Herzogen ein ernstlicher Zusammenstoß erfolgt. Und in solchen Verwickelungen befand sich Sickingen fortwährend; er suchte dieselben, denn sie boten ihm die bequemste Gelegenheit, seine Mittel zu vermehren und durch unausgesetzte Uebung zu stärken und brauchbarer zu machen. Wo jemand in seinem Recht gekränkt zu sein wähnte, wo jemand einen auch noch so zweifelhaft begründeten Anspruch geltend zu machen hatte: stets war Sickingen bereit, mit seinen Reisigen und Landsknechten, die ja beschäftigt sein wollten und nur durch Beute unterhalten werden konnten, sich desselben anzunehmen oder ihm seine Forderung um ein Billiges abzukaufen und auf dessen Rechtstitel hin durch Fehdeansagung Erpressungen im großen Stile zu treiben. Das war also ein förmliches System, mit dem man es da zu thun hatte, und ohne Zweifel bewährte dasselbe sich insofern sehr glänzend, als es Sickingen nicht blos bereicherte, sondern ihm auch unter der gesammten Reichsritterschaft einen zahlreichen, stets zur Heeresfolge bereiten Anhang warb, ihn bei Fürsten und Städten furchtbar machte und dabei in den Augen des Volks mit dem Nimbus eines Schützers der Verfolgten und eines Rächers der Unschuld umgab, der seinen Einfluß weit über die ihm eigentlich zugewiesene Sphäre hinaus geltend machte und Sickingen vollends zu einer selbständigen Machtbedeutung erhob. Der Augenblick, wo das aller Welt klar werden sollte, stand unmittelbar bevor.

Digitized by Google

Am 12. Januar 1519 starb Kaiser Maximilian. Daß die deutsche Nation demselben nachgetrauert hätte, läßt sich nicht sagen; sie hatte auch keinen Grund dazu; denn von allen den glänzenden Hoffnungen, welche Maximilian, in seinen jüngern Jahren regsam und vielverheißend, eine fast blendende Erscheinung neben seinem trägen und stumpfen Vater, Friedrich III., dereinst erweckt hatte, war schließlich nicht eine einzige in Erfüllung gegangen; nach keiner Seite hin hatte der Kaiser sich den schweren Aufgaben der großen und entscheidungsreichen Zeit gewachsen gezeigt, in die sein Leben gefallen war; nichts von dem, was er in unruhigem Thatendrange unternommen hatte, war wirklich zum Ziele durchgeführt worden; nur untergrabend und zerstörend, nicht grundlegend und aufbauend hatte er in einer langen Regierung gewirkt. Man kann dabei nicht eigentlich sagen, daß es ihm an Verständniß für dasjenige völlig gefehlt habe, was der Zeit noththat; aber er besaß nicht die Ausdauer und Stetigkeit, die Klarheit und Ruhe des Geistes, deren der Staatsmann bedurfte, der durch die wirr verschlungenen Zustände jener Zeit einen Ausweg finden wollte; die Entschlossenheit und die Kühnheit fehlte ihm, ohne die ein Herrscher niemals hoffen kann, seine zum Theil widerstrebenden Zeitgenossen den von ihm als den richtigen erkannten Weg zu führen. Durch allzu weit gehende Ansprüche Opposition herausfordernd, vor jedem ernstlichen Widerstand aber scheu zurückweichend, große Ziele mit kleinlichen Mitteln erstrebend, bedeutende Mittel an kleinen Aufgaben abnutzend: so hatte Maximilian das Ansehen des Kaiserthums von Jahr zu Jahr tiefer sinken gemacht, hatte es im Innern des Reichs zum Spielball der reichsständischen Launen und — was zum mindesten ebenso schlimm war — dem Auslande gegenüber geradezu zum Gespötte werden lassen. Auch wer die guten Absichten Maximilian's und die liebenswürdigen Eigenschaften seines Wesens anerkannte, mußte doch in dem Tode des seiner eigenen Zeit völlig fremd gewordenen Kaisers eher die erwünschte Beseitigung eines vielfach lästig empfundenen Hindernisses als einen Verlust für die fernere Entwickelung des Reichs sehen und mußte sich sagen, daß

Digitized by Google

jetzt der Augenblick gekommen sei, der über die Zukunft der deutschen Nation entscheiden, in dem das Schicksal derselben eine rettende Wendung nehmen und sich einer aufsteigenden Bahn zukehren müsse.

Und dieses Gefühl, daß man an einem Wendepunkte, wie er entscheidungsschwerer kaum dagewesen, angelangt sei, ging damals eigentlich gleichmäßig durch die ganze deutsche Nation, die wol in allen ihren Theilen darin einig war, daß es auf dem bisher verfolgten Wege nicht weiter gehen könne, daß das ganze nationale Dasein gegenüber den tiefgehenden Wandlungen, welche die Grundlagen desselben erfahren hatten, in neue Formen umgegossen werden müsse; hoch und niedrig war durchdrungen von dem unbehaglichen Gefühle, daß man sich inmitten eines großartigen Zersetzungsprocesses befand, über dessen schließlichen Ausgang zu urtheilen zur Zeit noch völlig unmöglich war. Kirche, Staat und Gesellschaft befanden sich in gewaltiger Gärung, waren eben daran, die alten Formen zu durchbrechen, ohne daß man hätte sagen können, welche neuen dann an die Stelle derselben treten sollten. Ein halbes Jahrhundert hindurch hatte man mit Aufbietung der edelsten Kräfte, mit hingebender Begeisterung und sittlichem Ernste an einer Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern gearbeitet: zu Pisa so wenig wie zu Konstanz und zu Basel war etwas erreicht worden; ihrer Stellung nun doppelt sicher, überzeugt von ihrer Unanfechtbarkeit hatte die altkirchliche Richtung sich ihres Siegs rücksichtslos freuen zu können geglaubt, als nicht viel mehr als ein Jahr vor dem Tode Maximilian's das Auftreten des schlichten wittenberger Mönchs einen neuen Anstoß gegeben hatte, der über alles Erwarten machtvoll nachwirkend die ganze altkirchliche Herrlichkeit in ihren Fundamenten erschüttert hatte und schließlich in Trümmer zu legen drohte. Was erst für ein leeres Mönchsgezänk gehalten worden war, hatte, mächtig anschwellend, sich zu einem gewaltigen Heroldsrufe entwickelt, der die deutsche Nation aus dem Schlummer weckte und zur Abschüttelung unwürdiger geistiger Knechtschaft mahnte. Schon hatte das aus der Tiefe des Gemüths entsprungene feurige Wort Martin Luther's in der deutschen Nation

Digitized by Google

gezündet, schon hatte sein mächtiger Ruf zum Kampfe gegen Rom in zahllosen tapfern Herzen jubelnden Widerhall geweckt: wenn jetzt an die Spitze der zum Bewußtsein ihrer Lage gekommenen Nation ein Kaiser trat, welcher nicht wie Maximilian schwankend und unentschlossen der immer mächtiger emporwachsenden Bewegung gegenüberstand, sondern in richtigem Verständniß für die Größe des Augenblicks und mit einem warmen Herzen für die Ehre und Freiheit der Nation — wie im Fluge meinte man dann das so lange Ersehnte erreichen, den Bann Roms brechen und die von Luther geahnte nationale Kirche auf dem Grunde des wiederentdeckten Evangeliums errichten zu können. Nicht minder hoch aber gingen ebendamals die Wogen der politischen Bewegung. Längst war das Reich in seinem dermaligen Zustande als unhaltbar erkannt worden, längst hatten die Fürsten demselben und seinem Oberhaupte in ihren Territorien ein Recht nach dem andern entwunden und waren seit einigen Jahrzehnten mit gutem Erfolge bestrebt, nun auch den Adel und die Städte, soweit beide bisher unmittelbar unter dem Reiche gestanden hatten, aus diesem Verbande zu lösen und ihrer neuentstandenen Landeshoheit unterthänig zu machen. Selbst wenn es gewollt hätte, wäre das Reich doch nicht stark genug gewesen, um die in ihrer Reichsfreiheit Bedrohten erfolgreich zu schützen. Während in den zusammenhängendern Gebieten des nördlichen Deutschlands das mittelalterliche Feudalwesen durch das von einem zuverlässigen Beamtenthum unterstützte Fürstenthum thatsächlich überwältigt war, lagen namentlich in dem in territorialer Hinsicht viel bunter gestalteten Süden des Reichs Fürsten und Ritter, Fürsten und Städte in einem langwierigen Kampfe, in welchem Ritter und Städte schließlich doch erliegen mußten, wenn nicht endlich das Reich sich aufraffte, durch eine Reihe glücklicher Reformen die zu einem leeren Schemen verflüchtigte Centralgewalt von neuem errichtet und mit wirklichen Hoheitsrechten bekleidet wurde und so in den Stand gesetzt, sich seiner Schutzbefohlenen mit wirklichem Erfolge gegen ihre Bedränger anzunehmen. So war damals in weiten und einflußreichen Kreisen der deutschen Nation der unter Maximilian so vielfach und doch

Digitized by Google

immer vergeblich erörterte Gedanke einer Reform des Reichs und seiner Verfassung der Brennpunkt aller Interessen geworden. Aber deutlich schieden sich dabei zwei mächtige, einander feindlich entgegengesetzte Strömungen: denn je nachdrücklicher um ihrer eigenen Sicherheit willen Ritterschaft und Städte Stärkung des Königthums und Minderung der fürstlichen Gewalt verlangten, um so energischer arbeiteten die Fürsten ihrerseits dem entgegen und traten für eine Reform des Reichs ein in dem Sinne, daß die königlichen Gerechtsame noch mehr eingeschränkt und Städte und Adel ihnen völlig schutzlos preisgegeben werden sollten: Reichsreform wollten alle, aber in Betreff des Ziels und der Mittel derselben standen einander völlig unausgleichbar verschiedene Meinungen gegenüber. Auch hier nun schien der Thronwechsel neue Hoffnungen zu erwecken geeignet: mit einem Schlage meinten die Anhänger einer starken Reichsgewalt an das Ziel gelangen zu können, wenn in dieser entscheidenden Stunde der rechte Mann zur Leitung des Reichs gefunden wurde; andererseits meinten die Fürsten, welche im Kampfe mit Maximilian die Unsicherheit ihrer Stellung erst erkannt hatten, die Gunst des Augenblicks recht auszunutzen und die fürstliche Selbstherrlichkeit gegen eine mögliche Erstarkung der Reichsgewalt für alle Zeit sichern zu müssen.

Kirche und Staat bedurften also damals einer neuen Ordnung. Und doch war weder für die eine noch für den andern eine Grundlage vorhanden, die irgendeinen Neubau zu tragen vermocht hätte. Denn viel heftiger noch als in dem Gebiete der Kirche, unklarer und stürmischer noch als im Gebiete des Staats war die Gärung, welche ebendamals in Deutschland das gesellschaftliche Leben ergriffen hatte. Die Stände, welche ehemals die Träger des politischen Lebens gewesen waren, welche nach innen und nach außen gewissermaßen die Nation selbst dargestellt hatten und die auch in dem wirthschaftlichen Leben derselben eigentlich tonangebend gewesen waren, hatten die bisherige Stellung theils schon längst eingebüßt, theils hatten sie sich gerade in der letzten kritischen Zeit der Ausfüllung derselben in keiner Hinsicht mehr gewachsen gezeigt. Der deutsche Adel war

Digitized by Google

wirthschaftlich ruinirt und stand in hartnäckiger Opposition gegen die neuen Ordnungen, welche die heraufdämmernde neue Zeit kategorisch forderte: derselben nicht gewachsen, war er zum leidenschaftlichen Gegner jedes Fortschritts geworden und hätte am liebsten der Zeit selbst und aller Entwickelung Stillstand geboten. Und nicht viel anders war es eigentlich mit den deutschen Städten und dem deutschen Bürgerthum. War doch im Laufe der letzten Jahrzehnte im Gange von Handel und Verkehr eine so radicale Umwälzung eingetreten, daß auch die deutschen Städte sich vollständig neuen Bedingungen ihrer Existenz gegenübersahen. Die Auffindung des Seewegs nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas hatten nicht blos das Gebiet des Welthandels in ungeahnt großartiger Weise erweitert, sondern auch dem Gange desselben völlig neue Bahnen angewiesen, sodaß die deutschen Städte, die sich ehemals mit den italienischen Seestädten in die Herrschaft über denselben und mithin auch in den Gewinn, den er abwarf, getheilt hatten, jetzt abseits lagen und nur noch eine mehr oder minder untergeordnete Rolle spielten. Die nothwendige Folge davon aber war der Hereinbruch einer ziemlich allgemeinen commerziellen und daher bald auch einer ernsten wirthschaftlichen Krisis. Mit dem Schwinden ihres Reichthums, dem Versiegen der ehemals scheinbar unerschöpflich strömenden Quellen desselben sahen die deutschen Städte auch die Grundlage ihrer politischen Bedeutung in Frage gestellt: wie sie infolge dessen an Kraft verloren, so wurden sie einerseits dem Reiche entbehrlich, andererseits weniger widerstandsfähig gegenüber dem erstarkenden Fürstenthum. Auch für das deutsche Bürgerthum war der Zeitpunkt gekommen, wo es neue Formen des Daseins suchen mußte, wenn es in der veränderten Zeit eine seiner Vergangenheit entsprechende Bedeutung behaupten wollte. Mit dieser Aenderung aber hing es auf das genaueste zusammen, daß die Bedeutung des Handwerks im Gegensatz zu der bisher überwiegenden des Handels wuchs, daß mithin die bisher im allgemeinen politisch minder berechtigten Handwerker, lange schon in Zünften genossenschaftlich organisirt, in der gesellschaftlichen und politischen Ordnung der Städte den ihrer neuen

Digitized by Google

wirthschaftlichen Bedeutung entsprechenden Platz einnehmen wollten. Gerade dieses Element aber erfuhr ja nun eben in jenem Augenblicke eine nachhaltige Anregung und entscheidende Kräftigung durch die von Wittenberg ausgehende und mit ungeahnter Schnelligkeit sich überall hin ausbreitende geistige Umwälzung. Ging doch im Gegensatz zu dem absolutistischen und hocharistokratischen Wesen der katholischen, der päpstlichen Kirche durch die von Luther verkündete Lehre und die sich auf Grund derselben organisirende Kirche ein ganz unverkennbarer demokratischer Zug: kirchliches und politisches Reformstreben fanden sich hier eben zusammen und stärkten und förderten einander gegenseitig. Mit wie mächtigem Wehen aber die neue Zeit herangezogen kam, wie sie leicht zu einem verheerenden Sturm anwachsen konnte, das war auch damals schon dem aufmerksamen Beobachter nicht mehr entgangen, der über die Kreise des städtisch beschlossenen Lebens hinausblickte und die Lage der Bürger in den kleinen Städten und mehr noch die der Bauern auf dem Lande mit in die Betrachtung zog. Hier machte sich der Druck der so völlig umgestalteten wirthschaftlichen und commerziellen Verhältnisse doppelt schmerzlich bemerkbar; hier wurde der Druck, welchen der Fürst, der Grundherr, der adelige so gut wie der geistliche, ausübte, keinen Augenblick vergessen; je mehr das Joch drückte, um so mehr bäumte man sich gegen dasselbe auf und suchte Kräfte zur Abschüttelung zu gewinnen. Auch der deutsche Bauer war aus dem geistigen Schlafe, in dem er sich allzu lange befunden hatte, endlich erwacht; längst war er sich des Menschenunwürdigen der ihm bereiteten Lage bewußt geworden; er fühlte seine Kraft und war nicht mehr im Unklaren darüber, was er allein durch sie für Kaiser und Reich werth sei: stellte sich doch, seitdem das ritterliche Kriegswesen verfallen, die nationale Wehrkraft des deutschen Volks vornehmlich in den aus den Kreisen der Bauern rekrutirten Landsknechten dar! Welchen Eindruck mußte in diesen Massen, die längst angefangen hatten, sich zu geheimen Bündnissen zusammenzuthun und sich für die große Stunde der Erhebung und Befreiung zu rüsten, die lutherische Lehre von der evangelischen

Digitized by Google

Freiheit hervorbringen! Wie mußten gerade in diesen Schichten die Momente politischer und socialer Erregung sich zu einer fast unwiderstehlichen Macht verbinden mit denen der kirchlichen Reformation! In diesen Kreisen hatte man denn auch thatsächlich die begeistertsten und hingebendsten Anhänger einer nationalen Neugestaltung des deutschen Reichs zu suchen: in ihnen vornehmlich machte sich nach dem Tode Maximilian's allgemein das Gefühl geltend, daß jetzt die entscheidende Stunde geschlagen habe, daß es jetzt galt, der deutschen Nation das Haupt zu geben, welches die große Zeit nicht blos verstand, sondern im großen Stile auffaßte, welches den Muth hatte, sich mit der Nation gewissermaßen zu identificiren und mit Klarheit und unerschrockener Energie an die kirchliche, politische und sociale Neugestaltung derselben Hand anzulegen.

Wie eigenthümlich, wie groß und bedeutungsvoll mußte für den Blick der Zeitgenossen von diesem Hintergrunde die Gestalt eines Mannes sich abheben, wie wir ihn bisher in Franz von Sickingen kennen gelernt haben. In einer Zeit, wo nichts fest schien, wo alles im Wanken und Zusammenstürzen war, wo die verschiedensten Entwürfe, die entgegengesetztesten Hoffnungen, die unvereinbarsten Bestrebungen wunderbar durcheinanderschwirrten, stellte er den Blicken der großen Masse, die an Aeußerlichkeiten haften, sich dar wie ein inmitten wildtosender Brandung unerschüttert stehender Pfeiler, schien er allein unberührt von dem Zustande der Zersetzung, dessen Spuren einem sonst auf allen Gebieten des Lebens entgegentraten; während es mit dem Kaiserthum und dem Reiche, mit dem Adel und mit den Städten überall schnell bergab ging, hatte dieser eine Mann seit Jahren sich in aufsteigender Linie bewegt, war mit sichern, festen Schritten von Erfolg zu Erfolg gegangen und hatte Thaten vollführt, die sicherlich das Eine unwiderleglich bewiesen hatten, daß er allen Autoritäten im Reiche zum mindesten ebenbürtig, an Kraft den meisten von ihnen überlegen sei. Unwillkürlich mußte sich demnach die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf diese merkwürdige, gleichsam der ganzen Zeit widersprechende Erscheinung lenken und in ihr den Mann der Zukunft zu erblicken glauben.

Digitized by Google

Zum mindesten in diesem Sinne wird man es deuten dürfen, wenn, wie berichtet wird, der deutsche Adel so begeistert für Franz von Sickingen gewesen, daß er denselben der kaiserlichen Krone für würdig geachtet habe. In Sickingen aber mußte der Glaube an das unanfechtbare Recht seiner den angewandten Mitteln nach doch höchst bedenklichen Bestrebungen durch eine solche Stellung in den Augen der gesammten Nation noch befestigt, mußte der hochfahrende Sinn und die herausfordernde Zuversicht, der Glaube sozusagen an die eigene Unfehlbarkeit und die Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel allmählich bis ins Ungemessene gesteigert werden.

Dem entsprechend fiel denn unserm Ritter während des Interregnums und bei der Wahl eines neuen Herrschers eine sehr bedeutsame Rolle zu. Je mehr Franz von Sickingen in jenem entscheidenden Zeitpunkt als der Repräsentant des gesammten deutschen Adels erschien, für um so unentbehrlicher mußte er jedem gelten, der die Hand nach der deutschen Krone ausstreckte. So kam es, daß Sickingen von habsburgischer Seite ebenso wie von französischer eifrigst umworben wurde. Während die Unterhändler des jungen Karl von Spanien, obenan der besonders gewandte und thatkräftige Herr von Zevenberghen, sofort mit dem streitbaren Ritter anknüpften, schickte der Gegner desselben, König Franz I. von Frankreich, einen besondern Bevollmächtigten nach Deutschland, um Sickingen unter den glänzendsten Bedingungen die Erneuerung des Dienstverhältnisses anzutragen, in welchem derselbe ehemals eine kurze Zeit zu Frankreich gestanden hatte. Von vornherein scheint Sickingen aber, wenn er auch Gründe hatte, das nicht gleich deutlich erkennen zu lassen, für den Anschluß an Habsburg entschieden gewesen zu sein; das schloß natürlich nicht aus, daß er bei den Verhandlungen darüber eine zuwartende und zurückhaltende Miene annahm, um für seine schließliche Zusage einen höhern Preis gezahlt zu erhalten. Bereits im Februar 1519 stand Sickingen über die Frage des Anschlusses an das Haus Habsburg in lebhaftem Verkehr mit dem schon offen zu diesem übergetretenen Robert von der Mark, dem Herrn von Sedan; gleichzeitig aber hatte er auch den Fran-

Digitized by Google

zosen Hoffnungen gemacht und benutzte die glänzenden Offerten, welche diese im Namen ihres Königs überbrachten, um bei König Karl weiter gehende Zugeständnisse auszuwirken. Jedenfalls fand in diesen Vorgängen die Thatsache ihren Ausdruck, daß Sickingen's Macht bei der künftigen Kaiserwahl entscheidend in das Gewicht fallen werde, daß von den beiden Bewerbern derjenige, der Sickingen und seinen Anhang wirklich an sich zu fesseln wußte, des Sieges über seinen Nebenbuhler ziemlich gewiß sein konnte. Dabei aber darf man nicht etwa annehmen, daß Sickingen die Möglichkeit eines Anschlusses an Frankreich ernstlich in Erwägung gezogen hätte und unter gewissen Umständen etwa wirklich bereit gewesen wäre, sein Gewicht zu Gunsten der Thronkandidatur Franz' I. in die Wagschale zu legen. Trat er nicht gleich für den Habsburger ein, so lag dem eben nur die Absicht zu Grunde, durch eine kleine Verzögerung des Abschlusses denselben für die ihn Umwerbenden doppelt wünschenswerth zu machen und weiter gehende Zugeständnisse zu erwirken, als man sie ihm anfangs zu machen bereit gewesen war. Denn sowenig man Sickingen in irgendeiner ähnlichen Frage eine völlig selbstlose und unterressirte Haltung wird zutrauen dürfen, so unzweifelhaft ist es doch andererseits, daß derselbe ebendamals nicht unberührt geblieben war von der wärmer aufwallenden nationalen Regung, welche das ganze deutsche Volk ergriffen hatte und die — der von Luther so scharf zum Ausdruck gebrachte Gegensatz zu dem römischen, dem päpstlichen, dem welschen Wesen spielte dabei eine große Rolle! — den Gedanken an die Erhebung eines Fremden auf den deutschen Thron mit ehrlicher Entrüstung zurückwies. Ja, diese energische Regung des nationalen Gefühls, das ganz besonders lebhaft in der deutschen Ritterschaft sich geltend machte, verlieh der Stellung Sickingen's noch höhere Bedeutung und ließ ihn noch mehr als eine politische Macht erscheinen.

Noch ehe das Bündniß zwischen Sickingen und dem Hause Habsburg, welches zu des letztern Gunsten auf die bevorstehende Kaiserwahl einzuwirken bestimmt war, förmlich abgeschlossen war, trat ein beide Theile gleichmäßig fördernder Zwischenfall ein.

Digitized by Google

In Würtemberg war es endlich zu dem längst drohenden Ausbruch gekommen: durch seinen gegen Reutlingen vollführten friedebrecherischen Ueberfall hatte der wilde, blutbefleckte Herzog Ulrich, dessen Regiment längst nur durch rücksichtslose Gewaltsamkeit sich aufrecht erhalten hatte, endlich den Schwäbischen Bund, dem die geschädigte Stadt angehörte, gegen sich in Waffen gerufen: Sickingen wurde von dem Bunde angegangen, ihm gegen Ulrich Hülfe zu leisten. Indem Sickingen diesem Rufe bereitwillig Folge leistete, trat er auch schon vor Abschluß eines förmlichen Bündnisses ausdrücklich mit den Waffen in der Hand als Vorkämpfer der habsburgischen Interessen, als Gegner der französischen Throncandidatur auf; denn während in Norddeutschland neben Joachim von Brandenburg namentlich die Herzoge von Braunschweig, Holstein und Mecklenburg zu Gunsten Franz' I. thätig waren, im mittlern Deutschland Philipp von Hessen nicht mit Unrecht als ein Anhänger desselben galt, war im Süden des Reichs Ulrich von Würtemberg bekannt als Alliirter Frankreichs, und zwar als ein besonders eifriger und deshalb den Habsburgern auch besonders gefährlicher.

Bekanntlich nahm nun der Feldzug des Schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Würtemberg einen über alles Erwarten schnellen und glücklichen Verlauf: nirgends stieß man auf ernstlichen Widerstand; der würtembergische Adel schien nur an die Interessen zu denken, welche ihm mit der seinen Herzog von Land und Leuten jagenden Reichsritterschaft gemeinsam waren; Städte und Bauernschaft freuten sich, eines lästigen Drängers und Blutsaugers mit einem Schlage entledigt zu sein. So fand denn natürlich auch Sickingen, der ohnehin auf seinem Marsche eine Verzögerung erfuhr, da Frankfurt ihm den Durchzug durch sein Gebiet nur unter sehr umständlichen Vorsichtsmaßregeln gewähren wollte, sodaß er auf denselben verzichtete und einen andern Weg einschlug, in diesem kurzen würtembergischen Feldzuge keine Gelegenheit, sich irgendwie hervorzuthun. Ja, es scheint, als ob die Art von Kriegführung, an die Sickingen von seinen Fehden her gewöhnt war und die mehr auf seine eigene Bereicherung als auf eigentlich militärische oder politische Erfolge berechnet

Digitized by Google

war, namentlich bei dem Oberfeldherrn des Bundesheeres, Herzog Wilhelm von Baiern, nicht eben Beifall gefunden und zu vorübergehenden Differenzen zwischen beiden geführt habe; auch wußte man noch späterhin in Würtemberg mancherlei Arges von den Ausschreitungen zu erzählen, deren sich im Gegensatz zu den Bundestruppen gerade Sickingen's Leute schuldig gemacht haben sollten. Doch konnte man schließlich nicht umhin, Sickingen als Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten Stadt und Amt Neuenburg zu überlassen, in dessen Besitz er sich denn auch zeitlebens behauptet hat.

Inzwischen war der Zeitpunkt immer näher gerückt, der mit der Kaiserwahl die damals so besonders inhaltschwere Entscheidung über die nächste Zukunft des Reichs bringen mußte. Die Aussichten des französischen Bewerbers hatten sich wesentlich verschlechtert, zum großen Theil infolge des Sturzes Ulrich's von Würtemberg. Denselben mit bewirkt zu haben, gab also auch Sickingen einen Anspruch mehr auf die Dankbarkeit und das Vertrauen des Hauses Habsburg, der denn auch nicht unberücksichtigt blieb. Was damals aus Frankreich verlautete, ließ allerdings die Befürchtung als begründet erscheinen, Franz I. möchte, da die Bemühungen seiner zahlreichen Agenten, sein Gold und seine Versprechungen bei den tonangebenden deutschen Fürsten nicht die gewünschte Wirkung hervorbrachten und die Aussichten seines habsburgischen Gegners immer günstiger wurden, schließlich gar den Versuch machen, durch eine rasche Gewaltthat eine Wendung zu seinem Vortheil zu erzwingen. Gegen eine solche Möglichkeit mußte man sich schützen: und da ist es nun außerordentlich bezeichnend für die gegen früher so vollkommen geänderte Stellung Sickingen's, daß man diesen mit der Bildung und Führung der auf beträchtliche Stärke berechneten „Defensionsarmee" beauftragte, welche die Wahlhandlung gegen einen Handstreich des französischen Königs oder seiner deutschen Parteigänger schützen sollte. Nicht ohne ernste Besorgniß sahen die Franzosenfreunde, nicht minder aber auch die Unentschiedenen und auf Neutralität Bedachten diese acute Wendung der Dinge: man

Digitized by Google

fürchtete geradezu, daß es zu einem allgemeinen Kampfe in Deutschland kommen würde, und insbesondere zu Sickingen meinte man sich der rücksichtslosesten Ausnutzung einer Streitmacht versehen zu dürfen, wie er sie jetzt mit dem altbewährten Söldnerführer Georg von Frundsberg zusammen aufbringen und führen sollte. Namentlich Philipp von Hessen, dessen französische Sympathien bekannt waren und der auch mit Ulrich von Würtemberg in Verbindung gestanden hatte, meinte von Sickingen einen neuen verheerenden Einfall in sein Land fürchten zu müssen, und ergriff Maßregeln zur Abwehr eines solchen. Auch hätte es wol leicht dahin kommen können, daß des Landgrafen Befürchtungen in Erfüllung gingen, wenn nicht der Zusammentritt der Kurfürsten zu der mit so großer Spannung erwarteten Wahlhandlung und die nun unmittelbar gebotene Deckung Frankfurts gegen einen französischen Handstreich Sickingen mit einer Armee von etwa 12000 Mann dorthin abgerufen hätte. Die Aufstellung einer so gewaltigen Streitmacht aber galt doch, wenn sie sich auch zunächst gegen Frankreich kehrte, nicht etwa diesem allein; vielmehr wurde durch sie auch auf die Entschließungen der Wähler eine mächtige Pression zu Gunsten Karl's von Spanien ausgeübt, der in den Augen der Nation der allein gewünschte Throncandidat war, und es ist deshalb an sich gar nicht so unwahrscheinlich, daß von Sickingen's Gefährten wol Reden geführt worden sind, wie sie das Gerücht ihnen damals in den Mund legte, daß man nämlich im Nothfall entschlossen sei, die Kaiserkrone für den jungen Habsburger mit Waffengewalt zu erzwingen. Damit ist gleichzeitig die bedeutungsvolle Stellung scharf charakterisirt, die Sickingen in jenem wichtigen Augenblick einnahm: er war der zuverlässigste, der thatkräftigste Parteigänger der habsburgischen Kaiserpolitik, für welche sich, von einem solchen Beispiele fortgerissen, namentlich der rheinische Adel mehr und mehr begeisterte. Einer so gewaltigen Bewegung gegenüber und angesichts einer so einmüthigen und so starken Aeußerung des nationalen Willens blieb denn nach einigem Schwanken und Streiten den Kurfürsten, die sich bei der Nähe der so demonstrativ für Karl Partei ergreifenden Defensionsarmee unter einem

Digitized by Google

Führer, wie Sickingen es war, gar nicht recht sicher fühlten, schließlich nichts anderes übrig, als die gegen die Wahl des spanischen Königs sprechenden Bedenken zum Schweigen zu bringen: am 28. Juni 1519 wurde Karl einstimmig zum Oberhaupte des deutschen Reichs gewählt.

Mit lautem Jubel hieß die deutsche Nation diesen Ausgang gut. In dem jugendlichen Fürsten glaubte man den Mann gefunden zu haben, dessen man gerade in diesem Augenblicke bedurfte. So Verschiedenes man von der Zukunft hoffte, so weit die Bestrebungen der einzelnen Stände und Parteien auseinandergingen, allem und jedem — so meinte man, Unmögliches verlangend — würde nun Erfüllung und Befriedigung zutheil werden. Dem jungen Herrscher gegenüber, der tief in die großen Händel Europas hineingezogen werden mußte, glaubten die Reichsfürsten ihre Territorialhoheit für alle Zeit sicherstellen und das Reichsregiment vollends in ihre Hand bringen zu können; Adel und Bürgerthum begrüßten in ihm den Mann, der die Reichsgewalt wieder aufrichten und zu ihrem eigenen Vortheil dem Fürstenthum gegenüber kraftvoll handhaben würde; die Anhänger Luther's hofften in ihm den Beschützer der neuen Lehre, die Gegner derselben den Vorkämpfer des alten Kirchenglaubens erstehen zu sehen, und selbst das Herz des deutschen Bauern schlug höher, wenn er von dem jungen glänzenden Fürsten vernahm, der, mit dem Papste verfeindet, Frankreich zum Tort gewählt, an die Spitze des Reichs trat, unter dessen starken Fittichen die mishandelte Bauernschaft allein Schutz zu finden hoffen durfte. Ein wesentlicher Theil aber dieser überschwenglichen Gunst und dieses rückhaltlosen Vertrauens, welche die öffentliche Meinung dem neuen Kaiser entgegenbrachte, mußte sich unmittelbar an Franz von Sickingen heften, der in den Augen des Volks sich um die Wahl Karl's I. ein ganz besonderes Verdienst erworben hatte und geradezu als der berufene Vorkämpfer der nationalen Rechte des deutschen Volks erschien.

Aber auch von seiten des Hauses Habsburg fand Sickingen's unleugbares Verdienst um den glücklichen Ausgang der Wahlhandlung die vollste Anerkennung und so reichen Lohn, daß

Digitized by Google

unser Ritter damit wohl zufrieden kein konnte. Auf Grund der schon früher angeknüpften Verhandlungen kam jetzt endlich ein förmlicher Dienstvertrag zwischen Karl V. und Sickingen zum Abschluß. Vom 23. October 1519 datirt das Patent, welches Sickingen die Würde eines königlichen Raths, Kämmerlings und Hauptmanns verlieh: der Ritter gelobte sich dem Dienste des Königs Karl gegen jedermann, mit alleiniger Ausnahme des Herrn von Sedan und seines Bruders, des Bischofs von Lüttich, sowie des ihm zur Zeit noch verbündeten Herzogs von Lothringen; er übernahm die Verpflichtung, für den Dienst des Kaisers achtzig schwergerüstete Reiter (zwanzig sogenannte Küraſſer, jeden zu vier Pferden) und vierzig Leichtberittene, sogenannte Einspänner, zu werben und bereit zu halten; dagegen sollte ihm von dem Kaiser ein Jahrgehalt von 3000 Gulden und namentlich das zum Unterhalte der genannten Truppenabtheilung nöthige Geld gezahlt werden. Der Vertrag sollte angesehen werden als schon seit dem 1. März 1519 laufend, sodaß Sickingen für die bisher geleisteten Dienste noch nachträglich eine außerordentliche Entschädigung zugebilligt erhielt.

Es war kein geringer Erfolg, den Sickingen mit dem Zustandekommen eines solchen Vertrags gewonnen hatte. Wenn die ganze Art, wie er bis dahin aufwärts gestrebt hatte und auch aufgestiegen war, unleugbar mit dem Makel des Rechtlosen und Gewaltsamen behaftet war, und wenn er in seiner ganzen Laufbahn, so wenig seinem Verfahren Planmäßigkeit und Consequenz abgesprochen werden können, bisher doch überwiegend als ein groß angelegter und in sehr großen Verhältnissen operirender Abenteurer erschienen war: in dem Augenblicke, wo er jenen Vertrag zu Brüssel unterzeichnen ließ, trat Sickingen um eine beträchtliche Stufe höher und erhob sich in kühnem Fluge über die Sphäre, welcher sein Wirken bisher angehört hatte. Mag auch — was gewiß nicht wird geleugnet werden können — jetzt noch so gut wie bisher die Selbstsucht eine der Haupttriebfedern seines Handelns gewesen sein, so erscheint Sickingen in jenem Augenblicke doch als ein Staatsmann von weitem Blicke, kühner Combination und entschlossenem, durch kein in der Vergangen-

Digitized by Google

heit wurzelndes Vorurtheil beeinflußtem Handeln. Hatte er bisher, von seinen persönlichen Zielen abgesehen, in den Augen der Zeitgenossen vornehmlich darin seine Bedeutung gehabt, daß sich in ihm die Interessen und Bestrebungen des deutschen Adels und Ritterthums als eines politischen Standes im Gegensatz zu Fürsten und Städten in imponirender Kraftfülle gleichsam verkörperten, so schien Sickingen diese Beschränktheit endgültig überwunden zu haben und ganz und voll in den Dienst der Idee eines nationalen Kaiserthums zu treten und sich zum Vorkämpfer der in der neubelebten Reichsidee wurzelnden Hoffnungen der Nation zu weihen. Unverkennbar richtete sich die Spitze der Dienstverpflichtungen, die Sickingen Karl V. gegenüber einging, gegen die Reichsfürsten: mit einem Federstriche löste der Ritter durch den brüsseler Vertrag alle die Verbindlichkeiten, die er früher gegen Kurpfalz, gegen Kurmainz und andere Fürsten auf sich genommen hatte; in ihm, der eben den Herzog von Würtemberg von Land und Leuten jagen geholfen hatte, gewann, so schien es, die Centralgewalt, deren nachhaltige Stärkung entschieden in den Wünschen der Nation lag, eine Stütze, mit deren Hülfe ihre Wiederaufrichtung sicher gelingen mußte. Sickingen brach endgültig mit seiner Vergangenheit, wie dieselbe durch die wormser Fehde und das Ankämpfen gegen die Reichsacht charakterisirt war, trat in fast demonstrativer Weise über auf den bisher von ihm so gering geachteten Boden der Gesetzlichkeit und machte Miene, an der Seite des jungen Kaisers und als dessen Paladin das Recht des Reiches gegen jedermann zu verfechten. Daß er das aus reiner Begeisterung für die damals wieder zu so hohem Ansehen gestiegene Idee des Reiches gethan habe, wird dennoch niemand behaupten wollen, aber es war ein Zeichen der Zeit, daß Sickingen im Gegensatze zu den Mitteln, durch die er sich zuerst emporgearbeitet hatte, sich jetzt fast bedingungslos auf die Seite von Kaiser und Reich schlug: man sieht klar genug, welcher von den miteinander streitenden Gewalten nach seiner Auffassung die Zukunft zu gehören schien. Nur blieb auch hier noch immer die Frage offen, ob denn die beiden Mächte, welche da eben eine so enge Verbindung eingingen, sich auf die

Digitized by Google

Dauer so gut verstehen würden wie in diesem Augenblick, ob die von ihnen erstrebten Ziele wirklich dieselben seien und ob sie über die zu deren Erreichung anzuwendenden Mittel allezeit einer Meinung sein würden. Ueberraschend schnell sollte man an einem Punkte angekommen sein, wo die kaum vereinigten Wege sich auch schon wieder schieden.

Fürs erste allerdings konnte sich Franz von Sickingen noch in aller Behaglichkeit sonnen in dem Glanze der eben gewonnenen Stellung. Als Karl V. im October 1520 von den Niederlanden zum Empfange der Krone nach Aachen zog, eilte auch Sickingen ihm dorthin entgegen, einer ausdrücklichen kaiserlichen Einladung Folge leistend: der Ritter wurde von dem jugendlichen Herrscher ausgezeichnet empfangen und freundlicher Unterredung gewürdigt. Im Gefolge des Kaisers zog Sickingen dann mit nach Köln, wo er auch Friedrich den Weisen von Sachsen, den Beschützer Martin Luther's, kennen lernte und wo zwischen ihm und Karl V. ein Geschäft zum Abschluß kam, das Sickingen's Selbstgefühl nicht unbeträchtlich steigen und ihn auch dem Kaiser als einen völlig unentbehrlichen Gehülfen erscheinen ließ, den man möglichst für immer an sich zu fesseln bedacht sein mußte. In der kaiserlichen Kasse war eine bedenkliche Ebbe eingetreten. Sickingen, dessen ganze Stellung ja wesentlich auf seinen wohlgeordneten Finanzen beruhte, lieh dem Kaiser 20000 rheinische Gulden, ohne ein Unterpfand zu verlangen oder auch nur Zinsen zu nehmen, einfach gegen einen von dem Kaiser eigenhändig ausgestellten Schuldschein. Der Kaiser wurde der Schuldner des einfachen Ritters.

In eben derselben Zeit aber, wo er durch solche Dienste und die Verheißungen von noch größern als einer der vornehmsten Helfer des habsburgischen Kaiserthums in den Brennpunkt der Reichspolitik trat, machte Franz von Sickingen in seiner innern Entwickelung einen Fortschritt, der ihn sogleich wieder von eben diesem habsburgischen Kaiserthum zu trennen drohte und dann auch thatsächlich sehr bald in eine verschärfte Opposition gegen dasselbe gedrängt hat. Nicht der habsburgischen Politik, die nur dynastischen Interessen dienen wollte, die unermüdlich nach der

Digitized by Google

Mehrung von Land und Leuten strebte, wollte sich Sickingen verpflichtet haben, sondern jener freiheitlichen, nationalen, antipäpstlichen Politik, deren Träger das deutsche Volk in dem neugewählten Kaiser begrüßen zu können meinte. Ob das Verhältniß, in welches er soeben zu Karl V. getreten war, von Bestand sein oder ob es sich binnen kurzem zu einem weit tiefer begründeten Gegensatze, als er zwischen Sickingen und Maximilian jemals bestanden hatte, umsetzen würde, das hing wesentlich ab von der Haltung, welche der junge Kaiser in der eben zur Sache der gesammten Nation gewordenen Reformation annehmen würde. War Sickingen in den letzten Monaten der habsburgischen Politik, welche sich mit der Idee des Reiches zu identificiren schien, aus ehrlicher Ueberzeugung von der Berechtigung und Nothwendigkeit ihrer Ziele gefolgt, so eilte er ihr unmittelbar danach ein gewaltiges Stück voraus und suchte sie auf Grund der eben eingegangenen Verbindung auf eine Bahn zu führen, die doch in vielen Punkten die specifisch habsburgischen Interessen durchkreuzte und schädigte.

Damals trat Franz von Sickingen in die für seine ganze fernere Laufbahn entscheidende intime Verbindung mit Ulrich von Hutten. Kennen gelernt hatten beide einander schon früher. Wie hätte auch Ulrich von Hutten, der in dem leidenschaftlichen Kampfe gegen Ulrich von Würtemberg, den Mörder seines Vetters Hans, endlich die Aufgabe gefunden, die ihn aus dem trüben Wirrsal eines bisher verfehlten Lebens erhob, ihn mit den großen Problemen seiner Zeit Fühlung gewinnen und dieselben bald einheitlicher, freier und großartiger, als irgendeiner von seinen Zeitgenossen es that, erfassen und beherrschen lehrte, — wie hätte auch ein solcher Mann an einer Persönlichkeit von der weithin wirkenden, von Freund und Feind gleichmäßig anerkannten Bedeutung Sickingen's ohne gelegentlichen Gruß vorübergehen sollen? War Sickingen der Vorkämpfer des Ritterthums mit dem Schwerte in der Hand gewesen — Hutten's Feder hatte bisher im wesentlichen doch für dieselbe Sache gestritten. Obgleich es nirgends bezeugt ist, so möchte man es doch fast als selbstverständlich annehmen, daß Hutten seinerseits

Digitized by Google

nichts unterlassen habe, um den gefeiertsten Helden Deutschlands gegen den blutbefleckten würtemberger Tyrannen ins Feld zu rufen. Andererseits aber darf es nicht wundernehmen, daß ein Geist von dem nie rastenden, unwiderstehlichen Feuer Hutten's in die empfängliche Seele Sickingen's, der den eigentlich geistigen Kämpfen seiner Zeit bisher natürlich fern gestanden hatte, den zündenden Funken warf, der fortglimmend, dann eifrig genährt, bald zur hellen Flamme entwickelt war, von der getrieben Sickingen nach höhern Zielen und nach geistig geadelten Erfolgen streben lernte. Schon am 1. März 1519 hatte Hutten dem neuen Freunde die von diesem gewünschte deutsche Uebersetzung seines Gespräches „Das Fieber" gewidmet. Der Feldzug gegen Ulrich von Würtemberg führte beide noch näher zusammen. Hutten machte denselben in dem Heerhaufen Sickingen's mit und trat während desselben in die allerinnigsten Beziehungen zu dem gefeierten Kriegshelden. Die Briefe, welche Hutten damals an verschiedene seiner literarischen Freunde richtete, legten Zeugniß ab von der hohen Achtung, welche ihm die gerade, unabhängige, stolze Persönlichkeit Sickingen's einflößte. Er wurde nicht müde, die Umgänglichkeit und Leutseligkeit desselben zu rühmen, nicht müde, zu schildern, wie der in den Waffen groß Gewordene auch allen geistigen Fragen Interesse und Verständniß entgegenbringe: man merkt es schon damals allen Aeußerungen an, die Hutten über Sickingen that, daß er in demselben in gewissem Sinne sein Ideal gefunden zu haben glaubte, in ihm den Helden sah, den die Vorsehung dem deutschen Volke in einer großen und entscheidenden Zeit zu seinem Heile erweckt habe, dessen Ruhm auf die Nachwelt zu bringen eine der vornehmsten Aufgaben der zu neuer Macht erstarkten Literatur sein mußte. „Ich hoffe", so sagt Hutten in einem Briefe an den gelehrten Erasmus von Rotterdam, „daß durch diesen Mann der Nation großer Ruhm erwachsen wird. Was wir irgend an den Alten bewundern, er eifert denselben darin nach: er besitzt Klugheit, Beredsamkeit, Thatkraft und Regsamkeit, die Eigenschaften, durch welche man die Menschen regiert; keines niedrigen Wortes und keiner niedrigen That ist er fähig."

Digitized by Google

Diese Lobeserhebungen klingen, so wird man zugeben müssen, freilich ein wenig übertrieben; aber mag Hutten in seiner Begeisterung für den gefeierten Kriegshelden, der unzweifelhaft ja die glänzendste und dabei eigenartigste ritterliche Erscheinung der ganzen Zeit ist, auch etwas stark aufgetragen haben, das Eine wird man aus seinen lobpreisenden Worten jedenfalls als sicher entnehmen dürfen, daß einem Manne von seiner Welt- und Menschenkenntniß, von seiner scharfen Kritik und seinen hohen Ansprüchen Franz von Sickingen gewaltig imponirte und daß derselbe nach seinem Urtheil selbst weit über die bedeutendern seiner Zeitgenossen emporragte. Und bei der merkwürdigen Ausnahmestellung, welche Franz von Sickingen unter den Deutschlands Zukunft bedingenden Mächten einnahm, wird es nun unter solchen Umständen durchaus begreiflich, daß Hutten in diesem Manne recht eigentlich seinen Helden gefunden zu haben glaubte, in ihm das Werkzeug erblickte, das Gott selbst der deutschen Nation erwählt hatte. Seitdem kannte Hutten kein anderes Streben, als Sickingen in diesem Sinne zu beeinflussen, ihn sich unter seiner Leitung und seinem maßgebenden Einfluß zu dem entwickeln zu lassen, was er noch werden mußte, wenn er die auf ihn gesetzten fast überschwenglichen Hoffnungen dereinst wirklich einmal erfüllen sollte. Sickingen mit dem geistigen Inhalte der neuen Zeit, der ihm bis dahin wol noch ziemlich fremd geblieben war, bekannt zu machen und von demselben durchdringen zu lassen, war dazu zunächst nothwendig. Mit hingebender Begeisterung und mit einem Erfolge, der, wenn man so sagen darf, dem Lehrer und dem Schüler gleichmäßig zur Ehre gereicht, hat Hutten sich dieser wahrlich nicht zu unterschätzenden Aufgabe unterzogen. Es genügte Sickingen jetzt nicht mehr, daß er, wie bisher, die Vorkämpfer der neuen Geistesrichtung gegen den Uebereifer und die Verfolgungssucht der beschränkten Anhänger des Alten mit seinem starken Arme beschützte, wie er sich unlängst auf Hutten's Verwendung des geplagten Reuchlin angenommen und durch eine energische Drohung die kölner Dunkelmänner zur Einstellung der Feindseligkeiten und zu Verhandlungen über einen dem Verfolgten zu gewährenden Schadenersatz

Digitized by Google

bestimmt hatte: durch Ulrich von Hutten, der den Winter 1520 zu 21 bei ihm auf der Ebernburg verweilte, wurde Sickingen, der, ohne höhere Bildung aufgewachsen, diesen scheinbar ja rein gelehrten Dingen theilnahmlos gegenübergestanden hatte, nun eingeführt in das Wesen des von Luther gegen die römische Kirche unternommenen Kampfes. Mit Freude folgte sein klarer und gesunder Geist dem schlichten und consequenten Gedankengange des wittenberger Mönchs: die Einfachheit, die Wahrheit, die zwingende Nothwendigkeit, die ihn aus den Darlegungen desselben, wie sie Hutten ihm jetzt entwickelte, ansprachen, fesselten ihn unwiderstehlich und ließen ihn, der noch unlängst nach frommer altväterischer Sitte den Franciscanern auf seinen Ländereien ein reich dotirtes Haus hatte bauen wollen, zu einem begeisterten Anhänger der neuentdeckten evangelischen Wahrheit werden. Schon war er bereit, mit muthiger That für dieselbe einzutreten: durch Hutten und Melanchthon ließ er Luther wissen, daß er bereit sei, denselben auf der Ebernburg aufzunehmen und gegen alle Anfechtungen mit ganzer Kraft zu schützen. Mit stolzer Freude mochte Ulrich von Hutten auf Sickingen blicken, wenn er ihn so für die große nationale Sache in edelm Eifer erglühen sah; nun konnte er vollends nicht mehr daran zweifeln, daß in diesem seinem neuen Freunde der Held der neuen Zeit, der Schöpfer des neuen Reichs und der neuen Kirche erstanden sei, daß in Sickingen's Arm und auf der Spitze von Sickingen's Schwert die Zukunft der edeln deutschen Nation ruhte. Und mit der ihm eigenen unermüdlichen Rastlosigkeit war Hutten nun Tag und Nacht darauf bedacht, diese ihn selbst erfüllende Ueberzeugung auch allen andern einzuflößen, der ganzen deutschen Nation Sickingen als den Mann darzustellen, dem sie sich vertrauensvoll anschließen müsse, um einer glücklichen Erreichung des erstrebten Zieles vollkommen sicher zu sein. Damals rief er in die Welt hinaus und dem Freunde zu die begeisterten Worte:

Wo etwas mein geschrifft vermag,
Dein Lob muß sterben keinen Tag!

Nun wird ja auch niemand bestreiten wollen, daß die außer-

Digitized by Google

gewöhnliche und in jeder Hinsicht so eigenartige Machtstellung, die Sickingen erworben und der er durch den Bund mit Karl V. soeben eine Art von Abschluß und Weihe gegeben hatte, infolge dieser durch Hutten bewirkten geistigen Wandlung ihres Trägers eine neue, höhere Bedeutung erhielt und zu den miteinander im Kampf liegenden Mächten in völlig anders geartete Beziehungen trat. Im Dienste der habsburgischen Kaiserpolitik, der er sich eben erst feierlich verschrieben hatte, konnte Sickingen bei seiner jetzigen Stellung zu der großen kirchlichen Frage seiner Zeit doch nur dann auf die Dauer bleiben, wenn der Träger derselben in dieselben Bahnen einlenkte, die Sickingen betreten hatte und an deren Ende ihm ungeahnte Erfolge zu winken schienen. Geschah dies aber nicht, trat der junge Kaiser nicht ein für die als Sache der ganzen Nation erkannte Sache Luther's, so konnte die eben geschlossene Allianz zwischen dem Reichsoberhaupte und der Verkörperung des national und lutherisch denkenden Ritterthums wol noch einige Zeit äußerlich fortbestehen — innerlich war sie dann sofort unmöglich geworden und mußte binnen kurzem nicht blos zerfallen, sondern zu einem feindlichen Zusammenstoße führen. Denn seinerseits zurückzuweichen und nachzugeben, lag einmal überhaupt nicht in Sickingen's Art und war ihm unter den nun eingetretenen Verhältnissen vollends nicht zuzumuthen: denn in der Ueberzeugung, für eine von Gott selbst geschützte und geheiligte Sache einzutreten, mochte Sickingen die in so eigenthümlicher Art gewonnene große Macht, die er zur Verfügung derselben stellte, selbst gewissermaßen als geweiht und durch göttliche Fügung bestätigt auffassen; er fühlte sich zu einem großen historischen Beruf auserwählt, und schöpfte aus diesem Bewußtsein neue Kraft und den Muth, noch Größeres zu erstreben.

Schon aber stand die Entscheidung unmittelbar bevor: der wormser Reichstag war zusammengetreten; entgegen den Wünschen des päpstlichen Legaten Aleander beschloß man, Luther nicht ungehört zu verdammen, sondern lud ihn zur Verantwortung vor Kaiser und Reich. Aber ebendies machte die Anhänger der neuen Lehre besorgt um das Schicksal des Urhebers derselben.

Digitized by Google

Auch Franz von Sickingen, welcher, da sein Streit mit Worms, obgleich er ja nun seit Jahren ruhte, doch noch nicht förmlich beigelegt und verglichen war, die Stadt nicht zu betreten wagte, auf der nahen Ebernburg saß und von dort aus gemeinsam mit Hutten und Bucer den Gang der Dinge auf dem Reichstage mit lebhafter Spannung verfolgte, hielt Luther für ernstlich gefährdet, als ein völlig unerwarteter Gast bei ihm erschien, Glapion, des jungen Kaisers Beichtvater, welcher mit der den geistlichen Diplomaten eigenen Schlauheit einen Weg zur friedlichen Ausgleichung des religiösen Streites gefunden zu haben glaubte. Glapion gab sich den Anschein, als ob er von dem guten Rechte der durch Luther erhobenen Forderungen in vielen Punkten überzeugt sei und nichts sehnlicher wünsche, als die gerügten kirchlichen Uebelstände möglichst bald beseitigt zu sehen; in andern Dingen sei Luther dagegen in seinem Eifer zu weit gegangen, namentlich seine letzte Schrift: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", enthalte böse Dinge, die nicht gerechtfertigt werden könnten; auch meinte er, Luther in seinen Schriften mehrfacher Widersprüche überführen zu können — kurz, des schlauen Mönches Absicht war offenbar, die eigentlich principiellen Gegensätze zu verhüllen, Nebendingen eine übertriebene Wichtigkeit beizumessen, die Anhänger Luther's in manchen Punkten an ihrem Meister irrezumachen und so den Boden zu ebnen für einen Vergleich, welcher Luther und den Seinen eine Reihe von werthlosen Scheinconcessionen gewährt, allen Gewinn aber in die Hände der Kirche gelegt haben würde. Glapion, der übrigens auf eigene Hand, nicht etwa im Auftrage des Kaisers und des Legaten handelte, fand auf der Ebernburg keine üble Aufnahme. Sickingen selbst ließ sich mit ihm in eine längere Erörterung über die angeblich von Luther begangenen Widersprüche ein, wobei er geschickt aus den zur Hand genommenen deutschen Schriften des Reformators zu argumentiren wußte. Auch konnte Glapion, sowenig er Sickingen zu seinen Ansichten bekehrte, doch hoffen, etwas zu erreichen, als Sickingen, der in Worms doch einigermaßen für Luther's Sicherheit fürchtete, seinen Schützling Bucer dem schon nach Worms aufgebrochenen Wittenberger ent-

Digitized by Google

gegenschickte und denselben einladen ließ, statt nach Worms zu gehen, zu ihm auf die Ebernburg zu kommen, wo er nicht blos gegen jede Gewaltthat geschützt sei, sondern auch mit dem milde und versöhnlich gestimmten Beichtvater des Kaisers unterhandeln könne. Das Anerbieten wurde von Luther dankend abgelehnt.

Es ist bekannt, welchen Verlauf die Dinge in Worms nahmen: nicht um seine Lehre mit Gründen zu vertheidigen oder sich eines bessern belehren zu lassen, sollte Luther vor Kaiser und Reich erschienen sein, sondern um seine schon verdammte Lehre einfach zu widerrufen und sich dem Papstthum bedingungslos zu unterwerfen. Statt den Conflict aus der Welt zu schaffen, was der gewandte Glapion auf allerhand Neben- und Schleichwegen doch noch erreichen zu können gehofft hatte, wurde derselbe nun erst recht zum Ausdruck gebracht und als eine Thatsache von unberechenbar weittragender Bedeutung aller Welt vor Augen gestellt. Die Acht erging gegen Luther. und seine Anhänger: niemand konnte noch daran zweifeln, daß die neue Lehre jetzt nur noch durch die Gewalt der Waffen werde erhalten und zum Siege geführt werden können. Danach hätte namentlich Hutten am liebsten schon jetzt gehandelt: er hätte in seinem glühenden Feuereifer mit dem Schwerte in der Hand unter Sickingen als dem berufenen Anführer das Programm ausgeführt, welches er aus Luther's Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung" herauszulesen meinte. Gewiß hatte Sickingen recht, wenn er den ungestümen Freund zu mäßigen und von einem unbesonnenen Schritte, der so leicht verhängnißvoll werden konnte, zurückzuhalten bemüht war. Nicht der evangelische Eifer allein, auch politische Erwägungen und militärische Rücksichten mußten in diesem Falle maßgebend sein, und es wäre sehr ungerecht gewesen, hätte man daraus, daß Sickingen der Heftigkeit seines gelehrten ritterlichen Freundes Zügel anlegte, auf eine Minderung der Theilnahme desselben an der großen Sache der Reformation schließen wollen. Wie eine göttliche Verheißung, so schreibt in jenen Tagen Hutten an Pirkheimer, seien ihm Sickingen's Worte erklungen, daß derselbe sich durch keine

Digitized by Google

Gefahr von der Vertheidigung der Wahrheit je werde abschrecken lassen.

Solchen Worten folgten denn auch die entsprechenden Thaten. Denn wenn auch diejenigen auf einer falschen Fährte waren, welche das räthselhafte Verschwinden Luther's auf Sickingen zurückführen wollten und den Reformator auf einer der Sickingen'schen Burgen in sicherm Schutze vermutheten, so trat doch eben in dieser Zeit Sickingen mit rückhaltsloser Offenheit als der Beschützer der neuen Lehre und ihrer Anhänger auf. Hinter den Mauern seiner stattlichen Burgen fanden die Geistlichen eine schützende Zuflucht, welche als Anhänger Luther's auf Grund des wormser Edicts von den geistlichen und weltlichen Gewalthabern hart verfolgt wurden. Nach allerhand enttäuschungsreichen Irrfahrten fand Bucer als Pfarrer auf dem Landstuhl eine Unterkunft. Wie er, so trat auch Johann Schwebel, der auf der Ebernburg weilte, unter Sickingen's Schutz in den Stand der Ehe ein; der Gelehrte Oekolampadius trat als Schloßkaplan der Ebernburg in Sickingen's Dienste und suchte, indem er zunächst die Messe schonend beibehielt, durch deutsche Schriftverlesung und Predigt die Herzen der kriegerischen Schloßeinsassen allmählich der neuen Lehre zu gewinnen und so durch die langsam reifende Ueberzeugung für weiter gehende Reformen zugänglich zu machen.

Ein merkwürdiger Kreis bedeutender Männer hatte sich so um Franz von Sickingen gesammelt, und in zweifachem Sinne konnte die denselben in ihren Mauern beschließende Ebernburg als die „Herberge der Gerechtigkeit" bezeichnet werden, wie Hutten sie mit Vorliebe zu nennen pflegte. Eine bedeutungsvolle Veränderung aber hatte sich damit gegen früher in Sickingen's Stellung vollzogen. Seiner Herkunft, seinem Bildungsgange und seiner äußern Laufbahn nach hatte unser Ritter den großen geistigen Bewegungen seiner Zeit so lange ganz fern gestanden: nun konnte er für einen der am meisten ausschlaggebenden Factoren in demselben gelten, wenn er auch jetzt nicht eigentlich unmittelbaren Antheil daran nahm, sondern sich nur durch die

Digitized by Google

Vermittelung kundiger Freunde mit den Ergebnissen derselben vertraut machen ließ: dafür aber war er bereit, denselben im Nothfalle die ganze Fülle der in seine Hand gelegten reichen Machtmittel zur Verfügung zu stellen. In dem Augenblicke, wo der junge Kaiser, die Hoffnungen der ihm anfangs zujubelnden Nation schmerzlich enttäuschend, aber doch in einer Consequenz, welche nur die mit seinem Wesen völlig Unbekannten überraschen konnte, sich gegen die neue Lehre erklärte und damit auch allen den politischen und socialen Reformplanen den Krieg erklärte, welche sich an die Weiterausbildung und den möglichen Sieg derselben in Deutschland knüpften: in demselben Augenblicke trat Sickingen als der ritterliche Protector derselben in den Vordergrund der Ereignisse. In demselben Grade, wie er dadurch die Aussichten der hartbedrängten kirchlichen Neuerer klärte und stärkte, erwuchs ihm selbst aus der neuen Verbindung eine außerordentliche Steigerung seiner Kräfte: die ersten Köpfe der Nation, die begeistertsten Vorkämpfer des neuen Zeitalters, das mit Luther's Auftreten angebrochen war, scharten sich um Sickingen's Banner, das jetzt das ihrige war, und führten dem Ritter damit eine geistige Bundesgenossenschaft zu, welche die Leistungsfähigkeit auch der zu seiner Verfügung stehenden materiellen Hülfsmittel in erstaunlicher Weise steigerte. Das Schicksal Deutschlands schien in der Hand dieses einen, von kleinen Anfängen zu solcher Machtfülle aufgestiegenen Mannes zu liegen. Fast mehr noch als seine Anhänger, von denen wol Ulrich von Hutten die eigenartige Größe des Augenblicks am vollständigsten begriff und auch am meisten durch eine rücksichtslose kühne That auszunutzen geneigt war, waren die Gegner Sickingen's, die Gegner der neuen Lehre von dieser Thatsache durchdrungen und erschüttert. Der scharfblickende päpstliche Legat auf dem wormser Reichstage, Cardinal Aleander, machte auch in seinen nach Rom erstatteten amtlichen Berichten gar kein Hehl aus der Gefahr der damaligen Lage: sagt er doch sogar geradezu, eigentlich sei Sickingen allein jetzt König in Deutschland; jeden Augenblick könne derselbe beliebig viel Leute aufbieten; bitter tadelt er die Unthätigkeit der Fürsten und den Kleinmuth der

Digitized by Google

ihre Sache verloren gebenden Prälaten; Sickingen ist nach seiner Meinung der Schrecken Deutschlands, vor dem alle andern erstarren.

Man kann nicht sagen, daß dies übertrieben gewesen wäre. Ein Wort von Sickingen hätte genügt, um in Deutschland einen Sturm zu entfesseln, der über die Kaiserherrschaft des jungen Karl und über die katholische Kirche mit vernichtender Wucht hereingebrochen sein würde, der aber ohne alle Frage auch Elemente entfesselt hätte, denen man vergeblich halt geboten haben würde, und in deren Tosen vielleicht eben das mit zu Grunde gegangen wäre, was man sichern und für alle Zukunft erhalten wollte. Sickingen hat, ungeachtet des unruhigen Drängens und Treibens des kampflustigen Hutten, dieses Wort nicht gesprochen; die Befürchtungen, denen Aleander so rückhaltslos Ausdruck gegeben hatte, gingen zunächst nicht in Erfüllung. Die Frage ist nur, weshalb Sickingen den Mahnungen Hutten's nicht nachgab, weshalb er den von dem päpstlichen Legaten gefürchteten Schritt nicht that? Die Erörterung dieser Frage führt uns unmittelbar zu demjenigen Punkte, von dem aus die plötzliche Wendung zu erklären ist, die in Sickingen's Laufbahn sich bald danach vollzieht; hier erschließt sich uns der Widerspruch, an dem Sickingen's ganze Stellung in jenem großen Augenblicke krankte und von dem die nachher so jäh und so vernichtend hereinbrechende Katastrophe vornehmlich, wenn nicht vielleicht ausschließlich herzuleiten ist.

So hoch er gestiegen und so gewaltigen Einfluß er gewonnen hatte: Franz von Sickingen war doch seiner Herkunft nach einmal und blieb allezeit ein deutscher Ritter. Darin lag eine Einseitigkeit und Beschränktheit, die nicht ohne entscheidende Einwirkung bleiben konnte auf die Art, wie er seine wahrhaft königliche Macht verwendete. Auch jetzt, wo selbst seine Todfeinde nicht umhin konnten, einzugestehen, daß er augenblicklich für Deutschland mehr zu bedeuten habe als der junge Kaiser, wo seine begeisterten Verehrer in ihm den Helden der siegreichen Reformation gefunden zu haben glaubten, war Sickingen in dem sein Wesen eigentlich bestimmenden Grundzug, der auch in der

Digitized by Google

Zukunft seine Handlungsweise bedingte, sich selbst unverändert treu und in der Hauptsache völlig derselbe geblieben. So stolz Ulrich von Hutten auf den gewaltigen Helden blicken mochte, den er der Reformation zum Beschützer gewonnen hatte: er irrte sich und schlug den gewonnenen Erfolg ohne Frage viel zu hoch an, wenn er meinte, Sickingen sei nun so ganz und voll von der neuen Lehre durchdrungen und erfüllt, daß er gar kein anderes Ziel mehr im Auge habe, als ihr zum Siege zu verhelfen und sich, allen Entwürfen persönlichen Ehrgeizes entsagend, mit allem, was er bis dahin gewonnen, ganz und bedingungslos ihrem Dienste zu weihen. Dazu war Sickingen weder selbstlos noch begeistert genug: er konnte und — so darf man wol hinzusetzen — er wollte nicht aus dem Banne der ständischen Interessen des Kreises heraustreten, dem er seiner Geburt und seiner Laufbahn nach ja nun einmal angehörte. Sickingen war und blieb ein deutscher Adeliger, ein deutscher Ritter, und auch in dem großen Wendepunkte, an dem er damals angelangt war, hat er die Angelegenheiten Deutschlands nicht anders aufgefaßt und beurtheilt als von dem engherzigen Standpunkte der reichsfreien deutschen Ritterschaft. Wenn Sickingen im Anfange der Regierung Karl's V. für die von dem jungen Kaiser erhofften Reformen lebhafte Theilnahme gezeigt hatte, so war das — daran kann nicht mehr gezweifelt werden — nicht geschehen, weil er eine gründliche Umgestaltung der Reichsverfassung im Interesse der gesammten deutschen Nation für nothwendig gehalten hätte, sondern weil er von denselben eine Einschränkung der fürstlichen Macht, also einen Gewinn für die reichsfreie Ritterschaft, erwartete. Die Reform des Reiches, die Sickingen durchgeführt zu sehen wünschte, hätte allerdings eine Stärkung der Centralgewalt mit sich gebracht und der kaiserlichen Autorität einen größern Wirkungskreis eingeräumt, jedoch in der Weise, daß das Kaiserthum, wie es ehemals gewesen war, seine vornehmste Stütze in dem kriegerischen Adel der deutschen Nation zu suchen gehabt hätte, diesem aber für den Rückhalt, den er ihm gewährte, nicht blos Sicherung gegen das Machtstreben der Fürsten, sondern auch eine gewisse Freiheit des Handelns nach

Digitized by Google

andern Seiten hin hätte zugestehen müssen. Das politische Ideal Sickingen's kann man sich füglich nicht wesentlich verschieden denken von dem Zustande, der für ihn selbst und den Kreis seiner Genossen seit dem Ritte nach Innsbruck und der Beseitigung des durch die wormser Fehde veranlaßten Misverständnisses zwischen ihm und Maximilian und dann auch weiterhin bis zum Abschluß des Dienstvertrags mit Karl V. thatsächlich bestanden hatte: Kaiser und Adel sollten die eigentlich herrschenden Factoren im Reiche sein, die Fürsten aber und die Städte die Kosten dieser Reichsreform zu tragen haben. Daß in dieser monarchisch zugespitzten Adelsrepublik für den ewigen Landfrieden, selbst in der papiernen Scheinexistenz, die er bisher geführt hatte, für das Reichskammergericht, für irgendeine allgemeine Reichssteuer kein Platz vorhanden gewesen wäre, braucht wol kaum noch ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Nun kann man durchaus nicht sagen, daß Franz von Sickingen in der Zeit, wo er durch Hutten für die Reformation gewonnen und in aller Welt Augen zu dem streitbaren Beschützer derselben geworden war, in diesem Punkte irgendeine Aenderung seines Denkens erkennen ließ. Auch von der lichten Höhe aus, zu welcher ihn die geistige Bewegung der Zeit, seitdem er an ihr theilnahm, emporgeführt hatte, behielt Sickingen doch immer nur die bisher verfolgten Ziele im Auge: er mag sie, entsprechend dem Wachsthum seiner Kraft, weiter hinausgeschoben haben; — in anderer Richtung lagen sie auch jetzt nicht, auch jetzt gehören sie nicht einem höhern Gebiete an und nicht allgemeinere Interessen der ganzen Nation sollen durch sie gefördert werden.

Darin aber lag ein unlösbarer, unheilvoller Widerspruch: die gewaltigen geistigen und sittlichen Kräfte der deutschen Nation, welche, durch Luther geweckt, durch ihn und seine Mitstreiter zu den höchsten Anstrengungen angetrieben worden, waren durch Ulrich von Hutten für Sickingen als ihren Führer in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe gewonnen, waren gleichsam zur Verfügung desselben gestellt und erwarteten aus seinem Munde die auszugebende Parole. Sickingen aber hatte darauf schließlich keine andere Antwort, als daß er die reiche Fülle dieser

Digitized by Google

Kräfte seinen einseitigen Interessen dienstbar zu machen, für die gewaltsame Förderung, die Wiederherstellung und Sicherung der bedrohten Machtstellung des Ritterthums auszunutzen versuchte. Sickingen hat sich — man wird es nicht in Abrede stellen können — so bedeutend er war, doch der Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, zu deren Lösung er nach Hutten's Meinung gleichsam auserwählt sein sollte. Statt sich der großen nationalen Sache rückhaltslos hinzugeben, hat er durch dieselbe und zum Theil geradezu auf ihre Kosten allein für sich und seine Standesgenossen einen möglichst reichen Gewinn zu ziehen versucht. Es soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß Sickingen in dieses Verhältniß eine klare Einsicht gehabt und in dem vollen Bewußtsein des Widerspruchs, in den er sich verwickelte, gehandelt habe: aber der Widerspruch war da, und indem er denselben entstehen ließ, indem er ihn durch seine Handlungsweise eigentlich herbeiführte, lud Franz von Sickingen gegenüber der Nation und gegenüber dem großen geschichtlichen Moment, den er ungenutzt vorübergehen ließ, eine schwere Verschuldung auf sich, und diese Schuld hat er denn schließlich auch tragisch büßen müssen; in seinen Untergang aber riß er eben diejenigen unmittelbar mit hinein, die er auf Kosten der gesammten Nation zu einer unrechtmäßig bevorzugten Stellung hatte erheben wollen.

Die widerspruchsvolle Unklarheit in der Stellung Sickingen's, welcher kaiserlicher Rath und Feldhauptmann und zugleich der Beschützer der vom Kaiser geächteten kirchlichen Neuerer sein wollte, steigerte sich schon in der nächsten Zeit in einem solchen Grade, daß ihre Unhaltbarkeit allen einleuchten mußte.

Der längst drohende Krieg zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich brach aus. Anlaß zum Streit zwischen den beiden Gegnern war ja an verschiedenen Orten in überreichlicher Menge vorhanden; der eine wie der andere klagte schon lange, daß von der andern Seite die geschlossenen Verträge nicht gehalten würden, sodaß es eben nur noch eine Frage der Zeit war, wann es zwischen beiden zum Schlagen kommen würde. Den letzten Anstoß dazu gab der ehemalige Bundesgenosse Sickingen's, Robert von der Mark, der Herr von Sedan und Inhaber

Digitized by Google

des Herzogthums an der Maas. In einem Lehnsstreit von durchaus untergeordneter Bedeutung machte derselbe sich eines Friedensbruchs gegen den Kaiser als Herrn der Niederlande schuldig und suchte Vasallen desselben mit Raub und Brand heim. Bald stand denn auch zur Züchtigung Robert's ein kaiserliches Heer unter dem Grafen von Nassau im Felde. Natürlich nahm der Streit bald größere Ausdehnung an. Franz I. klagte über Verletzung seines Gebietes durch die Kaiserlichen; Karl forderte Einstellung der geheimen Unterstützung, welche der französische König dem Herrn von Sedan leisten sollte: so kam es, daß im Sommer 1521 der seit Jahren drohende Krieg wirklich zum Ausbruch kam. Damit war nun aber auch der Augenblick gekommen, wo Karl V. aus dem mit Franz von Sickingen geschlossenen Dienstvertrage den gehofften Nutzen zu ziehen gedachte. An Sickingen, der gerade im Wildbade weilte, erging die Aufforderung, ein beträchtliches Heer anzuwerben, und zwar einstweilen auf seine eigenen Kosten, die ihm der Kaiser in bessern Zeiten bei Heller und Pfennig zu ersetzen versprach. Durch einen nach Brüssel entsandten Vertrauten ließ Sickingen, den eine so gewaltige Zumuthung denn doch bedenklich machte, noch gerade wegen des finanziellen Punktes ausdrücklich sichere Zusagen fordern; dieselben wurden bereitwillig und in einer ihn besonders ehrenden, des Kaisers Vertrauen zu ihm ausdrückenden Form gegeben; die Werbungen begannen, und Ende Juli 1521 stand Sickingen auch schon mit einer imponirenden Streitmacht von etwa 15000 Mann kampfbereit bei Diedenhofen. Mit erdrückender Uebermacht brach er sammt den andern kaiserlichen Hauptleuten in das Herzogthum an der Maas ein; der Erfolg schien zweifellos, als, entsprechend der friedlichen Wendung, die in den Beziehungen Karl's V. zu Frankreich durch englische Vermittelung noch einmal für einen Augenblick herbeigeführt wurde, auch hier, wo der drohende allgemeine Krieg zuerst zum Ausbruch zu kommen schien, ein unerwarteter Stillstand eintrat und so auch Sickingen halt geboten wurde. Natürlich war damit nur ein kurzer Aufschub gewonnen; mit Macht rüsteten beide Theile und ließen einstweilen den Kampf

Digitized by Google

durch ihre schon im Felde stehenden Parteigänger fortführen. So rückte denn nun auch Sickingen in Gemeinschaft mit dem Grafen von Nassau aus dem Gebiete Robert's von der Mark die Maas aufwärts gegen Mouzon, und begann alsbald die Belagerung der wichtigen Festung, die infolge einer energischen Beschießung schon nach wenigen Tagen zur Uebergabe genöthigt war. Am liebsten wäre Sickingen nach diesem ersten Erfolge, der in Frankreich seines tiefen Eindrucks nicht verfehlte, mit der stattlichen Streitmacht, über die er zusammen mit dem Grafen von Nassau verfügte — es waren ungefähr 30000 Mann — in schnellem Vormarsch in Frankreich selbst eingedrungen, um König Franz I., noch ehe derselbe seine Rüstungen auf diesem westlichen Kriegsschauplatz ganz beendet hatte, zu einer Feldschlacht zu nöthigen und durch den Gewinn einer solchen dem kaum ausgebrochenen Kriege sofort ein glorreiches Ziel zu setzen. Der kaiserliche Oberfeldherr aber, der Graf von Nassau, war zu einem so kühnen Verfahren nicht zu bestimmen; ihm schien es denn doch zu bedenklich, die übrigen Maasfestungen noch unbezwungen im Rücken lassend, sich tiefer nach Frankreich hineinzuwagen; es ist begreiflich, daß er mit seiner Ansicht schließlich durchdrang: Sickingen's Plan wurde verworfen und die Belagerung von Mézières begonnen. Aber man hatte sich arg getäuscht, wenn man hier auf einen ähnlich leichten Erfolg wie vor Mouzon gerechnet hätte! Schon daß die vielgewundene Maas Sickingen's und Nassau's Heerhaufen zum Angriff auf die Stadt auf verschiedenen Ufern des Flusses Stellung zu nehmen nöthigte, mußte die Kraft des im September 1521 begonnenen Angriffs beeinträchtigen und die Sicherheit der beiden Heerestheile gefährden. Vor allem aber hatte man von einer Besatzung, an deren Spitze der gefeiertste Kriegsheld Frankreichs, Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel", stand und welcher die demselben beigegebene Blüte des jungen französischen Kriegsadels mit ihrem Beispiel voranleuchtete, den ausdauerndsten Widerstand zu gewärtigen, um so mehr, als die günstige Lage der Stadt den Vertheidigern die fortgesetzte Verbindung mit der Außenwelt und mit dem französischen Hofe ermöglichte. Die

Digitized by Google

von den Kaiserlichen unternommene Beschießung der Stadt hatte keinen Erfolg, da die Söldner einen Sturm auf die in der Mauer erzeugte Bresche zu unternehmen sich weigerten. Die Anlegung von Minen aber, durch welche man die Bresche zu erweitern dachte, rückte natürlich nur sehr langsam vorwärts. Bedenklich wurde die Lage der Angreifer, als nicht blos die in den übrigen Maasfestungen liegenden französischen Besatzungen sie durch Streifzüge und Ueberfälle im Rücken zu beunruhigen anfingen, sondern auch ein stattliches Entsatzheer unter Franz I. selbst ins Feld zu rücken begann; obenein war die Stadt wiederholt verproviantirt worden und der Uebergabe ferner als je; ihr Widerstand wurde vielmehr von Tag zu Tag energischer, während die Mannschaften Nassau's und Sickingen's anfingen Mangel zu leiden an Lebensmitteln sowol wie an Munition; dazu kam mit dem Fortgange der Jahreszeit ungünstiges Wetter, das allerhand Krankheiten erzeugte; auch blieben die Soldzahlungen im Rückstande, und damit pflegte denn allerdings in jener Zeit die Feldtüchtigkeit einer jeden überwiegend aus Söldnern bestehenden Armee sehr bald aufgehoben zu sein. Daß Sickingen sich unter diesen Umständen nach dreiwöchentlicher vergeblicher Bemühung zur Aufhebung der aussichtslosen Belagerung entschloß, kann ihm füglich nicht weiter verdacht werden. Doch scheint noch ein besonderer, nie völlig aufgeklärter Zwischenfall allerdings die Ausführung dieses Beschlusses beschleunigt zu haben. Sickingen muß nämlich irgendeine Botschaft aus der belagerten Stadt erhalten haben, auf die hin er seine exponirte Stellung sofort aufgab, über die Maas zurückging und sich mit dem Gros des Belagerungsheeres unter dem Grafen von Nassau vereinigte. Welches Inhalts diese Botschaft gewesen, vermögen wir nicht zu sagen; aller Wahrscheinlichkeit nach gewann Sickingen daraus aber die Ueberzeugung, daß, sei es von dem in Troyes stehenden König Franz, sei es von Sedan aus, ein mit großer Macht auszuführender Entsatzversuch unmittelbar bevorstehe, daß man es dabei vornehmlich auf ihn abgesehen habe, er aber auf energische Unterstützung durch den jenseit des Flusses stehenden Grafen von Nassau nicht mit Sicherheit rechnen

Digitized by Google

könne. Wie dem auch sei, Sickingen räumte seine Stellung; damit wurde jede Aussicht auf eine Bezwingung der Festung abgeschnitten, die völlige Aufhebung der Belagerung und weiterhin der Rückzug des kaiserlichen Heeres waren die Consequenzen, die sich daraus mit Nothwendigkeit ergaben. Daß das Einverständniß zwischen dem Grafen von Nassau und Sickingen, das zu keiner Zeit ein besonders aufrichtiges gewesen zu sein scheint, durch diesen ruhmlosen Ausgang vollends gestört wurde, war natürlich; in bitterer Feindschaft trennten sich beide; Nassau zog mit seinem Heere dem inzwischen von den Niederlanden her in Frankreich eingedrungenen Kaiser zu, während Sickingen vermuthlich zunächst nach seinen Gütern zurückkehrte.

Dieser ruhm- und erfolglose Ausgang des Feldzugs an der Maas hat eine wesentliche Aenderung in Sickingen's Stellung zu dem Kaiser bewirkt. Die kaiserliche Gunst, die ihm früher so überreich zutheil geworden, zog sich plötzlich von ihm zurück; man wird es wol dem Einflusse zuschreiben dürfen, den der Graf von Nassau von nun an im kaiserlichen Hauptquartier übte, daß man dort nach diesem Feldzuge zu der Erkenntniß gekommen zu sein glaubte, Sickingen verstehe doch eigentlich nichts vom Kriege. Ja, es fehlte selbst nicht an solchen, die weit schlimmere Dinge über Sickingen in Umlauf setzten: hier und da wurde von einem Verrathe gemunkelt, dessen der Ritter sich vor Mézières schuldig gemacht haben sollte; man bezichtigte ihn des geheimen Einverständnisses mit Bayard, mit dem Herrn von Sedan und andern Parteigängern des französischen Königs. Das war natürlich nur ein leeres Gerede: die Anklage entbehrt jeder Spur von Begründung; wie sie entstehen und geglaubt werden konnte, ist zudem ja klar genug: die entschiedene Spannung, welche im Gegensatz zu der bisherigen engen Verbindung zwischen Sickingen und dem kaiserlichen Hofe eintrat, und die bittern Klagen, die Sickingen über den ihm zutheil gewordenen Undank erhob, dann die unleugbare Thatsache, daß Sickingen's Aufbruch aus der bisher innegehabten Stellung den unmittelbaren Anlaß zur Aufhebung der Belagerung gegeben hatte, und in Verbindung damit die Erinnerung an die intimen Beziehungen,

Digitized by Google

welche ehemals zwischen Sickingen und dem Herrn von Sedan und durch dessen Vermittelung auch zwischen Sickingen und dem französischen Hofe bestanden hatten, und endlich die entschiedene reichsfeindliche Wendung, die des mächtigen Ritters Haltung demnächst nahm: alles dies erklärt es wol zur Genüge, wie die Rede von einem Verrath Sickingen's vor Mézières entstehen und geglaubt werden konnte. Entscheidend ist jedenfalls die Thatsache, daß Karl V. selbst an einen Verrath Sickingen's nicht geglaubt hat: das zeigt seine Haltung gegen den Ritter gleich in der nächsten Zeit.

Sickingen hatte das Heer, mit dem er an die Maas gezogen war, auf seine eigenen Kosten geworben und unterhalten; es war das eine Leistung, die selbst seine finanziellen Kräfte einigermaßen überstieg. Daß der Feldzug ohne Erfolg, also auch ohne die gehoffte reiche Beute ausging, machte die Sache noch schlimmer: kurz, Sickingen war durch die Entlassung seines Heeres, die der Kaiser nach der Aufhebung der Belagerung von Mézières verfügt hatte, in eine arge Verlegenheit gerathen und mußte zur Erfüllung der nach verschiedenen Seiten hin eingegangenen Verpflichtungen in kurzer Zeit große Summen aufzubringen suchen. Natürlich wandte er sich da zunächst an den Kaiser, der ihm zugleich mit dem Auftrage zur Anwerbung und Führung eines so beträchtlichen Heeres die Zusage ertheilt hatte, die dazu aufgewendeten Summen ihm demnächst zu ersetzen. Die Erfüllung dieser Zusage zu erwirken eilte Sickingen, während seine Mannschaften dem Rheine zu zogen, nach Brüssel, wo er jedoch Karl V. nicht traf; derselbe ließ ihn nach Oudenaarde laden. Mit Mühe und Noth setzte Sickingen dort wenigstens so viel durch, daß man die Forderungen, die er erhob, prüfte und endlich ihm ein Guthaben von mehr als 76000 Goldgulden anerkannte und dasselbe durch ratenweise Zahlungen allmählich abzutragen versprach; auch sollten ihm 150 Pfund Kupfer geliefert werden, um den Schaden zu ersetzen, den seine Artillerie in dem Maasfeldzuge erlitten hatte. Natürlich war der allezeit in peinlichster Geldnoth befindliche Kaiser nachher nicht im Stande, auch nur den ersten der vereinbarten Zahlungstermine wirklich

Digitized by Google

einzuhalten. Daraus erwuchsen Sickingen wieder die größten Schwierigkeiten: sein Credit wurde beeinträchtigt, der doch bisher ein Hauptfactor seiner eigenartigen Machtstellung gewesen war; sein Name, der in den Kreisen des schweifenden Kriegsvolks einen so guten Klang gehabt hatte, verlor etwas an der bisherigen Geltung; damit sank natürlich auch seine militärische Leistungsfähigkeit, und er mußte fürchten, bei nächster Gelegenheit nicht so leicht wie bisher ein stattliches Heer anwerben zu können, was gerade in jenen kritischen Zeiten eine wesentliche Beeinträchtigung des politischen Einflusses mit sich brachte, den er im Laufe der letzten Jahre erworben hatte. Und nicht blos um das ihm zustehende Geld bat und mahnte Sickingen in immer dringendern Anschreiben beim Kaiser und dessen Räthen vergeblich: auch die verheißene Lieferung von Kupfer, dessen er dringend bedurfte, um sein durch den lothringischen Feldzug arg zusammengeschmolzenes Geschütz zu ergänzen, wurde ihm thatsächlich nicht zutheil, und ganz ebenso ging es ihm mit dem Pulver, das man ihm zur Ergänzung seiner zusammengeschwundenen Bestände zu überlassen versprochen hatte.

Man begreift, daß diese höchst nachtheiligen Folgen, welche für ihn aus dem letzten Karl V. geleisteten Dienste erwuchsen, Franz von Sickingen tief kränkten, verstimmten und gegen den Kaiser erbitterten. Konnte er nach solchen tief entmuthigenden Erfahrungen denn überhaupt noch hoffen, bei der mit der habsburgischen Kaiserpolitik eingegangenen Verbindung in der Weise, wie er gedacht hatte, seine Rechnung zu finden? Mußte er nicht fürchten, von dem habsburgischen Eigennutz auf das rücksichtsloseste ausgebeutet und dann, wenn er nichts Bedeutendes mehr leisten konnte, vollends beiseitegeschoben, vielleicht gar einem glücklichern Nebenbuhler schnöde preisgegeben zu werden? Diese Erwägungen mußten Sickingen mit Nothwendigkeit an der Ersprießlichkeit der zuletzt eingenommenen Parteistellung zweifeln lassen: für das Haus Habsburg zu arbeiten, ohne einen entsprechenden reichen Gewinn für sich selbst zu machen, lag nicht in Sickingen's Art und paßte schlecht zu dem Bilde, das sich derselbe, als er den Vertrag mit dem jungen Kaiser schloß,

Digitized by Google

von seiner Stellung an der Seite desselben gemacht haben mochte. Auch Sickingen's bemächtigte sich damit jenes erbitternde Gefühl vollkommener Enttäuschung, welches ebendamals im Gegensatz zu den großen und fast überschwenglichen Hoffnungen, mit denen man Karl's V. Thronbesteigung begrüßt hatte, sich in immer weitern Kreisen der ganzen Nation zu regen angefangen hatte. Zuerst und am gründlichsten waren die Anhänger der Reformation ernüchtert worden. Was dann auf dem wormser Reichstage von 1521 an eigentlich politischen Angelegenheiten verhandelt worden war, die Einsetzung eines Reichsregiments, die theilweise Erneuerung des Reichskammergerichts und die Feststellung der Reichsmatrikel: das hatte zur Genüge gezeigt, daß auch die politischen Reformen, die man von dem jungen Kaiser erwartet hatte, entweder ganz ausbleiben oder doch wesentlich anders, als man sie gewünscht hatte, ausfallen würden. Damit war nun aber auch die Entscheidung gefällt über die Möglichkeit der socialen Reformen, welche immer lauter und nachdrücklicher gefordert wurden, und zu deren Gunsten in den tiefern Schichten des deutschen Volks, in dem Kleinbürgerthum und namentlich in den Kreisen der Bauern sich eine in beunruhigender Weise anwachsende Agitation bemerkbar machte. Während die Bauernschaft sich energischer als bisher regte und hier und da schon eine drohende Haltung zu zeigen begann, trat bereits Ulrich von Hutten, indem er die Schranken des auch ihn bisher befangenden ritterlichen Vorurtheils kühn durchbrach, in Wort und Schrift ein für eine Verbindung zwischen Adel und Bürgern, Ritterthum und Städten zu einer gemeinsamen Verfechtung und gewaltsamen Durchsetzung der nationalen Forderungen in Kirche, Staat und Gesellschaft. Die Reformation, im Stich gelassen, ja bekämpft von denjenigen, die ihre Führer zu sein berufen gewesen wären, die sie auf dem Wege friedlicher Umgestaltung hätten zum Ziele leiten können, war bereits an dem verhängnißvollen Wendepunkte angekommen, wo sie zur Revolution ausarten mußte. Wie immer aber in solchen Augenblicken, so drängten sich auch in diesem die particulären, die ständischen und die persönlichen Interessen mächtig in den Vordergrund und

Digitized by Google

suchten die für allgemeine Interessen eintretenden Kräfte für ihre besondern Zwecke auszunutzen und in dem allgemeinen Zusammenstoß möglichst viel für sich selbst zu erraffen. So handelte jetzt die Reichsritterschaft gegenüber der deutschen Nation, so handelte wiederum ihr gegenüber der nochmals glanzvoll an ihre Spitze tretende Franz von Sickingen.

Niemals hatte der deutsche Adel ein Hehl gemacht aus seiner Unzufriedenheit mit den neuen Zuständen, wie sie seit der Regierung Maximilian's festere Gestalt zu gewinnen angefangen hatten. Landfrieden und Kammergericht hinderten die Fehden und erschwerten dem ohnehin finanziell schon heruntergekommenen Adel die beliebteste Art, das Fehlende in echt ritterlicher Weise zu ergänzen; wenn der Adel lebhaft eingestimmt hatte in die allgemeine Forderung einer Reform der Reichsverfassung, so hatte er damit freilich etwas ganz anderes gemeint, als ihm nun hier zutheil geworden war: er wollte geschützt sein gegen die erstarkende Macht der immer willkürlicher auftretenden Fürsten; ihm lag nichts an der Herstellung einer allgemeinen Ordnung, wenn nur in seinem Kreise die alte Ordnung mit dem Recht der Fehde, dem Austragsverfahren und den sonstigen als echt ritterlich gepriesenen, zur Wahrung ritterlicher Zügellosigkeit allerdings unentbehrlichen Institutionen blieb. Der deutsche Adel war ganz einverstanden damit, daß man den Städten Einungen nicht erlaubte und daß gegen die geheimen Verbindungen der Bauern, wo man ihnen auf die Spur kam, mit Schwert und Strang gewüthet wurde; sich selbst aber wollte er in dieser Hinsicht keine Schranke gesetzt sehen und die Bündnisse der Schloßherren sollten unangefochten bestehen, obgleich dieselben doch offenkundig dazu bestimmt waren, dem Gesetze, das man der tendenziösen Feindschaft gegen das Ritterthum beschuldigte, geradezu Trotz zu bieten. Eine Reichsreform in diesem Sinne durchzusetzen, war nun damals freilich keine Aussicht mehr: die Wahlcapitulation, welche Karl V. hatte annehmen müssen, hatte vielmehr die verhaßten Rechte der Fürsten bestätigt und vollends gesichert; auch der wormser Reichstag hatte keiner von den Beschwerden des Adels abgeholfen: nur von der eigenen Kraft, so schien es,

Digitized by Google

durfte derselbe noch eine Besserung seiner Lage erhoffen. Und nun hatte auch in diese Kreise die kirchliche Bewegung eine ganz gewaltige Unruhe und Gärung gebracht: gab nicht die dem Evangelium feindliche Haltung des Kaisers einen neuen Rechtstitel zur Erhebung? War es nicht vom Standpunkte des Glaubens aus geradezu eine Pflicht des deutschen Edelmanns, der evangelischen und ritterlichen Freiheit gleich mit Waffengewalt zum Siege zu verhelfen? Unfraglich waren für die deutschen Adeligen in jenem Augenblicke ihre besondern Standesinteressen zuerst und vornehmlich maßgebend; aber unleugbar haben auch politische und kirchliche Momente entscheidend mitgewirkt, um die verhängnißvolle Wendung herbeizuführen, die jetzt eintrat und die ihre eigenthümliche Signatur erhielt durch die Thatsache, daß ein gewaltsamer Umsturz herbeigeführt wurde zur Erhaltung historisch überlebter und nicht mehr erhaltbarer Institutionen, daß eine Revolution gemacht wurde im Dienste adeliger Reaction.

Franz von Sickingen stand an der Spitze der Bewegung; im Anschluß an dieselbe, indem er ihre Leitung in die Hand nahm, suchte er freilich zunächst nur auf einem neuen Wege den Verlust an Macht auszugleichen, der ihm aus der letzten Expedition im Dienste des Kaisers erwachsen war und für den er bei Karl V. vergeblich den feierlich verheißenen Ersatz zu erwirken gesucht hatte. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Sickingen von Anfang an andere, viel weiter hinausliegende und auch viel persönlichere Ziele im Auge hatte als die rheinfränkische Ritterschaft, von der er sich als Führer auf den Schild heben ließ: er meinte, die hier zum Ausbruch kommende trotzige Kraftfülle auf diese Weise sich selbst dienstbar machen, dieselbe geradezu für sich arbeiten lassen zu können. Denn nach der ganzen Haltung, die Sickingen bisher angenommen hatte, darf man ihm füglich nicht zutrauen, daß er an die Lebensfähigkeit des Ritterthums geglaubt habe. Aus der immer klarern Erkenntniß, daß die Stunde der mittelalterlichen Ritterherrlichkeit endgültig geschlagen habe, scheint doch das ganze, planmäßige, bei aller Verschiedenheit der angewandten Mittel einheitliche und

Digitized by Google

consequente Aufstreben Sickingen's eigentlich entsprungen zu sein. Um nicht mit dem alten Ritterthum, in dem er ja seiner Herkunft nach und nach den Anfängen seiner Laufbahn wurzelte, zugleich zu Grunde zu gehen, hatte Sickingen seit Jahren gestrebt, sich über dasselbe zu erheben und eine dem drohenden Zusammensturz unerreichbare Stellung zu gewinnen. Das hatte er gethan erst, indem er das ritterliche Handwerk des Raubes und der Fehde im großen Stil gegen Städte und Fürsten übte, und dann, nachdem er so eine Macht geworden war, im engsten Anschluß an die höchste Reichsgewalt; jetzt, wo diese Verbindung sich nicht ganz bewährt hatte und er einsehen mußte, daß er durch sie das letzte Ziel seines ehrgeizigen Strebens doch nicht erreichen werde, schlug er sich wieder auf eine andere Seite und benutzte, soweit möglich, die nicht mehr einzudämmende Kraft seiner zu gewaltsamer Action drängenden mindermächtigen Standesgenossen: vielleicht, daß es ihm gelang, mit deren Hülfe und über sie hinweg den letzten großen Schritt aufwärts zu thun.

Im August 1522 versammelte sich auf eine von Sickingen ausgegangene Einladung die rheinfränkische Ritterschaft in stattlicher Anzahl zu Landau und schloß daselbst am 13. August eine „brüderliche Vereinigung". Es handelte sich um nichts geringeres als um eine Regeneration des von allen Seiten gefährdeten Ritterthums, welches man zunächst durch Schaffung eines neuen Ritterrechts gegen die fürstliche Landeshoheit ebenso gut wie gegen die nach größerer Geltung strebende Reichsgewalt zu schützen suchte. Denn anders kann das Programm doch füglich nicht gedeutet werden, das in den Bundesartikeln der „brüderlichen Vereinigung der Ritterschaft" zum Ausdruck kam: untereinander — so wurde vereinbart — sollten die Ritter sich jeglicher Fehde möglichst enthalten, um durch ein gleichmäßig geordnetes Austragsverfahren eine Vergeudung der Kräfte zu vermeiden, deren sie zur Behauptung ihrer bedrohten Stellung gegen die Widersacher ihres Standes ja so dringend bedurften. Denn daß die Spitze des Bundes sich direct gegen das Fürstenthum wandte, ging deutlich hervor aus der Verabredung: es sollten diejenigen Ritter, welche in irgendeinem Dienstverhältnisse

Digitized by Google

zu einem Fürsten ständen, sich unter allen Umständen des Kampfes gegen die Genossen des Bundes zu enthalten bestrebt sein. Es leuchtet ein, wie sehr eine genaue Beobachtung dieses Artikels der fürstlichen Macht im Falle eines Conflicts mit dem Adel zum Nachtheil gereichen mußte. Nicht minder charakteristisch ist es, daß die Aufnahme Geistlicher in den Bund principiell untersagt wurde; man sieht, wie stark der Einfluß der durch die Reformation in Umlauf gekommenen Anschauungen auch auf das politische Denken dieser ritterlichen Kreise war. Ferner wurde den Genossen der brüderlichen Vereinigung die Berufung an das Reichskammergericht ausdrücklich und unbedingt untersagt; die bittere Feindschaft gegen dieses Institut, das ganz besonders zum Nachtheil der ritterlichen Freiheit gegründet sein sollte, äußert sich mit erneuter Lebhaftigkeit in dieser Bestimmung, welche die reichsfeindliche Tendenz des Bundes zu erkennen gibt. Daß die „brüderliche Vereinigung" nicht blos auf dem Papier zu existiren bestimmt war, sondern straff geeinigt actionsfähig sein wollte, bewies die Ernennung Sickingen's selbst zu ihrem Hauptmann, dem ein ständiger Ausschuß beigegeben wurde. Bei alledem kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß Sickingen eigentlich nur äußerlich bei dem Bunde war, dessen Leitung man ihm eben übertragen hatte; der Bundeshauptmann verfolgte ohne alle Frage andere Plane als der Bund, an dessen Spitze er stand; für Sickingen war der Landauer Bund nur insofern von Werth, als er dadurch eine wesentliche Verstärkung, einen Machtzuwachs erhielt, der gerade in jenem Augenblick für ihn selbst und seine hart vor der Ausführung stehenden Entwürfe von entscheidender Bedeutung werden mußte. Hätte Sickingen sich dem Landauer Bunde angeschlossen um der Ziele willen, welche derselbe erstrebte, er hätte sicherlich nicht schon vierzehn Tage nach dem Abschluß desselben die verhängnißvolle Absage an den Erzbischof von Trier gerichtet und damit das Signal gegeben zum Beginn eines Kampfes, der — wie er auch enden mochte — die Ohnmacht oder den Untergang der brüderlichen Vereinigung herbeiführen mußte!

Am 27. August 1522 kündete Franz von Sickingen dem

Digitized by Google

trierer Erzbischof die Fehde an. Was wollte er damit? Welches waren die bisher verhüllten Plane, die er in diesem entscheidenden Augenblick offenbar werden ließ? Um diese Frage mit einiger Sicherheit zu beantworten, ist es unumgänglich nöthig, sich die eigenartige Größe des Augenblicks zu vergegenwärtigen, in dem Sickingen diesen Schritt that, und die merkwürdigen Umstände, unter denen er das Banner der Revolution erhob — nicht zu Gunsten eigentlich des deutschen Adels, sondern in seinem eigenen persönlichen Interesse. Thatsächlich schien ebendamals die Reformation, in ihrem naturgemäßen Entwickelungsgange gewaltsam aufgehalten, ihrerseits die ihr angelegten Fesseln vollends sprengen und auf dem Wege der Gewalt ihrem Ziele zustreben zu wollen: die Reformation wurde zur Revolution, und zwar im kirchlichen Gebiete ebenso wie im politischen.

Trotz des Verschwindens Luther's hinter den schützenden Mauern der Wartburg hatte die von ihm verkündete Lehre eine gewaltige Ausbreitung gewonnen; Massen von Predigern und Prädicanten durchzogen sie verkündend Deutschland und steigerten die allgemeine Erregung zu einer wahrhaft fieberhaften. Die ständischen Unterschiede schienen aufgehoben: denn der Landgeistliche, der Klosterbruder, der Vicar fühlte sich als zusammengehörig mit dem Handwerker und mit dem Bauern. Die Klöster leerten sich unaufhaltsam durch die steigende Macht der Ideen Luther's. Aber auch an schädlichem Uebereifer und bedenklichen Ausschreitungen fehlte es nicht: in Wittenberg wuchs Karlstadt's Einfluß, dem gegenüber der milde Melanchthon nichts vermochte; die zwickauer Schwärmer vermehrten die Zahl der kirchlichen Revolutionäre: die Kirchenbesserung sollte in die Hände der Laien gelegt, nach den Worten nicht der Schrift, sondern den Eingebungen des Geistes geregelt werden. Gewaltsame Neuerungen waren an der Tagesordnung; die Bilderstürmerei begann, das Element der socialen Revolution gewann in der Kirche Einfluß, wie die kirchlich-socialen Reformartikel Karlstadt's und dessen stark communistisch gefärbte Gemeindeordnung erkennen lassen. Wol hatte das gewaltige, eindringliche Wort des aus seinem

Digitized by Google

Zufluchtsort herbeieilenden Luther in Wittenberg selbst den Schwarmgeistern halt geboten; aber dieselben zerstreuten sich nun weithin und pflanzten die religiöse und sociale Erregung in immer weitere Kreise fort; ihr Einfluß trat namentlich bald in der wachsenden Unruhe der Bauern besorglich zu Tage. Und andererseits hatte nun eben in jenen Tagen das zu Nürnberg tagende Reichsregiment, welches den abwesenden Kaiser vertrat, die große Frage der Reichsreform mit Nachdruck und Ernst und nach einem weit umfassenden Plane in Angriff genommen: lebhaft verhandelte man in seinem Schoße über die Besserung der Reichsfinanzen, Sicherung des Landfriedens und Abstellung der kirchlichen Misbräuche. Die vom Papste geforderte Ausführung der gegen Luther ausgesprochenen Acht lehnte das Reichsregiment ab, erinnerte aber an die früher wegen kirchlicher Uebelstände erhobenen nachdrücklichen Beschwerden. Selbst entschiedene Gegner Luther's wagten es damals doch nicht, auf die Vollstreckung des wormser Edicts zu dringen, da bei der in allen Kreisen herrschenden furchtbaren Erregung jede Gewaltmaßregel sofort einen unberechenbaren Ausbruch der öffentlichen Meinung herbeiführen konnte.

In diese gewaltig gärende Zeit, in welcher die Entwickelung der deutschen Nation in stürmischen Wogen alle hindernden Dämme zu durchbrechen drohte, fällt Sickingen's Angriff auf Trier, unverkennbar der erste Schritt zur Herbeiführung einer politischen Umwälzung im Reiche. Und eine Wiederherstellung der alten Adelsrechte, wie sie von den Genossen des Landauer Bundes erstrebt wurde, war sicherlich nicht das Ziel, das Sickingen zu erreichen trachtete. Derselbe wollte höher hinaus. Es handelte sich nicht um ein Unternehmen, das in einem Augenblicke überwallender Heftigkeit beschlossen wurde: dasselbe war seit lange ins Auge gefaßt, seit lange ernstlich erwogen und mit vertrauten Freunden und Räthen in Bezug auf die Aussichten, die es bot, geprüft worden. Sind wir recht berichtet, so stieß gerade im Kreise seiner Getreuen und bewährten Diener Sickingen's Plan auf die ernstesten Bedenken; selbst der weltkundige, vielgewandte Balthasar Schlör

Digitized by Google

sprach sich in einer ausführlichen Denkschrift gegen dasselbe aus. Auch die Gestirne, die Sickingen von Kundigen befragen ließ, scheinen kein Glück verheißen zu haben. Alles das aber machte auf Sickingen, der seinen Entschluß gefaßt hatte, keinen Eindruck. Derselbe glaubte nun einmal den Augenblick gekommen, wo er sich mit einem Schlage die längsterstrebte fürstliche Machtstellung werde gewinnen können. Am 27. August 1522, in einer „unglückhaftigen" Stunde, wie sein Schwager, Philipp von Flersheim, in seiner Chronik mit Recht sich ausdrückt, erließ Sickingen das Anschreiben, durch welches er dem Kurfürsten und Erzbischof von Trier, Richard von Greifenklau, auf völlig nichtige, ganz unhaltbare Vorwände hin Fehde ansagte.

Gerade gegen Trier seinen rechtlosen Angriff zu richten, war Sickingen ohne Zweifel veranlaßt durch die Meinung, daß er diesen Gegner, den er ungerüstet zu finden hoffte, gleich beim ersten Anlaufe überrennen und zu den weitgehendsten Zugeständnissen, nämlich Abtretungen von Land und Leuten, werde zwingen können. Ein Grund, um dessentwillen Sickingen gerade Richard von Greifenklau zu zürnen gehabt hätte, ist durchaus unerfindbar. Den geistlichen Fürsten als solchen haßte der Ritter in dem trierer Erzbischof, wie ihm und seinen Standesgenossen ja unter dem Einflusse der Reformation die geistlichen Fürsten überhaupt besonders anstößig waren. Man darf wol nicht zweifeln, daß Sickingen ebenso gut einen andern Bischof oder Erzbischof mit seinem plötzlichen rechtlosen Angriff heimgesucht haben würde, wenn sich ihm dort größere Aussichten geboten hätten. Die bequeme Nähe von Trier ermöglichte es — und darauf kam es ja für den Erfolg namentlich an — der Absage den Angriff auf dem Fuße folgen zu lassen, und da die erzbischöfliche Residenz nur nothdürftig befestigt und zur Abwehr einer Belagerung nicht gerüstet war, so schien Sickingen ja hier wie früher gegen Hessen und Worms des Erfolgs sicher zu sein. Zu seinem Verderben aber hatte Sickingen sich doch in zwei Richtungen verrechnet: er unterschätzte einmal den Mann, welchen er in diesem Falle sich gegenüber hatte; dann aber irrte er, wenn er denselben völlig unvorbereitet zu finden dachte. Zunächst nämlich

Digitized by Google

stand Trier seit Jahren in einem engen Bündniß mit Pfalz und Hessen; ferner scheint es denn doch, als ob die Fürsten von dem, was Sickingen im Schilde führte, eine Ahnung gehabt haben müssen: schon die ungewöhnliche Regsamkeit, die in den Kreisen der rheinischen Ritterschaft herrschte und deren Tendenz dann mit dem Landauer Tage offenbar wurde, hatte sie ja darauf führen müssen, daß von dieser Seite her irgendein Schlag bevorstehe. Infolge dessen waren trierſche, hessische und pfälzische Räthe in Oberwesel zusammengekommen und hatten das Verfahren vereinbart, das im Falle eines ritterlichen Angriffs beobachtet werden sollte. Endlich trafen die Berechnungen Sickingen's noch in einem andern Punkte nicht zu: die Hülfe des rheinischen Adels, den er in geschlossenen Reihen hinter sich zu sehen erwartet hatte, wurde ihm im entscheidenden Augenblicke durchaus nicht in dem gehofften Maße zutheil. Selbst die Genossen der Landauer brüderlichen Vereinigung sind nicht sämmtlich für ihn ins Feld gerückt: die einen wurden durch die Fürsten, ihre Landesherren, an dem Auszuge gehindert, die andern mochten denn doch Anstoß nehmen an dem Wagniß, auf das Sickingen sich einließ, und zum mindesten den ersten durchschlagenden Erfolg desselben abwarten, ehe sie sich offen für ihn erklärten — und dieser erste Erfolg blieb nun vollständig aus!

Mit einem minder starken Heere, als er sonst in das Feld zu führen pflegte — die Angaben schwanken zwischen 7000 Mann als der niedrigsten und 12000 Mann als der höchsten Zahl — brach Sickingen unmittelbar nach Erlaß des Fehdebriefs in das trierſche Gebiet ein, indem er dem Heere voran ein Manifest verbreiten ließ, welches augenscheinlich bestimmt war, die Einwohnerschaft des Kurfürstenthums ihm geneigt zu machen. Sollte ihm aber wirklich Glauben geschenkt worden sein, wenn Sickingen im Eingange desselben erklärte, Zweck dieses Streites sei nicht seine Bereicherung an Land und Leuten und Geld? Auch daß er sich als Vorkämpfer der Reformation einführte und erklärte, streiten zu wollen gegen Päpste und Bischöfe und für die Ehre Christi gegen die Feinde und Vertilger der evangelischen Wahrheit, hat wol keinen allzu tiefen Eindruck

Digitized by Google

gemacht. Endlich wird man annehmen dürfen, daß die Betheuerungen einer durchaus menschlichen Kriegführung und die Versprechungen, dem friedlichen Bauer und Bürger kein Leid zuzufügen, weder sehr ernstlich gemeint, noch sehr gewissenhaft gehalten worden sind.

Noch ehe die von verschiedenen Seiten im Anmarsch befindlichen Heerhaufen sich nach dem Einbruch in das triersche Gebiet vereinigt hatten, schloß Sickingen selbst mit den von ihm geführten Abtheilungen die kleine Grenzfestung Sanct-Wendel ein: schon am folgenden Tage, dem 3. September, sah sich die Besatzung durch das Feuer der Sickingen'schen Geschütze zur Uebergabe genöthigt und wurde kriegsgefangen fortgeführt. Als Sickingen die Ritter herausschreiten sah, da soll er zu ihnen gesagt haben: „Ihr Edelleute seid gefangen, Pferde und Harnisch sind verloren; ihr habt aber einen Kurfürsten, der kann und mag euch, wo er anders bleibt, wol bezahlen. Wo aber Franz ein Kurfürst von Trier wird, als er wol thun könnte und thun will, und nicht allein dies als das Geringste, sondern ein Mehreres, so wird er euch, die Gefangenen, auch wol ergetzen." Er offenbarte also in diesen Worten geradezu, was er durch den Angriff auf Trier zu gewinnen dachte, und dabei war sein Ehrgeiz noch nicht einmal befriedigt, wenn es ihm gelang, sich an die Stelle Richard's von Greifenklau zu setzen: ein Erfolg, der doch immer nur durch die Säcularisation des trierer Erzbisthums zu gewinnen war. Augenscheinlich spielte überhaupt die Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer in den Entwürfen Sickingen's eine hervorragende Rolle. Denn als auf die Kunde von der Fehde gegen Trier das Reichsregiment in Nürnberg Sickingen ermahnte, sich der gewaltthätigen Selbsthülfe zu enthalten, und ihn auf die Beschreitung des vorgeschriebenen Rechtsweges verwies, da erwiderte Sickingen — ganz in Uebereinstimmung mit den Schlüssen des Landauer Rittertags, die den Genossen der brüderlichen Vereinigung die Berufung an das Reichskammergericht ausdrücklich verboten hatten: wenn man im Reiche Frieden haben wolle, so solle man ein gutes Recht machen; ehe das nicht geschehen, sei ein dauernder Friede unmöglich. Wie er sich dieses

Digitized by Google

neue Recht dachte, ließ er klar erkennen, wenn er weiter erklärte: folge man seinen Rathschlägen, so werde der Kaiser mehr Geld und Mannschaften zur Verfügung haben als bisher. Man sieht, die revolutionären Ideen, für die Sickingen im Kampfe gegen Trier das Schwert ergriffen hatte, liefen auf nichts Geringeres hinaus als eine Säcularisation der geistlichen Güter im Interesse der Reichsgewalt. Das war die besondere praktisch-politische Consequenz, welche er aus den Lehren Luther's und der übrigen Reformatoren zog. Natürlich wird er sich die Säcularisation nicht so gedacht haben, daß die eingezogenen geistlichen Güter etwa unmittelbar an den Kaiser gefallen oder auch nur zu dessen beliebiger Disposition gestellt worden wären, sondern sie sollte wol im wesentlichen darauf hinauslaufen, daß die geistlichen Fürsten einfach durch weltliche ersetzt würden; Sickingen selbst gedachte an der Stelle Richard's von Greifenklau weltlicher Kurfürst von Trier zu werden. Mit den Entwürfen der Landauer Genossenschaft war das freilich unvereinbar, denn diese richtete sich entschieden feindlich gegen das Fürstenthum überhaupt, während Sickingen über seine bisherigen Standesgenossen hinweg in die Reihe der Fürsten einzutreten strebte. Lag aber darin nicht das offene Eingeständniß, daß die Zeiten des Ritterthums überhaupt vorbei seien, daß demselben auch mit den Aenderungen im Reiche, welche das Landauer Programm gefordert hatte, nicht mehr zu helfen sei? Es ist keine Frage, auch Sickingen, durch und durch Ritter, hatte sich je länger je mehr davon überzeugen müssen, daß ein Stand der Reichsritter, wie er ehemals vorhanden gewesen war und eine nach jeder Seite hin so bedeutende Stellung in dem Leben der Nation eingenommen hatte, in den von Grund aus umgewandelten Verhältnissen der neuen Zeit nicht mehr möglich sei. Das Wesen der alten Reichsritterschaft hatte in ihrer Reichsfreiheit bestanden, darin, daß sie niemand als den Kaiser als Herrn über sich anerkannte. Je mehr das Kaiserthum seinem ehemaligen Wesen und Inhalt entfremdet worden war, um so unhaltbarer war auch die Stellung der reichsunmittelbaren Ritterschaft geworden: Kaiser und Reich konnten, ja wollten dieselbe nicht

Digitized by Google

schützen; nicht dem Kaiserthum, sondern dem unaufhaltsam erstarkenden Fürstenthum mit seinem Beamten- und Dienstadel gehörte die Zukunft; diesem mußte die reichsfreie Ritterschaft im Laufe der Zeit nothwendig erliegen und unterthänig werden. Sickingen dachte deshalb sich zu rechter Zeit einen Platz zu erkämpfen in den Reihen derjenigen, denen die Zukunft gehörte. Darin liegt der Schlüssel zu der allmählichen Ausbildung seiner Stellung; von hier aus erst erscheint sein Unternehmen gegen Trier in dem richtigen Lichte und in der ihm innewohnenden historischen Bedeutung. Es war nur die Frage, ob man auf seiten der Fürsten geneigt war, einen Mann von dem Schlage Sickingen's und auf Grund von Vorgängen, welche die Rechte des Fürstenthums doch direct in Frage stellten, in seinen Reihen aufzunehmen.

Am 3. September hatte Sanct-Wendel capitulirt. Mit ungewöhnlicher Langsamkeit und kostbare Zeit verlierend setzte Sickingen, statt geradeswegs auf Trier zu eilen, seinen Marsch mit einem Umwege in die Gegend von Saarbrücken und Saarlouis fort. So geschah es, daß er erst am Abend des 8. September vor Trier eintraf und dort unter des energischen und kriegslustigen Kurfürsten Leitung alles zur Abwehr seines Angriffs auf das beste vorbereitet fand. Die nothdürftig in Stand gesetzten Mauern und Wälle wurden von den Landleuten bewacht, die, mit ihrer beweglichen Habe vor dem Sickingen'schen Heere fliehend, massenhaft in die Stadt geströmt waren. Die Bürgerschaft, durch des Kurfürsten persönliche Anwesenheit ermuthigt, stand in voller Kampfbereitschaft auf dem Markte geschart. Die dicht vor den Thoren gelegene alte berühmte Abtei von Sanct-Maximin war, damit sie dem Feinde nicht zum Stützpunkte bei der Belagerung dienen konnte, theilweise ihrer Mauern beraubt und geräumt worden. Außerdem aber hatte Richard von Greifenklau gleich nach dem Empfange von Sickingen's Absage an die ihm verbündeten Fürsten von Pfalz und von Hessen eilende Boten entsandt, um dieselben zu schleunigster Leistung der bundesmäßigen Hülfe zu mahnen: beide begannen alsbald zu rüsten, thaten aber dem mittelbar auch sie selbst gefährdenden

Digitized by Google

Unternehmen Sickingen's auch jetzt schon dadurch Abbruch, daß sie die zur Unterstützung desselben bereiten Edelleute ihrer Gebiete am Ausmarsche hinderten, die auf dem Marsche nach der Mosel befindlichen geworbenen Haufen niederwarfen und denjenigen ihrer Ritter, welche schon zu Sickingen gestoßen waren, die gemessenste Weisung ertheilten, sofort in die Heimat zurückzukehren. Alle diese Umstände verminderten von Anfang an Sickingen's Aussichten auf einen raschen und durchschlagenden Erfolg gegen Trier, und doch hing unverkennbar von einem solchen der Erfolg seines ganzen großen Unternehmens ab. Sofort nach der Ankunft vor Trier ließ daher Sickingen im Nordwesten der Stadt, wo dieselbe am schwächsten zu sein schien, die Batterien herrichten und begann schon am nächsten Morgen (9. September) die Beschießung; doch erwies sich die gewählte Stellung als unbrauchbar und wurde durch einen kühnen Ueberfall der Belagerten ernstlich gefährdet. Aber auch als die Angreifer ihre Geschütze in der Nähe von Sanct-Maximin besser postirt hatten, blieben dieselben ohne Wirkung auf die feindlichen Mauern; die Vertheidiger aber erwiderten die Beschießung ungebrochenen Muthes. Jeder Tag, den Sickingen ohne Erfolg vor Trier lag, steigerte seine kritische Lage; vergeblich ließ derselbe einen Brief in die Stadt schicken, mit der Erklärung, sein Angriff gelte nur dem Erzbischof und den Pfaffen; nur deren Hab und Gut beanspruche er, den Bürgern solle durchaus nichts geschehen; man möge ihm daher getrost die Thore öffnen: es machte keinen Eindruck. Von einer andern Seite her erneuete Sickingen nun die Beschießung mit größerm Nachdruck: er ließ glühende Kugeln nach Trier hineinwerfen, obgleich gerade in jenen Tagen Boten bei ihm eintrafen, welche ihm aus Nürnberg vom Reichsregiment die strengste Weisung zu sofortiger Einstellung der Feindseligkeiten überbrachten. Das machte nun freilich auf Sickingen nur wenig Eindruck; wohl aber mußten die Nachrichten, welche einen baldigen Anmarsch der zur Unterstützung ihres Bundesgenossen rüstenden Fürsten von Hessen und von der Pfalz in Aussicht stellten, ein längeres Verharren vor Trier als sehr bedenklich erscheinen lassen; lief man doch Ge-

Digitized by Google

fahr, sich den Rückweg verlegt zu sehen und von allen Hülfsquellen sowie den im Falle der Noth allein sichere Zuflucht verheißenden festen Burgen abgeschnitten zu werden. Wie die Dinge nun einmal lagen, mußte Sickingen auf einen übermächtigen Angriff von drei Seiten her gefaßt sein, und es galt daher, sich rechtzeitig zur Abwehr desselben in den Stand zu setzen.

Es war der erste vollständige Miserfolg, der Sickingen hier zutheil geworden war: durfte er nach einem solchen noch hoffen, das bis dahin in raschem Aufsteigen Gewonnene wenigstens zu behaupten? Er mochte es wol fühlen, daß er an einem verhängnißvollen Wendepunkte angekommen war, als er am 14. September die Belagerung von Trier aufhob und unter schwerer Verwüstung des ganzen Landes den Rückzug antrat, von dem Kurfürsten und dessen tapferer Schar respectvoll in einiger Entfernung gefolgt. Nach wenigen Tagen war denn auch das wichtige Sanct-Wendel wieder in der Gewalt des Erzbischofs, nachdem Hans von Sickingen, scheinbar zu hartnäckigem Widerstand entschlossen, sich mit seiner kleinen Schar, die der Uebermacht unmöglich die Spitze bieten konnte, des Nachts heimlich davongemacht hatte. Natürlich mußte Sickingen seine Mannschaften, zu deren Unterhaltung ihm nach dem unglücklichen Ausgang des trierer Zugs nun vollends die Mittel fehlten, sofort ablohnen und entlassen, da seine Hoffnung, mit ihnen in kaiserliche Dienste treten und gegen Frankreich fechten zu können, auch nicht in Erfüllung ging.

Niemand konnte sich darüber täuschen, daß Sickingen's revolutionäres Vorgehen gegen Trier eine allgemeine politische Krisis herbeiführen müsse, deren schließliches Ergebniß genau das Gegentheil war von demjenigen, was Sickingen durchzusetzen gedacht hatte. Denn während dieser unter geschickter Benutzung der Kräfte seiner ritterlichen Standesgenossen sich einen Platz unter den Fürsten des Reiches zu erkämpfen gedachte, hatte er thatsächlich durch seine unkluge That einen Sturm entfesselt, der nicht blos ihn selbst niederwarf, sondern auch dem eben neu aufstrebenden Ritterthum einen schnellen Untergang bereitete. In Richard von Greifenklau sahen alle Fürsten des Reiches ohne

Digitized by Google

Ausnahme sich selbst angegriffen, und sie hatten daher guten Grund, die Sache desselben durchaus zur ihrigen zu machen. Hatte Sickingen doch geprahlt, er wolle sich eines Thuns unterstehen, dessen sich kein römischer König unterstanden, und übermüthig herausfordernd hinzugefügt, er hätte dies Thun für sich selbst angefangen und wollte es daher auch gegen den Kaiser selbst durchsetzen. Damit setzte Sickingen sich auch Kaiser und Reich feindlich entgegen, während er doch in frühern Erklärungen zu Nutz und Frommen derselben zu handeln behauptet hatte. Daß er die Mahnungen des Reichsregiments zum Frieden nicht nur unbeachtet gelassen, sondern mit herausforderndem Drohen beantwortet hatte, mußte noch mehr gegen ihn in das Gewicht fallen. So durfte er sich denn auch nicht darüber beklagen, daß das Reichsregiment, daß der den abwesenden Kaiser in den habsburgischen Gebieten als Statthalter vertretende Erzherzog Ferdinand entschieden gegen ihn Partei ergriff und ihn mit der Reichsacht belegte — strenggenommen freilich in ungesetzlichen Formen, insofern man ihn ohne vorhergegangene Ladung zur Verantwortung zog und ungehört verdammte, ein Schritt, den das Reichsregiment bald zu bereuen Grund hatte, weil es damit der Willkür der rachedurstigen Fürsten völlige Freiheit gegeben, sich selbst des ihm gebührenden Einflusses auf den Gang dieses Handels entäußert hatte und nachher, als es um seiner eigenen hartbedrohten Stellung willen zu Gunsten Sickingen's einschreiten und die Gewährung eines rechtlichen Verfahrens durchsetzen wollte, sich nicht mit Unrecht sagen lassen mußte, daß es ja seinerseits zuerst den rebellischen Ritter außerhalb des Gesetzes gestellt habe. Und was so gegen den Führer erlaubt schien, wurde natürlich gegen die minder starken Genossen desselben mit der ärgsten Rücksichtslosigkeit verübt. In allen rheinischen Landen begann eine wüthende Verfolgung der Mitschuldigen Sickingen's und derjenigen, die irgendeiner Verbindung mit demselben verdächtig waren; die Kraft des Adels wurde vollständig gebrochen und die Fürsten durften sich eines endgültigen Sieges über die verhaßten Widersacher rühmen. Vergeblich suchte das Reichsregiment, welches sein formloses Vorgehen gegen Sickingen gründlich be-

Digitized by Google

reuen mochte, die Ritter gegen die gewaltthätige Willkür der Fürsten zu schützen: der Strom, den es entfesselt hatte, war nicht mehr einzudämmen, und es selbst mußte fürchten, von demselben mit fortgerissen zu werden. Man sah, die Fürsten waren entschlossen, den durch Sickingen's Verschulden ihnen gewährten Vortheil unbarmherzig auszunutzen und den Adel ein für allemal völlig unschädlich zu machen.

Inzwischen rüsteten die Fürsten, welche mit Richard von Greifenklau im Bunde standen, zu einem gewaltigen Angriff auf den Hauptgegner, auf Sickingen selbst. In Hessen, dessen streitbarer Landgraf mit Genugthuung den Augenblick gekommen sah, um für den rechtlosen Ueberfall, mit dem ihn Sickingen einst heimgesucht hatte, nach der ganzen Leidenschaftlichkeit seines heftigen Sinnes schwere Vergeltung zu üben, herrschte emsige kriegerische Thätigkeit; nicht minder in der Pfalz, deren Kurfürst Ludwig einsehen mußte, daß nach der neuesten Wendung in Sickingen's Politik für sein Haus trotz der alten und vielfach bewährten Verbindung desselben mit dem Geschlechte des Ritters in dem bisher geschützten und beförderten Sickingen ein übermächtiger Vasall, ein gefährlicher Diener, ein stets zu fürchtender Nachbar erstanden sei. Pfalzgraf Ludwig mochte schließlich gar nicht so unzufrieden sein, daß sich eine Gelegenheit fand, die Macht, die er selbst erst befördert hatte, jetzt niederzuwerfen und für immer unschädlich zu machen: namentlich im Hinblick auf die fürstenfeindliche Haltung des gesammten um Sickingen gescharten Adels blieb dem Pfalzgrafen, von seinen Bundespflichten gegen Trier und Hessen ganz abgesehen, kaum eine andere Wahl. Daher lehnte er denn auch die von seinen eigenen Verwandten gemachten Versuche zur Herbeiführung eines Vergleiches mit Sickingen entschieden ab und machte sich zu einer stattlichen Heerfahrt bereit. Von Sickingen's Macht sollte nichts übrigbleiben: „Habe ich dich zum Franzen werden lassen, so werde ich dich auch wiederum zum Fränzchen machen können", soll der Pfalzgraf damals gesagt haben. Aber nicht blos die drei von früher her verbundenen Fürsten rüsteten sich; auch der Erzbischof-Kurfürst von Mainz, der anfangs eine zuwartende

Digitized by Google

Stellung einzunehmen versuchte, ja wol gar mit Sickingen heimlich sympathisirte und seinen Nachbarn einige Einbuße wol gegönnt hätte, wurde genöthigt, diese zweideutige Haltung aufzugeben und sich zur Mitwirkung an dem Feldzuge gegen Sickingen zu verpflichten.

Ungebrochenen Muthes sah Sickingen dem Angriffe der Feinde entgegen. Auch er entfaltete eine emsige kriegerische Thätigkeit: die alten Waffengenossen und Bundesverwandten wurden zum Zuzug gemahnt, Söldner geworben, die Burgen in den Stand gesetzt und mit Geschützen und Munition versehen. An deren Widerstand, so mochte Sickingen hoffen, sollte sich die Kraft des Angriffs brechen; jedenfalls kostete ihre Einschließung und Bewältigung eine beträchtliche Zeit, und inzwischen standen die zu Hülfe gerufenen Ritter im Felde, schritt das Reichsregiment energischer zu Gunsten des Bedrohten ein oder nahm vielleicht der Kaiser selbst sich desselben an. Der Gedanke an ein Einlenken, an Nachgeben, an Friedesuchen scheint Sickingen auch nicht einen Augenblick beherrscht zu haben. Im Gegentheil darf man vielleicht annehmen, daß derselbe nun, nachdem es erst einmal so weit gekommen war, auch das Aeußerste wagte, das Höchste erstreben zu können meinte, und von der Möglichkeit, in diesem verwegenen Spiel zu gewinnen, redlich überzeugt war. Wohin die Hoffnungen Sickingen's auch jetzt noch gingen, das zeigt ein damals umlaufendes Sprüchlein, welches ohne Frage aus des Ritters Umgebung stammte und gleichsam die Antwort geben sollte auf jenes Wort des Pfalzgrafen Ludwig von dem Franz, der wieder zum Fränzchen gemacht werden sollte. Darin hieß es:

Franz haiß ich,
Franz bin ich,
Franz pleib ich;
Pfalzgraf, vertreib mich!
Landgraf von Hessen, meid' mich!
Bischof von Trier, du mußt mir halten,
Bischof von Mainz, mußt auch herbei:
nun lugend (d. h. sehet zu), welcher biß jar Kaiser sei!

Aber es schien wirklich, als ob seit der „unglückhaftigen" Stunde, wo er dem trierer Erzbischof Fehde anzusagen beschlossen

Digitized by Google

hatte, das Glück Sickingen ganz und gar untreu geworden sei: alle seine Hoffnungen wurden vereitelt, alle seine Berechnungen sah er durchkreuzt. Denn während er gedacht hatte, daß die mit stattlicher Heeresmacht ins Feld rückenden Fürsten erst die äußern von seinen Burgen einschließen und zur Uebergabe nöthigen würden, ehe sie sich an die Haupthäuser, die Ebernburg und den Landstuhl, wagen würden, gingen dieselben sofort nach Beginn der Feindseligkeiten auf diese los; Sickingen erwartete, daß man sich zunächst vor die Ebernburg legen würde, die als der eigentliche Schlüssel zu seiner Machtstellung angesehen wurde, schon weil man ihn selbst dort vermuthen durfte. Deshalb siedelte er denn auch nach dem Landstuhl über, von wo aus er noch länger die Möglichkeit freier Bewegung nach allen Seiten für sich hoffen durfte; seine Gegner aber waren über seine Schritte und Absichten durch ihre Kundschafter so genau unterrichtet, daß sie mit einem einzigen Schlage alle diese Combinationen über den Haufen werfen konnten und Sickingen sich gleich im Anfang des Kampfes vor die letzte Entscheidung gestellt sah. Denn die Fürsten wußten sehr gut, was die Person Sickingen's selbst zu bedeuten habe; ihn zu umstellen und von allen Verbindungen abzuschneiden, erkannten sie daher mit Recht für die zuerst zu lösende Aufgabe; war Sickingen unschädlich gemacht, dann mußten auch seine Burgen, seine Söldner und seine Bundesgenossen bald erliegen; es galt eben, wie Philipp von Hessen ganz richtig sagte, den Vogel im Neste zu ergreifen. Und das gelang nur zu gut.

Am 29. April 1524 begannen die Kurfürsten von Pfalz und Trier und der besonders eifrige Landgraf von Hessen die Belagerung des Landstuhls, in den, wie sie wußten, Sickingen selbst sich zurückgezogen hatte. Einer so wohl berechneten und resoluten Kriegführung hatte Sickingen ohne Frage sich nicht versehen und eine Ahnung nahenden Unheils mochte ihn überkommen haben, als er etliche Tage vor dem Eintreffen der Fürsten plötzlich den Vortrab des feindlichen Heeres erscheinen und die Burg rings umstellen sah. Am 29. April wurde das Feuer auf die Burg eröffnet, und zwar mit außerordentlicher

Digitized by Google

Heftigkeit: nicht weniger als 600 Schüsse sollen gleich an diesem ersten Tage gegen den Landstuhl abgefeuert sein. Aber die Eingeschlossenen blieben die Antwort nicht schuldig; besonders von den Geschützen, die in dem großen Hauptthurme mit gewaltigen, zwanzig Fuß starken Mauern aufgestellt waren, wurde ein lebhaftes Feuer unterhalten, das aber den Angreifern keinen besondern Schaden gethan haben wird, da alle nicht in den Batterien nöthigen Mannschaften sehr geschickt in gedeckten Stellungen untergebracht waren. Natürlich aber concentrirten die Belagerer nun ihren Angriff gerade auf dieses stattliche Werk; während Sickingen den riesigen Mauern eine Widerstandskraft für Wochen und Monate zugetraut hatte, sank dasselbe schon nach einer Beschießung von einem halben Tage mit furchtbarem Gekrache in sich zusammen. Aber auch diese Enttäuschung brach den Muth Sickingen's nicht; umsichtig leitete er die Vertheidigung und war überall, wo es die Seinen anzufeuern oder durch einen wohlgezielten Schuß dem Gegner Abbruch zu thun galt. Die feindliche Artillerie aber war der Sickingen's augenscheinlich weit überlegen und ein glücklicher Ausgang des Kampfes kaum noch zu hoffen, wenn der erwartete Entsatz nicht bald eintraf. Die Katastrophe sollte indeß noch weit schneller hereinbrechen.

Am dritten Tage der Beschießung war, so scheint es, Sickingen selbst damit beschäftigt, eine durch die wohlgezielten Schüsse der Feinde in der südlichen Mauer der Burg entstandene Oeffnung schließen und durch Balken und Erde füllen zu lassen, als eine Geschützkugel — sie soll aus dem Lager des trierer Kurfürsten gekommen sein — in einen Balken schlug und denselben so zersplitterte, daß ein Stück davon dem in der Nähe stehenden Burgherrn in die Seite drang und ihn schwer verwundete. Kampfunfähig, tödlich verletzt wurde Sickingen von den Seinen in das Haus getragen und in seinem Zimmer niedergelegt; doch war da seines Bleibens nicht, da die Kugeln der Feinde gerade dort besonders häufig einschlugen und den Raum bald gänzlich zu zerstören drohten. Man brachte Sickingen deshalb in ein im nördlichen Theile der Burg gelegenes, in den Felsen gearbeitetes Gewölbe, in das zwar das Tageslicht nicht

Digitized by Google

eindrang, in dem man aber gegen die feindlichen Geschosse geborgen war. Die Lage Sickingen's war unendlich peinvoll: der splitternde Balken hatte ihm die Seite dergestalt aufgerissen, daß Lunge und Leber sichtbar waren; dennoch scheint Sickingen sowenig wie seine Leute an die Nähe des Todes gedacht zu haben; schrieb er selbst doch noch an den bei Beginn der Belagerung aus der Burg geschickten Balthasar Schlör: „Wie woll mich die stein ein wenig geschlagen, schatt' es mir doch nichts"; zugleich mahnte er denselben, für thunlichste Beschleunigung des Entsatzes zu sorgen. Schon am nächsten Tage erneute Sickingen in einer chiffrirten Depesche diese Bitte; er gestand darin ein, daß die Wirkungen der feindlichen Geschütze alle Erwartungen überträfen. Solch unchristliches Schießen, hatte er schon einmal zu den Seinigen gesagt, hätte er all sein Lebtag noch nicht erfahren. Diese Meldungen kamen aber nicht in Schlör's Hände, denn ihre Träger wurden von den Belagerern aufgegriffen; der Inhalt der entzifferten Briefe aber steigerte natürlich den Muth der Fürsten, welche demnächst Sickingen selbst in ihrer Gewalt zu haben hoffen durften, und dann war der Krieg ja in der Hauptsache vorbei und die Sache des Adels endgültig verloren. Mit verdoppelter Wuth wurde gefeuert; unaufhaltsam sank der Landstuhl in Trümmer; der Augenblick schien nicht mehr fern, wo die Belagerer zum Sturm schreiten konnten. Daß die Besatzung der Uebermacht schließlich erliegen werde, konnte nicht bezweifelt werden. Ein Versuch, zwischen den Kämpfenden zu vermitteln, den noch jetzt Erzherzog Ferdinand durch einen Gesandten, der im Lager der Fürsten erschien, machen ließ, konnte natürlich nicht mehr zum Ziele gelangen; die verbündeten Fürsten lehnten jede Unterhandlung ab, schon um den Belagerten nicht Zeit zu lassen zur theilweisen Herstellung der zerschossenen Werke; auf den Morgen des 7. Mai bestimmten sie vielmehr die Ausführung des Sturmes, dessen Erfolg zum voraus als sicher gelten konnte. Davon hatte auch Sickingen sich überzeugen müssen; der Vertheidigung scheint doch seit seiner schweren Verwundung die rechte Leitung gefehlt zu haben; der gehoffte Entsatz blieb aus; die furchtbaren Wirkungen des feind-

Digitized by Google

lichen Feuers scheinen zudem den Muth der Besatzung gebrochen zu haben; wenigstens hören wir, daß dieselbe aus ihrer Verstimmung über die Fortsetzung des aussichtslosen Kampfes kein Hehl mehr gemacht habe. Längeres Ausharren konnte das schließliche Schicksal der Besatzung ja auch nur verschlimmern. Es mag der Entschluß, sich zur Capitulation zu erbieten, dem todwunden Sickingen immer noch schwer genug gefallen sein; und dennoch war er bei der Lage der Dinge der einzige, der noch eine Art von Aussicht bot.

So schickte Sickingen denn am 6. Mai durch einen Trommler die schriftliche Bitte um Unterhandlung ins fürstliche Lager hinaus. Derselben wurde nachgegeben; eine Waffenruhe wurde vereinbart und die Bevollmächtigten, von seiten Sickingen's einige seiner adeligen Waffengefährten, von seiten der Fürsten der Feldhauptmann Wilhelm von Renneberg mit einigen Offizieren, traten zusammen. Die letztern erklärten von vornherein, es könne nur dann von Capitulation die Rede sein, wenn Sickingen sich mit allen, die in der Burg wären, kriegsgefangen gäbe und durch eine schriftliche Erklärung alle seine Güter zur Verfügung der Fürsten stellte: das sah einer Uebergabe auf Gnade und Ungnade bedenklich ähnlich; jedenfalls konnte Sickingen überzeugt sein, daß er von den reichen Erwerbungen früherer Jahre kaum irgendetwas würde retten können. Die fürstlichen Forderungen erschienen den Genossen Sickingen's allzu hart; ehe man dieselben annehme, so meinten sie, könne man lieber ein Aeußerstes wagen. Sickingen ließ den Fürsten daher den Gegenvorschlag machen, daß er gegen Gewährung freien Abzugs für sich und die Seinen die Burg übergeben wollte. Das war für die Fürsten unannehmbar; dieselben beharrten bei ihrer anfänglichen Forderung. Da gab Sickingen nach, offenbar, weil er schon fühlte, daß seine letzte Stunde bald geschlagen habe: nicht drei Tage, so meinte er, werde er mehr der Gefangene der Fürsten sein; zudem könnten seine ritterlichen Genossen ja gegen die in seiner Hand befindlichen Anhänger der Fürsten ausgetauscht und so schnell wieder befreit werden. Nun aber, da Sickingen zugestimmt, erschien ein solches Abkommen wieder den erbitterten

Digitized by Google

Fürsten noch zu glimpflich; aber die Ritterschaft, die zu den Fürsten stand, legte sich ins Mittel und bewirkte, daß man ihrem unglücklichen Standesgenossen auf die gleich zu Anfang gestellten Bedingungen hin die Capitulation bewilligte. Noch am 6. Mai kam dieselbe zum Abschluß: dem geworbenen Fußvolk wurde Abzug gewährt; doch mußte es die Waffen ablegen und sich verpflichten, einen Monat lang nicht gegen die drei Fürsten oder einen von deren Partei zu dienen; Sickingen selbst und alle in der Burg befindlichen Ritter gaben sich auf ritterliche Haft in die Gewalt der Sieger und sollten ausgewechselt werden können; die Feste Landstuhl mit allem, was sie enthielt, und allen zugehörigen Gütern und Nutzungen wurde den Fürsten überantwortet.

Am nächsten Morgen, den 7. Mai, ging man sofort an die Ausführung des getroffenen Abkommens. Die Burg wurde von den Siegern besetzt, die drei Fürsten traten in dieselbe ein. Der Landgraf von Hessen fragte, wo denn der Burgherr sei; er mochte erwartet haben, daß derselbe seinen Bezwingern mit demüthiger Begrüßung entgegenkommen würde. Da hörte er von Sickingen's elendem Zustande und vernahm, daß derselbe in dem dunkeln Felsenloche liege; denn an einen Transport des hoffnungslos Daniederliegenden ist offenbar schon gar nicht mehr zu denken gewesen. Sofort verlangten die Fürsten zu ihm geführt zu werden; es geschah.

Unter Vortritt eines Herolds, von einigen ihrer Großen gefolgt, erschienen die Fürsten, der Landgraf voran, an dem Schmerzenslager ihres überwundenen Gegners. Sickingen bemerkte ihren Eintritt nicht; schweigend standen sie eine Weile bei ihm; der Landgraf fragte den Leidenden theilnehmend nach seinem Befinden; auch das entging demselben, und erst als die Seinigen ihm mittheilten, was vorgehe und wonach er gefragt sei, bemühte er sich, seine schwindenden Kräfte zur Ertheilung der gewünschten Auskunft zu sammeln. Da trat der Pfalzgraf Ludwig zu ihm heran; einst sein Gönner und Beschützer, mit dem es verdorben zu haben Sickingen wol zu spät als den schlimmsten der von ihm begangenen Fehler erkannte, sein

Digitized by Google

Lehnsherr, dem er durch besonders enge Verpflichtungen zur Treue verbunden gewesen war: als er diesen erkannte, versuchte Sickingen sich aufzurichten und wollte, sein rothes Baret abnehmend, respectvoll das Haupt entblößen; der Pfalzgraf hieß ihn das unterlassen. Aber gerade diesem Mann gegenüber fühlte der Sterbende recht lebhaft das Verkehrte und Unrechtmäßige in seinem Verfahren und daher den Drang, sich in etwas zu rechtfertigen; aber was er vorbrachte, scheint wirr und zusammenhangslos gewesen zu sein; auch versagten ihm schnell die Kräfte. Er hätte noch manches auf dem Herzen, so sagte er, aber sein elender Zustand mache ihm eine längere Unterhaltung unmöglich. Doch wurde ihm eine solche nicht gespart; Richard von Greifenklau blieb auch hier unversöhnlich; denn als er an Sickingen's Lager herantrat, fragte er denselben vorwurfsvoll: „Franz, was hat dich denn eigentlich dazu bestimmt, mich und meine armen Leute feindlich zu überziehen?" „Davon wäre viel zu reden", meinte Sickingen. „Nichts ohne Ursache." Weiter ließ sich Sickingen auf eine ja ohnehin völlig nutzlose Discussion nicht ein. Die Fürsten konnten sich nicht darüber täuschen, daß sie es mit einem Sterbenden zu thun hatten; die Ehrfurcht vor dem Tode war es, welche sie bestimmte, Sickingen sich selbst zu überlassen; sie entfernten sich aus der Felsengrotte und stiegen in einen obern Raum, um nach den ihrer dort wartenden adeligen Gefangenen zu sehen. Der pfälzische Hofmeister, Herr Ludwig von Fleckenstein, blieb noch einen Augenblick zurück und suchte Sickingen freundlich Trost zuzusprechen. „Ich bin nicht die Braut, um die man tanzt", soll ihm dieser darauf mit einer sprichwörtlichen Redensart geantwortet haben: eine Wendung, welche denn doch nur so gedeutet werden kann, daß Sickingen seinen eigenen Untergang als das für die Fürsten Nebensächliche bezeichnen wollte; der große Gewinn, den jene machten, war danach — und darin hatte der sterbende Ritter ohne Frage recht — in dem nunmehr unvermeidlichen Untergang des alten Ritterthums zu sehen.

Einsam und verlassen ging Sickingen in dem öden Felsengemach dem nahen Ende entgegen. Keiner, der ihm durch die

Digitized by Google

Bande des Blutes verbunden gewesen wäre, stand an seinem Schmerzenslager; seine alten Genossen hatten ihn entweder in dem letzten Kampfe im Stich gelassen oder überantworteten sich oben der Gewalt der Sieger. Was konnte Sickingen noch am Leben liegen? Fast mochte er den Tod willkommen heißen, der ihn wenigstens für seine Person den vernichtenden Folgen der durch ihn verschuldeten Katastrophe entrückte und ihn der traurigen Demüthigung überhob, als eine gefallene Größe inmitten einer von ihr feindlichen Gewalten beherrschten Zeit zu wandeln, die erbarmungslos über ihn und seine Entwürfe hinweggeschritten war.

Kaum hatten die Fürsten sich entfernt, so bereitete sich Sickingen würdig auf den nahen Tod. Der Burgkaplan nahm ihm die Beichte ab; dann eilte er, das Sakrament zu holen, um dem Sterbenden die letzte Wegzehrung zu spenden; als er zurückkehrte, hatte Franz von Sickingen bereits ausgelitten und lag entseelt auf seinem Bette in der Felsenhöhle.

Das war der Ausgang des Mannes, welcher das alte Ritterthum noch einmal zu der herrschenden Macht im Reiche hatte machen wollen, aber nicht eigentlich um des Ritterthums willen und zu dessen Nutzen, sondern um seiner selbst willen und zu seinem eigenen Gewinn; denn wenn der Ritterstand der herrschende Stand wurde in dem neugeordneten Reiche, welche Stellung hatte dann der Mann zu erwarten, der nach dem einstimmigen Urtheil aller Zeitgenossen, in den Augen von Freund und Feind, unfraglich der erste und gewaltigste von allen Rittern und das anerkannte Haupt des ganzen Standes war? Anfangs wie im Fluge von Erfolg zu Erfolg eilend, hatte Sickingen durch Mittel, die auch der besten und gerechtesten Sache schließlich in den Augen der Welt Abbruch thun mußten, sich zu einer Höhe, wie niemand seinesgleichen sie vor ihm erreicht hatte, emporgeschwungen, um nach kurzem, schwankendem Beharren auf derselben in jähem Sturze hinabgerissen und zerschmettert zu werden. Er büßte damit einen großen Irrthum und ein schweres Verschulden, den Irrthum, daß er die über-

Digitized by Google

lebten Institutionen einer zu Grunde gehenden Zeit einer neuen Epoche aufnöthigen wollte, — das Verschulden, daß er dies that nicht um der Allgemeinheit, sondern nur um seiner selbst willen, und daß er, um dies durchzusetzen, die durch die Reformation entfesselten geistigen und sittlichen Kräfte der deutschen Nation sich dienstbar zu machen versuchte und dadurch gewissermaßen entweihte. Mit ihm, dem letzten Ritter, ging das mittelalterliche Ritterthum, ging das Mittelalter selbst unrettbar zu Grunde.

Natürlich aber waren die Zeitgenossen, welche den jähen Schicksalswechsel, dem dieser gewaltige Mann zum Opfer fiel, als Zeugen mit ansahen, von einer solchen Auffassung seiner Persönlichkeit und einer solchen Beurtheilung seiner Handlungsweise weit entfernt: sie standen den Ereignissen zu nahe und waren an denselben durch ihr eigenes Interesse auch viel zu unmittelbar betheiligt, als daß sie die Erscheinung Sickingen's in ihrer historischen Bedeutung recht hätten würdigen und ihr die Stellung anweisen sollen, welche ihr im Hinblick auf Vergangenheit und Zukunft gebührt. So kommt es, daß wir nicht blos bei den Zeitgenossen, sondern auch noch bei allen folgenden Generationen den allerentgegengesetztesten Urtheilen über Sickingen und die Gründe seines tragischen Ausgangs begegnen. Nicht wundernehmen kann es da freilich, wenn die Vertreter der Interessen und Rechte des deutschen Fürstenthums, dem Sickingen's Machtstreben ja zunächst und mit einer Art von Erbitterung und daher denn auch in einer besonders herausfordernden und erbitternden Weise entgegengetreten war, in dem Ritter nichts sehen wollten als einen frevelhaften Rebellen, einen großen Verbrecher, welchen sammt allen denjenigen, die mit ähnlichen Entwürfen hinter ihm standen, vernichtet zu haben, den Fürsten als ein besonderes Verdienst angerechnet und namentlich auch von dem deutschen Volke dankbar als ein solches anerkannt werden sollte. Ebenso natürlich aber ist es auch auf der andern Seite, daß in den Kreisen des deutschen Bürgerthums die Erinnerung so bald nicht entschwand an die rechtlose Gewaltthätigkeit, die Sickingen lange Jahre hindurch gegen eine Stadt wie Worms

Digitized by Google

hatte üben dürfen, und daß man da, so warm man für die von Sickingen ja auch verfochtene Reformation empfand, in dem Bilde des kühnen Ritters, der auf Kosten der Städte Kaiser und Reich zum Gespött gemacht hatte, mit Vorliebe alle diejenigen Züge aufsuchte und ausführte, die ihn als einen unversöhnlichen Feind der Städte und als den furchtbarsten Gegner des deutschen Bürgerthums erscheinen ließen. Wesentlich anders jedoch stand die große Masse des deutschen Volks, die weder von den fürstlichen noch von den rein städtischen Interessen bestimmt wurde, dem Bilde Franz von Sickingen's gegenüber: zu allen Zeiten haben gerade diese Kreise sich gewissermaßen instinctiv hingezogen gefühlt zu solchen Persönlichkeiten, in deren Thun und Handeln — ohne jede Rücksicht auf den politischen oder gar moralischen Werth desselben — eine besondere Fülle naturwüchsiger Kraft zur Geltung kommt; mehr als sonst noch aber war das natürlich in einer Zeit der Fall wie die, in welche Sickingen's Leben und Untergang fielen, in einer Zeit, wo das deutsche Volk, das in eine der schwierigsten, aber auch verheißungsvollsten Krisen seiner ganzen Entwickelung eingetreten war, zur glücklichen Ueberwindung derselben nur noch eins nöthig zu haben schien, nämlich eine kühne, kraftvolle, entschlossen dem klar erkannten Ziele zustrebende Persönlichkeit, wie man sie in dem jungen Kaiser zu finden gehofft, aber thatsächlich nicht gefunden hatte. Die unbändige, überströmende Kraft Sickingen's war es, was der großen Masse des deutschen Volks imponirte und dieselbe mit unwiderstehlicher Gewalt anzog und fesselte. Wesentlich beigetragen hat dazu ohne Frage auch die Art, wie der geniale Ulrich von Hutten Sickingen, den er allerdings arg überschätzte, als den Helden feierte, von dem Deutschland die Befriedigung seiner Hoffnungen und Wünsche zu erwarten hätte. So ist denn das Bild Sickingen's in einer Gestalt auf die Nachwelt gekommen, die von dem geschichtlichen Original nur noch wenig an sich behalten hat. Es ist die Pflicht und das freilich nur selten dankbare Geschäft der Geschichtsforschung, auch da der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Digitized by Google

Admiral Nelson.

Von

Friedrich Althaus.

Digitized by Google

Digitized by Google

In der Geschichte eines Inselreichs wie England ist der Natur der Dinge gemäß alles von hervorragendem Interesse, was zusammenhängt mit der Entwickelung seiner Seemacht; denn in dieser hat es seine Hauptwaffe zum Angriff wie zur Vertheidigung; seine Sicherheit, sein Weltverkehr, seine Weltstellung werden wesentlich durch dieselbe bedingt. Daher hängt auch das Inselvolk selbst mit besonderer Vorliebe an seinen großen Seefahrern und Seehelden, und seine Kämpfe zur See bilden einen ebenso bedeutungsvollen Theil seiner Geschichte, wie sie einen langen Widerhall wach rufen in der nationalen Erinnerung.

Durch überlegene feindliche Flotten der Sachsen, der Dänen, der Normannen wurde England in den frühern Jahrhunderten seiner Geschichte wiederholt erobert. Ihre erste eigene nationale Flotte sammelten die Engländer zu Ende des 12. Jahrhunderts in dem Hafen von Dartmouth, um Richard Löwenherz mit den englischen Kreuzfahrern nach Palästina zu führen; ihre ersten Seesiege gewannen sie im 14. Jahrhundert unter Eduard III. bei Sluys über die Franzosen, bei Winchilsea gegen die Spanier. Aber eine stehende Seemacht besaß England während des Mittelalters ebenso wenig wie ein stehendes Heer. Die Hauptsafenorte lieferten dem Könige je nach dem augenblicklichen Bedürfniß eine bestimmte Anzahl von Schiffen; eine selbständige Flotte stand ihm nicht zu Gebote. Der Grund zu einer solchen wurde erst durch Heinrich VII. und Heinrich VIII. gelegt, und erst in der Regierung Elisabeth's während der Kämpfe gegen

Digitized by Google

Spanien, die in der Zerstörung der Großen Armada gipfelten, nahm England unter den europäischen Seemächten seine Stelle ein. Die Entdeckung von Amerika und die Durchschiffung des Stillen und des Indischen Oceans hatte dem Ehrgeiz und der Eroberungslust der Menschheit neue Meeresweiten, Inseln und Continente eröffnet, und einen so großen Vorsprung Spanier und Portugiesen als Pfadfinder der großen Entdeckungen im Osten und Westen gewonnen hatten, während England in den Kriegen der Rosen blutete, so rastlos kühn beeiferte sich nun das nordische Inselvolk, das Versäumte nachzuholen. Es besaß kein Gold und Silber spendendes Colonialreich; seine Flotten hielten weder an Zahl noch an Größe der Schiffe den Vergleich aus mit denen seiner Gegner; aber was ihm an Macht fehlte, ersetzte es durch abenteuerlichen Muth und unbezwingliche Energie. Es war das Zeitalter Drake's und Howard's, Frobisher's und Raleigh's, der großen Seehelden und Seefahrer, deren Thaten die Epoche des ersten Aufblühens der englischen Seemacht zu Ende des 16. und im Beginn des 17. Jahrhunderts glänzend erhellen. Ihre zweite Glanzepoche erlebte die englische Flotte unter der Herrschaft Cromwell's. Eine neue Seemacht ersten Ranges war inzwischen in Holland aufgeblüht, und während der Kampf gegen das Uebergewicht Spaniens fortgesetzt wurde, maß die englische Flotte sich zugleich in gewaltigem Ringen mit den Geschwadern der benachbarten Republik. Ihr genialster Führer während dieses Zeitraums war Robert Blake, ein Mann, der vor allen andern im Kampfe mit Gegnern wie Tromp und Ruyter alle Eigenschaften des großen Seehelden ruhmvoll bewährte und das Ansehen der englischen Republik ebenso großartig zur See geltend machte wie Cromwell zu Lande. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts trat auch Frankreich in die Reihe der großen Seemächte, und mehr als hundert Jahre dauerte dann neben den Kämpfen mit Holland der Kampf um die Obermacht zur See zwischen England und den bourbonischen Mächten fort. Oft schwankte während dieses Zeitraums die Wage des Erfolgs; aber im ganzen war die Macht Englands in raschem Steigen begriffen. Seine Flagge wehte auf allen

Digitized by Google

Meeren; an allen Küsten schützte sie einen immer wachsenden Handel, ein Colonialreich, das sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter über alle Erdtheile ausdehnte. Unter diesen Umständen fehlte es dem englischen Volke auch nicht an großen Seemännern. Während des Spanischen Erbfolgekriegs glänzen die Namen Leake, Rooke und Shovel, während des Oesterreichischen Erbfolgekriegs und des Siebenjährigen Kriegs Vernon, Hawke und Howe, während des Kriegs gegen die empörten nordamerikanischen Colonien Hood und Rodney. Auf eine letzte entscheidende Probe wurde die englische Seemacht endlich gestellt in den gewaltigen Kriegen, welche aus der Französischen Revolution hervorgingen. In keiner vorhergehenden Epoche hatte für England mehr von der Erhaltung seiner Seeherrschaft abgehangen. Das englische Volk spannte damals seine ganze Kraft an zu dem Widerstande gegen die Umsturz- und Eroberungsgelüste Frankreichs. Viele Politiker, viele Generale und Admirale hatten an dem historischen Erfolge dieser gewaltigen Kraftanstrengung theil; zur See aber war er vor allem dem Heldengeiste eines Mannes zu danken, einem der größten Seehelden aller Zeiten: Lord Nelson.

Horatio Nelson war der Sohn Edmund Nelson's, eines Geistlichen der englischen Hochkirche, und wurde am 29. September 1758 in dem Pfarrhause des Dorfes Burnham-Thorpe, in Norfolk, geboren. Die Familie Nelson stammte ursprünglich aus Lancashire, von wo sie in der Regierung Heinrich's VII., wie es scheint im Gefolge eines Dr. Stanley, aus dem Hause der Grafen von Derby, der zum Bischof von Ely ernannt war, nach Norfolk übersiedelte. Schon in früherer Zeit war das geistliche Element stark unter ihren Mitgliedern vertreten. Nelson's Großvater und zwei seiner Großoheime waren Geistliche. Auch seine Mutter war die Tochter eines Geistlichen, des Dr. Suckling, eines Domherrn der Westminster-Abtei in London. Dennoch fehlte es in der Geschichte der Familie nicht an Gegenströmungen. Einer von Nelson's Großoheimen von väterlicher Seite war Kapitän in der Kriegsflotte gewesen, und ein Bruder seiner Mutter, Kapitän Suckling, machte sich in der zweiten Hälfte des

Digitized by Google

18. Jahrhunderts einen Namen als tüchtiger Seemann. Von mütterlicher Seite war Nelson verwandt mit dem Minister Sir Robert Walpole, und von dem zweiten Lord Walpole von Wolterton, seinem Taufpathen, erhielt er den Namen Horatio. Der sechste in einer Familie von elf Kindern, zeigte er als Knabe eine zarte Gesundheit, die noch mehr geschwächt wurde durch wiederholte Anfälle von Wechselfieber; allen Berichten zufolge lebte aber von früh auf in dem schwächlichen Körper ein feuriger, kühner, unternehmender Geist. Unter den aus seiner Kindheit überlieferten Anekdoten erzählt eine: wie er zum Suchen von Vogelnestern ausgegangen sei, seinen Weg verloren und durch langes Ausbleiben in einer von Zigeunern durchzogenen Gegend seine Familie in Unruhe versetzt habe. Man habe nach ihm gesucht und ihn an einem Bache sitzend gefunden, über den kein Steg führte. Befragt, ob er in seiner Verlassenheit keine Furcht verspürt, habe er geantwortet: „Furcht? das kenne ich nicht, was ist das?" In dem Städtchen Downham Market, wo er in einer Privatschule seine erste Erziehung empfing, soll der künftige Seeheld sich damit vergnügt haben, daß er seine Kameraden an der Pumpe auf dem Marktplatz anstellte, während er selbst auf dem Wasserstrom, der sich in den Rinnstein ergoß, Papierschiffchen schwimmen ließ. Etwas später kam er auf die Schule nach North-Walsham. Es wuchsen dort im Garten des Schulmeisters köstliche Birnen, die den Appetit der Schüler reizten, aber niemand wagte die Erringung des lockenden Preises. Der kleine Horatio stellte sich als Freiwilliger. Man ließ ihn des Nachts an Bettlaken aus dem Schlafzimmer hinunter in den Garten; er plünderte den Baum, wurde mit den Birnen wieder hinaufgezogen und vertheilte die Beute, ohne (so behauptet die Legende) für sich selbst auch nur einen Beutetheil in Anspruch zu nehmen. Er habe, bemerkte er, die Birnen nur geholt, weil alle andern Knaben sich vor dem Wagniß gefürchtet hätten. Als er bei einer spätern Gelegenheit am Ende der Weihnachtsferien mit seinem ältern Bruder William von Burnham-Thorpe in die Schule nach North-Walsham zurückkehren sollte, war tiefer Schnee gefallen. Die beiden Brüder machten

Digitized by Google

sich zu Pferde auf den Weg, kehrten indeß nach einer Weile zurück, da nach der Behauptung des ältern die Gegend zu tief verschneit sei, als daß man den Ritt wagen könnte. „Wenn dem so ist", sagte der Vater, „so sollt ihr nicht gehen; aber macht noch einen Versuch, ich will es euerm Ehrgefühl überlassen. Wenn die Straße gefährlich ist, könnt ihr zurückkommen; aber bedenkt, ich überlasse es euerm Ehrgefühl." Der Schnee lag tief genug, um als Entschuldigung zu dienen; allein Horatio konnte nicht zur Umkehr bewogen werden. „Wir müssen voran", sagte er; „bedenke, Bruder, es ist unserm Ehrgefühl überlassen."

Horatio war neun Jahre alt, als seine Mutter starb (1767). Bei dieser Gelegenheit machte deren Bruder, Kapitän Suckling, einen Besuch in Burnham-Thorpe und versprach seinem Schwager, dessen Mittel beschränkt waren und der überdies an einem chronischen Uebel litt, das ihn nöthigte, jedes Jahr zur Cur nach Bath zu gehen, er wolle die Sorge für die Erziehung eines seiner Söhne übernehmen. Drei Jahre später, im Winter 1770, las der junge Nelson in einer Zeitung, seinem Onkel sei der Befehl über den Raisonnable, ein Linienschiff von 64 Kanonen, übertragen worden. Die englische Regierung rüstete damals eine Expedition nach den Falklandsinseln, über welche sie mit Spanien in Streit gerathen war, und der Raisonnable war zur Theilnahme an dieser Expedition bestimmt. Nelson ging noch in North-Walsham zur Schule, sein Vater befand sich eben zur Cur in Bath. Von einem plötzlichen Entschlusse beseelt, bat Horatio seinen Bruder William, für ihn an den Vater zu schreiben und diesen zu bitten, daß er mit dem Onkel zur See gehen dürfe. Der Vater, der den kühnen unternehmungslustigen Charakter des Knaben kannte, gab seine Einwilligung. Auch Kapitän Suckling erklärte sich bereit, wennschon seine Zusage nicht eben ermuthigend lautete. „Was", so schrieb er, „hat der arme kleine Horatio verbrochen, daß er vor allen andern für das rauhe Leben zur See bestimmt wird? Indeß laßt ihn nur kommen! Das erste mal, wenn wir in den Kampf gehen, kann eine Kanonenkugel ihm den Kopf abreißen und ihn auf immer versorgen."

Digitized by Google

Erst zwölfjährig, verließ so der junge Nelson die Schule, um den Lebensweg zu betreten, für den, trotz alles widersprechenden Anscheins, die Natur ihn bestimmt hatte. Auch bereiteten schon seine ersten Schritte ihn auf die unvermeidlichen Leiden und Entbehrungen seines Berufes vor. Der Raisonnable lag bei Chatham im Medway. Aus irgendeinem Grunde war jedoch Kapitän Suckling nicht an Bord, als der Knabe, der allein von Norfolk hergereist war, in Chatham ankam. Niemand erwartete seine Ankunft. Verlassen von aller Welt, ging er in dem rauhen Winterwetter an Bord auf und ab, und erst am folgenden Tage erbarmte sich seiner eine mitleidige Seele. Ebenso wenig sollte seine Hoffnung, mit dem Schiffe des Onkels in See zu gehen, erfüllt werden. Der Streit mit Spanien wegen der Falklandsinseln wurde friedlich beigelegt; man stellte deshalb die Ausrüstung des Raisonnable ein. Kapitän Suckling wurde auf das in der Themse stationirte Wachtschiff Triumph versetzt, und da dieser Dienst ihm für einen angehenden Seelehrling nicht bildend genug dünkte, verschaffte er seinem Neffen im Mai 1771 eine Stelle auf einem nach Westindien bestimmten Kauffahrer, dessen Kapitän früher unter ihm selbst in der Marine gedient hatte. Diese Reise machte den jungen Nelson mit dem Seemannsleben vertraut; aber er kehrte zurück voll Widerwillen gegen den Flottendienst, dessen Misbräuche ihm von seinem Kapitän in den dunkelsten Farben geschildert worden. An Misbräuchen aller Art war allerdings in der englischen Marine jener Zeit kein Mangel. Nelson selbst sollte später noch oft genug darunter leiden. Inzwischen nahm sein Onkel ihn nach der Rückkehr von Westindien im Jahre 1772 wieder an Bord des Triumph auf und beschäftigte ihn im Pilotenamt zwischen der Mündung der Themse und London. Es war meist eine rauhe harte Lehrzeit; allein sie bot Nelson Gelegenheit, sich unter Stürmen, Felsen und Sandbänken heimisch zu fühlen, eine Erfahrung, deren Werth er nicht unterschätzte.

Von dem echten Instinct des Seemanns und den abenteuerlichen Phantasien der Jugend erfüllt, wie er war, sehnte er sich

Digitized by Google

indeß aus dieser begrenzten Sphäre bald wieder in die weite Welt hinaus. Die Nachricht, daß auf Veranlassung der Königlichen Gesellschaft von der englischen Regierung eine Entdeckungsreise in das nördliche Polarmeer vorbereitet werde, mit dem Zwecke, die Möglichkeit der Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Stillen Ocean von neuem zu erproben, versetzte ihn daher in lebhafte Aufregung, und obgleich für die Expedition mehr kräftige seetüchtige Männer angeworben wurden als heranwachsende Jünglinge, ruhte er nicht, bis sein Onkel ihm den Posten des Coxswain auf einem der Entdeckungsschiffe ausgewirkt hatte. Unter der Führung der Kapitäne Phipps und Lutwidge segelten die beiden Schiffe Racehorse und Carcaß am 10. Juni 1773 von der Rhede am Nore nach dem Polarmeere ab. Einen Monat später hatten sie den 79. Breitengrad erreicht. Als sie von dort weiter vorzudringen suchten, wurden sie bald von Eismassen bedrängt, die nach allen Seiten den Horizont schlossen. Zu Ende Juli war die Expedition mühevoll bis über den 80. Breitengrad hinausgelangt, als sie in einer Bucht von Windstille befallen wurde. Während der folgenden Tage schlossen Eisfelder beide Schiffe dichter und dichter ein. Ein Versuch, mittels Durchsägen des zwölf Fuß dicken Eises einen Ausweg zu gewinnen, blieb ohne Erfolg. Nun wurden Boote zur Entdeckung einer Durchfahrt ausgeschickt, doch auch diese kehrten unverrichteter Sache zurück. Bemerkt zu werden verdient, daß eins dieser Boote der Führung des jungen Nelson anvertraut war. Er fand bei dieser Veranlassung Gelegenheit, an einem Kampfe gegen eine Schar von Walrossen theilzunehmen, in den ein anderes Boot verwickelt war, und trieb durch sein rechtzeitiges Erscheinen die erbitterten Seeungethüme in die Flucht. Ein andermal schlich er sich in einer nebeligen Nacht mit einem Kameraden vom Schiffe aufs Eis, um einen Bären zu verfolgen. Man bemerkte seine Abwesenheit und wurde, da der Nebel jede Aussicht verdeckte, wegen seiner Sicherheit besorgt. Als zwischen 3 und 4 Uhr morgens das Wetter sich aufhellte, erblickte man die beiden Abenteurer in ziemlicher Entfernung vom Schiffe im Kampf mit einem gewaltigen Bären. Sofort wurde das

Digitized by Google

Signal zur Rückkehr gegeben; doch Nelson gehorchte nur widerwillig, obgleich sein Pulver naß geworden und ein Schuß auf den Bären in der Pfanne abgeblitzt war. „Es thut nichts", rief er seinem Kameraden zu; „laß mich nur mit dem Kolben auf diesen Teufel losschlagen und wir werden seiner schon habhaft werden!" Kapitän Lutwidge, der die Gefahr der jungen Leute erkannte, trieb den Bären durch einen Schuß vom Schiffe fort und rettete dadurch vermuthlich ihr Leben. Ein strenger Verweis erwartete Nelson bei seiner Rückkehr. Auf die Frage, wie er dazu gekommen, auf die Bärenjagd zu gehen, erwiderte er freimüthig: er habe den Bären tödten wollen, damit er seinem Vater das Fell mitbringen könne.

Die Lage der Schiffe wurde inzwischen immer bedenklicher, und da die Jahreszeit vorrückte und keine Aussicht zur Durchfahrt vorhanden schien, wurde der Beschluß gefaßt, die Schiffe zu verlassen und die Mannschaft mit den Booten ans offene Meer zu schaffen, von wo man mit holländischen Walfischfängern in die Heimat zurückzukehren hoffte. Schon war man mit der Ausführung dieses Planes beschäftigt, als ein Wind sich erhob, der Schiffe und Eis in Bewegung setzte. Alle Segel wurden nun aufgespannt. Der Wind nahm an Stärke zu, und am 10. August, nach langem, oft gefährlichem Kampfe mit den Eismassen, gelangten die Schiffe glücklich hinaus in die offene See. Am 11. August ankerte die Expedition an der Küste von Spitzbergen; am 26. brach sie von dort nach England auf; am 25. September erschien sie wieder auf der Rhede am Nore. Das Unternehmen hatte nur den mittelbaren Erfolg gehabt, festzustellen, daß nach jener Seite das Polarmeer nicht zu durchschiffen sei. Auf den Sinn eines jungen Seemanns wie Nelson konnte dagegen diese Nordfahrt ihren erfrischenden, anfeuernden Einfluß nicht verfehlen.

In der That scheint es, daß der schwächliche Knabe damals zu einem rüstigen Jüngling herangewachsen war. Aber er sollte das Wohlbehagen der Gesundheit und die Ruhe der Heimat nicht lange genießen. Die arktischen Schiffe wurden bald nach ihrer Heimkehr abgetakelt, und Nelson fand schon zu Anfang des

Digitized by Google

Jahres 1774 eine neue Anstellung als Midshipman in der nach Ostindien bestimmten Corvette Seahorse. In rascher Folge wurde er so bereits in jungen Jahren mit der südlichen wie mit der westlichen und nördlichen Erdhälfte bekannt; allein seine Gesundheit erlag den Strapazen des indischen Klimas. Nach achtzehnmonatlichem Dienst in den indischen Gewässern brach er vollständig zusammen. Gelähmt, zum Skelet abgemagert, blieb ihm nur eine Hoffnung: die schleunige Rückfahrt nach Europa. Er selbst meinte, er werde die Heimat nie wieder erreichen. Die Zukunft lag dunkel vor ihm, seine Aussichten schienen verzweifelt, hoffnungslos. Es war eine Krise in seinem Leben, deren Andenken sich ihm unauslöschlich einprägte und noch in spätern Jahren, als er schon die Höhen des Ruhmes erstiegen hatte, seine Seele ernst stimmte. Aber die sorgsame Freundschaft des Kapitäns, mit dem er heimfuhr, rettete ihm das Leben; die Seereise erfrischte seine erschütterten Kräfte. Als er im Sommer 1776 in England landete, war ihm aus der Tiefe des Leidens schon ein neues Lebensgefühl aufgegangen. „Nach einem langen und düstern Träumen, während dessen ich mich fast über Bord wünschte", so erzählte er selbst die Geschichte seiner Genesung, „erwachte plötzlich ein patriotisches Feuer in meiner Brust und zeigte mir meinen König und mein Vaterland als meine Beschützer. Wohlan denn, rief ich aus, ich will ein Held werden und im Vertrauen auf die Vorsehung allen Gefahren trotzen!" Seitdem schien es ihm, als schwebe seinem geistigen Auge eine strahlende Sonne vor, die ihn unwiderstehlich vorwärts führte auf der Bahn zum Ruhme.

Auch fand er bei seiner Ankunft in England, daß seine Aussichten thatsächlich besser geworden waren als vorher. Sein Onkel, Kapitän Suckling, war während seiner Abwesenheit zum Oberaufseher der Flotte ernannt worden, und durch dessen Einfluß erlangte er unmittelbar nach Ablohnung seines Schiffes im September 1776 eine Anstellung als dienstthuender Lieutenant auf dem Linienschiff Worcester, das einen Transport von Portsmouth nach Gibraltar geleiten sollte. Das seemännische Geschick, mit dem Nelson sich seiner Pflichten entledigte, erwarb ihm

Digitized by Google

das Lob seiner Vorgesetzten. Obgleich erst in seinem neunzehnten Jahre, war er schon ein so vortrefflicher Seemann geworden, daß der Kapitän des Worcester öfter bemerkte: wenn Nelson des Nachts auf Wache sei, fühle er sich so ruhig, als sei das Schiff unter dem Befehl des ältesten Offiziers. Er blieb auf dem Worcester bis zum April 1777. In demselben Monat bestand er mit Auszeichnung sein Lieutenantsexamen und wurde unmittelbar darauf auf die Fregatte Lowestoffe beordert, die zur Abfahrt nach Jamaica bereit lag. Diese Fahrt bezeichnete einen bedeutungsvollen Wendepunkt in Nelson's Laufbahn. Sie war das erste kriegerische Unternehmen des angehenden Seehelden. Kaum zwölf Jahre nach dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges war nämlich der Weltfriede von neuem gestört worden. England befand sich im Kriege mit seinen rebellischen nordamerikanischen Colonien, und neue gewaltige Kämpfe um die Seeherrschaft standen ihm auch mit seinen bourbonischen Rivalen in nächster Nähe bevor. Der Lowestoffe segelte mit dem Auftrage nach Jamaica, die amerikanischen Kaperschiffe im Zaum zu halten, die dem englischen Handel in den westindischen Gewässern empfindliche Verluste zufügten.

Zur Verrichtung großer Thaten bot dieser Dienst vorläufig keine Veranlassung; aber an Gelegenheiten, Muth, Eifer und Tüchtigkeit zu zeigen, mangelte es nicht, und Nelson bewährte diese Eigenschaften in hervorragender Weise. Wenn es irgendein gefährliches Unternehmen galt: einen Weg durch schwieriges Fahrwasser zu suchen, oder bei stürmischem Wetter von einem feindlichen Schiffe Besitz zu nehmen, durfte man darauf rechnen, ihn bereit zu finden am Posten der Gefahr. Bald hatte er nicht blos die Achtung, sondern die warme Zuneigung seines Kapitäns gewonnen, und als infolge der Kriegserklärung Frankreichs, das im Jahre 1778 für die aufrührerischen Colonien Partei ergriff, die englische Flotte in Westindien verstärkt wurde, empfing der Oberbefehlshaber, Sir Peter Parker, so günstige Berichte über Nelson, daß er ihn auf sein eigenes Flaggenschiff, den Bristol, berief. Im December 1778 wurde ihm das Commando der Brigantine Badger übertragen; im Juni 1779, noch ehe er sein

Digitized by Google

einundzwanzigstes Jahr vollendet, stieg er zum Range eines Postkapitäns auf und erhielt das Commando der Fregatte Hinchinbrook. Es war um dieselbe Zeit, als auch Spanien gegen England den Krieg erklärte. Eine französische Expedition von 120 Schiffen mit 20000 Mann Landungstruppen an Bord sammelte sich unter der Führung des Admirals D'Estaing bei San-Domingo zu einem Schlage gegen Jamaica. Die Sicherheit dieser Insel war ernstlich bedroht; denn weder die zu ihrem Schutz anwesende englische Seemacht noch die Landmacht konnte sich mit der französischen messen. Nelson bot unter diesen Umständen dem commandirenden Admiral und dem Gouverneur, General Dalling, seine Dienste für die Vertheidigung der Insel an und wurde als Commandant der Batterien des Fort Charles angestellt, welches die Zugänge von Kingston und Spanish-Town vertheidigte. Er war sich seiner kritischen Lage so wohl bewußt, daß er seinen Freunden in England schrieb: sie dürften nicht erstaunt sein, wenn sie bald hören sollten, daß er französisch sprechen lerne. Aus irgendeinem Grunde fand jedoch der erwartete Angriff nicht statt; das französische Geschwader zerstreute sich, und General Dalling fand dadurch seinerseits freie Hand zur Ausführung eines Unternehmens gegen die spanischen Colonien in Centralamerika, von dem man sich große Erfolge versprach. Der Plan war geschickt entworfen. Man wollte sich des Fort San-Juan an dem gleichnamigen Flusse bemächtigen, von dort aus die Ufer des Nicaraguasees und die Städte Granada und Leon besetzen, über den Isthmus hin, zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Meere, die Verbindungen der Spanier zwischen ihren nord- und südamerikanischen Besitzungen zerstören und die so gewonnene gebietende Stellung zu fernern Eroberungen ausbeuten. Die englische Regierung billigte den Plan; allein den Rüstungen fehlte es an der gehörigen Energie und Umsicht. Erst am 3. Februar 1780 brach eine Abtheilung von 500 Mann, durch Nelson in der Fregatte Hinchinbrook escortirt, von Jamaica auf. Am 11. landete dieselbe bei dem Cap Gracias a Dios in Honduras, um Verstärkungen zu erwarten, und ein Monat verfloß, ehe die Expedition von neuem

Digitized by Google

zum Aufbruch bereit war. Hierauf landete man an verschiedenen Punkten der Mosquitoküste zur Anwerbung indianischer Hülfstruppen, welche als Führer dienen und die nöthigen Boote zur Befahrung des Flusses herbeischaffen sollten. So geschah es, daß die Expedition erst am 24. März an der Mündung des San-Juan eintraf. Strenggenommen endete hier Nelson's Aufgabe. Da aber niemand von der Expedition je den Fluß hinaufgefahren war oder die Entfernung der Befestigungen von der Mündung kannte, beschloß Nelson, auf eigene Verantwortung durch freiwillige Mithülfe den Erfolg des Unternehmens zu fördern. Etwa 200 Seesoldaten und Matrosen wurden theils in den Booten des Hinchinbrook, theils in den Indianerbooten eingeschifft und die Stromauffahrt begonnen. Das Ende der trockenen Jahreszeit war nahe; der Fluß enthielt wenig Wasser; Sandbänke und Felsen, Stromschnellen und Kataraкte stellten der Fahrt endlose Hindernisse entgegen. Am 9. April erreichte man endlich die Insel San-Bartolomeo, wo die Spanier eine Batterie errichtet hatten. Unter heftigem Feuer des Feindes näherte sich Nelson dieser Insel und sprang ans Ufer, sowie sein Boot den Grund berührte. Er verlor in dem schlammigen Boden seine Schuhe und arbeitete sich nur mühsam von der Stelle. Aber barfuß wie er war, drängte er vorwärts und „enterte", seinem eigenen Ausdrucke zufolge, die Batterie, die nun von den erschreckten Spaniern geräumt wurde. Der Rest der Expedition war inzwischen nachgefolgt, und am 11. April näherte man sich dem etwa sechzehn englische Meilen von San-Bartolomeo flußaufwärts gelegenen Fort San-Juan. Nelson, kühn und kampfeslustig wie immer, rieth im Hinweis auf das Kommen der ungesunden Jahreszeit zu sofortigem Sturm. Der Befehlshaber der Landtruppen jedoch erklärte sich für eine Belagerung. Diese dauerte zwar nicht lange, denn schon am 24. April wurde das Fort übergeben; aber Mangel an Lebensmitteln, die Strapazen des Krieges in einem mörderischen Klima, der Beginn des tropischen Regens hatten inzwischen die Kräfte der Truppen erschüttert. Auch der Sieg gewährte nicht die Vortheile, die man davon erwartet hatte. Das Fort war schlimmer

Digitized by Google

als ein Gefängniß; es enthielt keinerlei Vorkehrungen, welche die Genesung der Kranken oder die Erhaltung der noch gesund Gebliebenen hätten fördern können. Dazu kam, daß es auch an den nöthigen Arzneien fehlte. Denn so reichlich die Expedition mit Hospitalvorräthen ausgestattet war, so wenig hatte die Zahl der Boote bis dahin genügt, dieselben von der Mündung des Flusses herbeizuschaffen. Jetzt, da man dieser Vorräthe nothwendig bedurfte, war der Fluß von Regengüssen wild angeschwollen und die Auffahrt fast unmöglich. Ruhr und ansteckende Krankheiten nahmen rasch überhand. Die Zahl der Opfer war zuletzt so groß, daß die Todten nicht mehr begraben, sondern einfach in den Fluß geworfen oder den Raubthieren zur Beute überlassen wurden. Bis zum October 1780 hielten die kläglichen Reste der Expedition das Fort San-Juan besetzt. Dann zogen sie sich nach der englischen Niederlassung Bluefields zurück. Von 1800 Landsoldaten waren nicht mehr als 384, von den 200 Seetruppen des Hinchinbrook nicht mehr als 10 am Leben geblieben.

Nelson war glücklich genug gewesen, dieser kläglichen Katastrophe zu entrinnen, ehe es für ihn zu spät war. Auch er war bereits ernstlich an der Ruhr erkrankt, als mehrere Tage vor der Uebergabe von San-Juan die Schaluppe Victor, welche Verstärkungen von Jamaica herbeiführte, die Nachricht brachte, er sei zum Commandanten der Fregatte Janus ernannt und solle sofort deren Befehl übernehmen. Nelson schiffte sich demnach in dem Victor nach Port-Royal ein; doch seine Krankheit hatte inzwischen so bedenkliche Fortschritte gemacht und zog sich in so gefahrvolle Länge, daß er im August 1780 um Urlaub bitten und als letztes Rettungsmittel die Heimkehr nach Europa versuchen mußte. Mit noch tiefer erschütterter Gesundheit als vier Jahre früher kam er in England an. Fast völlig gelähmt, begab er sich in die Bäder von Bath, und erst nach drei Monaten erlangte er wieder den Gebrauch seiner Glieder.

Unterdessen hatte der Krieg an Ausdehnung gewonnen. Katharina II. von Rußland hatte mit Schweden, Dänemark, Preußen,

Digitized by Google

Deutschland, Neapel und Portugal den bewaffneten Neutralitätsbund geschlossen, und seit November 1780 war außer Frankreich und Spanien auch Holland, nachdem es den richtigen Moment zum Anschluß an die bewaffnete Neutralität versäumt hatte, in die Reihe der gegen England in Waffen stehenden Mächte eingetreten. Gibraltar wurde von den Spaniern belagert; in Westindien kämpften die Admirale Rodney und Hood gegen Holländer und Franzosen; in der Nordsee stand die blutige Seeschlacht an der Doggersbank bevor. Es war um so mehr ein kritischer Zeitpunkt für England, als auch der Krieg gegen die aufständischen Amerikaner noch immer unentschieden fortdauerte. Nelson hatte unmittelbar nach seiner Genesung bei der Admiralität um ein neues Commando nachgesucht; dann war er nach Burnham-Thorpe gegangen, um nach so langer Abwesenheit seinen Vater und andere Verwandte und Freunde in Norfolk wiederzusehen. Aber erst mehrere Wochen nach der Schlacht an der Doggersbank (August 1781) erreichte ihn die Nachricht seiner Ernennung zum Befehlshaber der Fregatte Albemarle. Dies Schiff war ein den Franzosen abgenommener Kauffahrer und ein schlechter Segler, wenn es nicht unmittelbar vor dem Winde ging, weshalb Nelson gelegentlich die humoristische Bemerkung machte: die Franzosen hätten das Schiff gelehrt, wegzulaufen. Damals lag es bei Woolwich in der Themse, wo es seine kriegerische Ausrüstung empfangen sollte. Die Unruhe und Mühe dieser Vorbereitungen machten den kaum genesenen Nelson von neuem krank. Auch war es keine angenehme Ueberraschung, als zu Ende October seine Fregatte mit noch zwei andern Kriegsschiffen nach Elsinore beordert wurde, um die dort versammelte Flotte englischer Ostseefahrer in die Heimat zu geleiten. Wie bitter dieser Auftrag den noch an den Folgen des westindischen Klimas Leidenden kränkte, erkennt man aus einigen autobiographischen Aufzeichnungen, in denen er mehr als sechzehn Jahre später über diese Fahrt bemerkte: es sei ihm fast erschienen, als habe man seine Constitution auf die Probe stellen wollen, indem man ihn den ganzen Winter hindurch in der Nordsee gehalten habe. Indeß er wußte, daß nur der rauhe

Digitized by Google

Pfad der Pflicht zum Ruhme führt, und die siegende Kraft dieser Erkenntniß ließ ihn auch die rauhen Winterstürme des nordischen Meeres überstehen.

Am 4. November kam er in Elsinore an. Wegen der bewaffneten Neutralität bestand damals zwischen England und Dänemark eine gereizte Stimmung; und Nelson's Stolz empörte sich, als der dänische Admiral einen Midshipman an Bord des Albemarle schickte, um Erkundigungen einzuziehen hinsichtlich der Zahl und Stärke der angekommenen Schiffe. „Der Albemarle", erklärte er dem dänischen Boten, „ist eins der Schiffe Sr. britannischen Majestät. Es steht Ihnen frei, seine Kanonen zu zählen, wenn Sie an der Seite entlang fahren, und Sie können Ihrem Admiral versichern, daß dieselben nöthigenfalls alle gut bedient werden sollen." Es dauerte bis zum 8. December, ehe die Kauffahrer, deren Zahl auf 260 Schiffe anwuchs, bereit waren zur Abfahrt: eine lange Zwischenzeit, in deren Verlauf Nelson vermuthlich viel von der Localkenntniß gewann, welche ihm zwanzig Jahre später, als er in diesen Gewässern eine seiner großen Schlachten focht, von wesentlichem Nutzen war. Der Transport der Kauffahrer ging ohne Unfall von statten. Am 3. Januar 1782 warf der Albemarle in der Rhede der Downs Anker. Während das Schiff hier auf weitere Befehle wartete, brach ein heftiger Sturm aus. Nelson befand sich eben am Lande und bemerkte, wie sämmtliche in den Downs befindliche Schiffe durch den Sturm gegeneinander getrieben wurden. Der Brilliant, ein Schiff mit Kriegsvorräthen, trieb quer heran gegen den Albemarle, und das Stranden dieses Schiffes an den Goodwin-Sands schien zu befürchten. In der höchsten Aufregung eilte Nelson ans Ufer; doch auch die an jene gefahrvolle Küste gewöhnten Bootsleute von Deal weigerten sich, in See zu stoßen. Erst das Versprechen eines ansehnlichen Lohnes bestimmte einige der kühnsten zu dem gewagten Unternehmen. Der Sturm hatte seinen Höhepunkt erreicht; den am Ufer Stehenden schien das Erreichen des Schiffes unmöglich. Nelson jedoch gelangte glücklich an Bord, und das Scheitern des Albemarle wurde verhütet, obgleich schon

Digitized by Google

Bugspriet und Vormast verloren gingen. Zur Ausbesserung des erlittenen Schadens segelte die Fregatte nach Portsmouth. Von dort wurde Nelson im April 1782 nach Cork beordert, um mit seinem und mehrern andern Kriegsschiffen einen Transport nach Quebec zu geleiten. Abermals ein Auftrag, bei dem wenig Ehre zu gewinnen war. Auch wurde ihm von seinen Freunden gerathen, um Versetzung in ein anderes Schiff nachzusuchen, da der Albemarle in Canada überwintern sollte: bei Nelson's noch immer leidender Gesundheit keine angenehme Aussicht. Indeß er zog es vor, dem erhaltenen Befehl ohne Murren zu gehorchen.

Zu Anfang Juli kam die Transportflotte im Saint-Lawrence an. Dort erwarteten sie große Nachrichten; denn noch vor ihrer Abfahrt von Irland waren in Westindien unter dem Oberbefehl Admiral Rodney's die glänzendsten Erfolge errungen worden, deren England sich während des amerikanischen Krieges rühmen durfte. Nachdem Rodney durch seine frühern Operationen die Macht der Holländer in Westindien so gut wie vernichtet, hatte er 12. April 1782 zwischen Dominica und Guadeloupe einen entscheidenden Schlag gegen die zur Eroberung Jamaicas entsandte französische Flotte unter De Grasse geführt und durch die rasche meisterhafte Benutzung seines Sieges jede von dieser Seite drohende Gefahr abgewendet. Grasse selbst ward auf seinem Admiralschiff gefangen; fünf französische Linienschiffe hatten am Schlachttage, zwei Linienschiffe und zwei Fregatten bei der Verfolgung durch Admiral Hood die Flagge gestrichen. Solchen Thaten gegenüber war Nelson vorläufig eine bescheidenere Aufgabe zutheil geworden; aber auch Ruhe wurde ihm nicht lange gegönnt. Sein nächster Auftrag unmittelbar nach seiner Ankunft im Saint-Lawrence war, an der Nordostküste von Nordamerika zu kreuzen. Er machte bei dieser Gelegenheit nicht blos mehrere Prisen, sondern hatte eine Begegnung mit feindlichen Schiffen, die ihm Veranlassung bot, sein Geschick im Manövriren kundzuthun. Am 14. August 1782, als er in der Nähe von Boston-Bai kreuzte, sah er bei aufsteigendem Nebel plötzlich vier französische Linienschiffe und eine Fregatte

Digitized by Google

in Schußweite herankommen. Diese Schiffe gaben ihm, wie er in einem Briefe an seinen Freund Kapitän Locker bemerkte, „einen hübschen Tanz" von acht oder neun Stunden; aber er entwischte den Linienschiffen durch die Schnelligkeit seines Segelns, und als er der Fregatte, die ihm beharrlich folgte, den Kampf anbot, lehnte sie denselben ab. Nicht lange nachher machte der Ausbruch des Skorbut an Bord des Albemarle seine Rückkehr nach Quebec nothwendig.

Nachdem Nelson hier einen Monat gerastet, erhielt er am 20. October 1782 den Befehl, eine Flotte von Transportschiffen nach Neuyork zu geleiten. Neuyork befand sich damals noch in den Händen der Engländer, und Oberbefehlshaber der dort stationirten Kriegsschiffe war Admiral Digby, ein Freund von Nelson's inzwischen verstorbenem Onkel Kapitän Suckling. Auch Admiral Hood lag um diese Zeit mit einer Abtheilung von Rodney's siegreicher Flotte bei Sandy-Hook. Er war zugegen, als Nelson nach seiner Ankunft mit dem Transport sich Admiral Digby vorstellte. Dieser wünschte Nelson Glück, daß er an eine Station gekommen, wo so viele Gelegenheit sei, gute Prisen zu machen. „Ja", erwiderte Nelson, „aber Westindien ist die Station, wo man Ruhm erwerben kann." Admiral Hood rüstete eben zur Rückfahrt nach Westindien und fügte bald nach jener Zusammenkunft auf das dringende Verlangen des jungen Offiziers, dessen treffliche Eigenschaften er erkannte, die Fregatte Albemarle seinem Geschwader bei. Aus diesem Zeitpunkt hat eine Skizze von Nelson's persönlicher Erscheinung sich erhalten, die unmittelbar nach der Natur aufgenommen zu sein scheint und aus diesem Grunde von Werth ist. Sie stammt von einem der Söhne Georg's III., Prinzen William Henry, spätern Herzog von Clarence und König Wilhelm IV., der damals auf dem Barfleur, Hood's Admiralschiff, als Midshipman diente. Es sei nur daran erinnert, daß Nelson kurz vorher sein vierundzwanzigstes Jahr vollendet hatte. Die Gelegenheit zur Aufnahme der Skizze bot sein Besuch auf dem Barfleur, wohin er sich begab, um Admiral Hood seine Wünsche in Bezug auf Westindien auszusprechen. „Ich hatte", so erzählt Prinz Wil-

Digitized by Google

helm, „die Wache auf dem Verdeck, als Kapitän Nelson vom Albemarle in seinem Boot heranfuhr. Er schien mir der knabenhafteste Kapitän, den ich je gesehen, und sein Anzug war bemerkenswerth. Er war in voller Uniform; sein schlichtes ungepudertes Haar war in einen steifen Militärzopf von außerordentlicher Länge zusammengebunden; die altmodischen Schöße seiner Weste vermehrten die allgemeine Sonderbarkeit seines Aussehens und brachten eine Erscheinung hervor, die meine besondere Aufmerksamkeit erregte; denn ich hatte nie vorher etwas Aehnliches gesehen, und hatte keine Ahnung, wer er sei und was er wollte. Meine Zweifel wurden bald beseitigt, als Lord Hood mich ihm vorstellte. Es war etwas unwiderstehlich Anziehendes in seinem Wesen und seiner Unterhaltung, und wenn von Berufsgegenständen die Rede war, sprach er mit einer Begeisterung, welche zeigte, daß er kein gewöhnlicher Mensch sei." Admiral Hood bemerkte zugleich dem Prinzen: falls er Fragen über Seetaktik zu stellen wünsche, so könne der Kapitän des Albemarle ihm so viel Auskunft geben wie irgendein Offizier der Flotte. „Während des ganzen amerikanischen Krieges", fährt der Prinz fort, „war es Nelson's höchster Ehrgeiz, ein Linienschiff zu befehligen; an Prisengeld war ihm nichts gelegen. Die Ehre des königlichen Dienstes und der Ruhm der britischen Flotte lagen ihm vor allem am Herzen, und dieser Gedanke entflammte seine Seele ebenso sehr, als er einfacher Kapitän des Albemarle war, wie später, als so viel wohlverdiente Auszeichnung ihn schmückte."

Lord Hood's Flotte segelte 22. November 1782 nach Westindien ab. Ihr folgte von Boston die französische Flotte unter Vaudreuil. Aber wenn Nelson noch auf Ruhmesthaten unter seinem neuen Führer hoffte, so sollte er bald genug enttäuscht werden. Das Ende des langen Krieges stand bevor. Während Lord Hood sich auf dem Wege nach Westindien befand, ward in Europa der Präliminarfriede mit Amerika abgeschlossen, und schon im Januar 1783 folgte der Präliminarfriede mit Frankreich und Spanien. Nichts von Bedeutung war inzwischen in den westindischen Gewässern geschehen. Nelson kreuzte mit

Digitized by Google

dem Albemarle an der südamerikanischen Küste, als die Friedensnachrichten eintrafen. Ein großer Theil der Flotte, darunter der Albemarle, wurde infolge davon nach England zurückberufen, und am 25. Juni 1783 ging auch Nelson auf der Rhede von Spithead vor Anker. Einige Wochen später wurde sein Schiff in Portsmouth abgelohnt. Die ganze Mannschaft erklärte sich bereit, ihm zu folgen, falls er den Befehl über ein anderes Schiff annehmen sollte. Allein so lebhaft dieser Beweis der Zuneigung ihn erfreute, so fest entschlossen war er aus verschiedenen Gründen, vorläufig dem activen Dienst zu entsagen. Nachdem er sich noch in London um Auszahlung des rückständigen Lohns an seine Mannschaft bemüht und durch Lord Hood bei Hofe vorgestellt worden war, begab er sich in seine Heimat nach Norfolk. Was er damals einem Freunde über seine Lage und Stimmung schrieb, schließt den Bericht über diese Periode seiner Laufbahn charakteristisch ab. „Ich hoffe", bemerkte er in seinem Briefe, „daß wahre Ehre für mich einen weit höhern Werth besitzt als Reichthümer. Ich war bis zu Ende des Krieges im Dienst, ohne ein Vermögen erworben zu haben; aber nach der Art, wie man mir begegnet, bin ich überzeugt, daß mein Charakter ohne Flecken geblieben ist."

Ein Rückblick auf Nelson's Leben von diesem Zeitpunkte aus kann kaum einen andern als einen lebhaften, vielversprechenden Eindruck zu seinen Gunsten hervorbringen. Was er bis dahin gethan und gelitten hatte, mochte nicht wesentlich von den Erfahrungen mancher andern Flottenkapitäne verschieden sein; dennoch vermag man sich des Gefühls nicht zu erwehren, daß er Keime der Größe in sich trug, die nur der fördernden Wirkung günstiger äußerer Einflüsse bedurften, um sich zu reicher Blüte zu entfalten. Er hatte von der Ruderstange auf gedient und durch hervorragende Tüchtigkeit in ungewöhnlich frühem Alter eine Rangstufe erstiegen, welche ihm die Bahn der Auszeichnung in seinem Berufe eröffnete. Er erstrebte diese Auszeichnung vor allen andern persönlichen Erfolgen. Pflicht und Ehre waren die Leitsterne seines Geistes, und ein hohes Ziel im Auge, hatte er trotz seines von Haus aus schwächlichen Körpers alle Ge-

Digitized by Google

fahren und Mühseligkeiten eines harten Dienstes mit ungebrochener Kraft überwunden. Ohne Murren ertrug er es auch, daß der Krieg, der so manchen bereichert hatte, ihn ebenso arm ließ, wie er vorher gewesen. Ein fünfundzwanzigjähriger Flottenkapitän von solcher Erfahrung und Sinnesweise konnte es in einer den gewaltigen Kriegen der Revolutionszeit entgegenreifenden Epoche noch weit bringen.

Theils um billig zu leben, theils um Französisch zu lernen, ging Nelson, nachdem er seine Verwandten in Norfolk besucht, im Herbst 1783 nach Frankreich. Seine Reiseabenteuer beschrieb er in humoristischen Briefen an seine Freunde. Nach einigem Umherschweifen ließ er sich in Saint-Omer nieder. Dort fand er Gelegenheit zu einer genauern Bekanntschaft mit der fremden Sprache, verliebte sich aber auch in eine der Töchter des in Saint-Omer angesiedelten englischen Geistlichen und wurde, als er der verehrten Schönen Hand und Herz anbot, zurückgewiesen. Diese unerfreuliche Erfahrung verleidete ihm den Aufenthalt auf dem festen Lande. Er verlangte von neuem nach dem bewegten Seeleben, verließ im März 1784 Frankreich, ging nach London, stellte sich dem Marineminister Lord Howe vor und übernahm auf dessen Anerbieten den Befehl über die Fregatte Boreas. Der Boreas war nach den Inseln über dem Winde im westindischen Archipel bestimmt und sollte dem Admiral Hughes, der zum Oberbefehlshaber jener Flottenstation ernannt war, zur Ueberfahrt dienen. Am 19. Mai segelte man von der Rhede bei Spithead ab. Die Reise war angenehm. Es befand sich eine beträchtliche Zahl von Seecadetten an Bord, denen Nelson seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Ueberhaupt that der Umstand, daß er sich auf einer friedlichen Fahrt befand, seinem Diensteifer in keiner Weise Abbruch. Wenn er kein Hehl daraus machte, daß der Krieg sein Element sei, so erklärte er andererseits häufig: der Kapitän eines Kriegsschiffs finde, wenn er seiner Pflicht genügen wolle, hinreichende Gelegenheit, seinen Geist zu beschäftigen und seinem Vaterlande zu dienen

Digitized by Google

auf welcher Station es sei, im Frieden wie im Kriege. Daß es ihm mit dieser Ansicht Ernst war, sollten seine nächsten Dienstjahre im Frieden in bemerkenswerther Weise bewahrheiten. Schon was von seiner Ueberfahrt nach Westindien erzählt wird, zeigt diese Seite seiner Thätigkeit in erfreulichem Lichte. Oft war er bei den Uebungen der Seecadetten zugegen. Wenn er bemerkte, daß einer oder der andere bei den ersten Kletterversuchen auf Masten und Raaen Furcht zeigte, sagte er wol: „Nun, mein Herr, ich werde einen Wettlauf nach dem Mastkorbe mit Ihnen machen und erwarte, Sie dort zu finden.“ Und trafen dann beide an dem verabredeten Rendezvous zusammen, so prägte er mit einigen anfeuernden Worten die Lehre ein, wie thöricht es sei, das Heraufklettern für schwer oder gefährlich zu halten. Jeden Tag erschien er in dem Schulzimmer, um zu sehen, ob die nautischen Studien gehörig betrieben würden; mittags war er immer zuerst mit seinem Quadranten zu astronomischen Beobachtungen auf dem Verdeck. Auch zu Lande bewährte er sein Interesse für die seiner Obhut anvertrauten Zöglinge. Als er nach seiner Ankunft in Barbadoes bei dem Gouverneur der Insel speiste, brachte er einen der Cadetten mit und stellte ihn dem Gouverneur mit den Worten vor: „Ew. Excellenz müssen entschuldigen, daß ich einen meiner Cadetten mitbringe. Ich mache es mir zur Regel, sie so viel als möglich in gute Gesellschaft zu führen, da sie so wenig Gelegenheit haben, die Vorzüge einer solchen zu genießen, wenn sie zur See sind.“ Diese Thatsachen erklären hinreichend die allgemeine Popularität, deren der junge Kapitän des Boreas sich bei seiner Mannschaft erfreute.

Aber Nelson verstand es nicht blos, an Bord seines Schiffes Diensteifer mit guter Laune zu verbinden; es erfüllte ihn auch ein starkes Bewußtsein von der Würde seiner öffentlichen Stellung und der Pflicht, die er über die gewöhnlichen Erfordernisse der Routine hinaus als Seeoffizier seinem Vaterlande schulde. In dieser Beziehung war sein mehrjähriger Aufenthalt bei den Inseln unter dem Winde ebenso denkwürdig als charakteristisch. Von Barbadoes, wo er zu Ende Juni 1784 gelandet war, fuhr er mit dem Boreas zunächst nach Antigua, um während der

Digitized by Google

Orkanmonate dort vor Anker zu liegen. Bei seiner Ankunft in English-Harbour sah er zu seinem Erstaunen an dem Mast des dort stationirten Kriegsschiffes Latona die breite Flagge wehen. Da der Admiral in Barbadoes war und Nelson ihm auf der Station der Inseln unter dem Winde in Seniorität am nächsten stand, war ein solcher Gebrauch der breiten Flagge gegen die Regeln des Dienstes. Auf seine Nachfrage bei dem Kapitän der Latona erfuhr er zu seiner nicht geringen Ueberraschung: die breite Flagge sei die Flagge des Civilcommissars von Antigua, und dieser sei zum Gebrauch derselben ermächtigt durch einen Befehl des Admirals Hughes, der auch die Kapitäne aller etwa nach Antigua kommenden Schiffe der Botmäßigkeit des Civilcommissars unterordne. Nelson, mit den Dienstregeln vertraut, rief aus: „Ich erkenne keine Offiziere über mir an außer den Lords der Admiralität und meinen Senioren auf der Flottenliste", und befahl das sofortige Einziehen der breiten Flagge. Gleich darauf machte er dem Commissar einen Besuch, um diesen zu versichern, daß kein persönlicher Beweggrund zu seinem Verfahren vorhanden sei, daß er lediglich gethan, was er für Pflicht und Recht halte. Die Sache wurde von dem Commissar dem Admiral, von diesem der Admiralität vorgelegt und schließlich zu Nelson's Gunsten entschieden.

Nach dem Ende der Orkanmonate fuhr Nelson mit dem Boreas nach Nevis. Während er dort vor Anker lag, segelte eine französische Fregatte dicht unter dem Winde vorüber. Auf seine Erkundigung hörte er, diese Fregatte komme von Martinique, habe Ingenieuroffiziere an Bord und sei ausgesandt zum Zwecke einer Besichtigung der englischen Inseln in Westindien. Sofort beschloß Nelson, der Ausführung dieses Planes nach Kräften vorzubeugen. Er folgte der Fregatte und ankerte tags darauf dicht neben derselben auf der Rhede der holländischen Insel Sanct-Eustathius. Man salutirte und tauschte die üblichen Höflichkeitsbezeigungen aus. Am folgenden Tage wurden die Offiziere beider Fregatten von dem Gouverneur zum Mittagessen eingeladen, und Nelson benutzte diese Gelegenheit, dem französischen Kapitän zu erklären: da er gehört, es sei seine

Digitized by Google

Absicht, die britischen Besitzungen in Westindien mit einem Besuche zu beehren, so habe er (Nelson) sich beeilt, ihm mit dem Boreas das Geleite zu geben und ihm alle Aufmerksamkeiten zu erweisen, die ein Offizier Sr. allerchristlichsten Majestät mit Recht von den Bewohnern der Inseln erwarten dürfe. Der französische Kapitän protestirte mit gleicher Höflichkeit dagegen, daß Nelson sich diese Mühe mache, zumal da er die Inseln nur umkreuzen, aber auf keiner landen wolle. Nelson bestand mit ebenso großer Zuvorkommenheit auf seinem Vorhaben, folgte der französischen Fregatte, behielt sie trotz aller Versuche, seine Wachsamkeit zu täuschen, im Auge und zwang sie auf diese Art endlich, unverrichteter Sache nach Martinique zurückzukehren.

Eine bedeutendere Handlung folgte auf dieses geschickt durchgeführte Vorspiel. Nelson hatte seit seiner Ankunft in Westindien bemerkt, daß die englische Navigationsacte, unter dem Mitwissen und der Beihülfe nicht blos der Pflanzer, sondern der Behörden selbst, durch die Schiffe der neuentstandenen Vereinigten Staaten von Nordamerika umgangen werde. Die Navigationsacte verordnete, daß Ausländer weder direct noch indirect mit den britischen Inseln in Westindien Handel treiben oder verkehren dürften; nur englischen Schiffen, deren Mannschaft mindestens zu drei Vierteln aus britischen Unterthanen bestehe, wurde diese Befugniß eingeräumt. Im Widerspruch mit diesen Artikeln der Acte nahmen die Nordamerikaner auch nach ihrer Trennung von England die Rechte britischer Unterthanen für sich in Anspruch. Sie beriefen sich dabei auf die vor der Trennung ausgestellten Schiffsregister, die als noch in Kraft bestehend erklärt wurden, und beseitigten gelegentliche Einwände durch die Bestechung nachgiebiger Beamten. Eine weitverbreitete Sympathie in der halbamerikanischen Bevölkerung der Inseln, die vor allem ihren Vortheil im Auge hatte und der englischen Herrschaft wenig gewogen war, kam ihnen dabei zu statten. Die Frage war, ob die Amerikaner infolge der Unabhängigkeitserklärung ihre Privilegien als englische Bürger eingebüßt hätten. Nelson war dieser Ansicht und beschloß, demgemäß im Interesse seiner Nation zu handeln.

Digitized by Google

Im November 1784 versammelte das bei den Inseln über dem Winde stationirte Geschwader sich zur Einholung neuer Befehle in Barbadoes. Der Admiral Sir Richard Hughes erwähnte nichts als die gewöhnlichen Geschäfte: Untersuchung von Ankerplätzen, Nachfragen nach Holz- und Wasservorräthen u. dgl., und erklärte auf die Frage Nelson's, ob nicht auch die Handelsinteressen Englands ins Auge gefaßt und auf die Beobachtung der Navigationsacte gedrungen werden solle, er habe über diesen Punkt keine Instructionen. Nelson legte ihm hierauf die Navigationsacte vor, überzeugte nicht ohne Mühe den nur auf die Routine seines Amtes bedachten Admiral, daß Kriegsschiffe zu andern Zwecken ausgeschickt würden, als „um sich blos sehen zu lassen", und erlangte schließlich die begehrte Erlaubniß zur Durchführung der Acte. Ehe er Barbadoes verließ, machte er auch den Generalgouverneur der Inseln über dem Winde, Sir Thomas Shirley, mit seinen Planen bekannt. Dieser, ein alter General, bemerkte: „alte Generale seien nicht gewohnt, von jungen Herren Rath anzunehmen", worauf Nelson mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart antwortete: „Sir, ich bin so alt wie der Premierminister von England und halte mich für ebenso befähigt, eins von Sr. Majestät Schiffen zu befehligen, wie er es ist, den Staat zu regieren." Dieser Hinweis Nelson's, des jugendlichen Kapitäns, auf Pitt, den jugendlichen Minister, ist interessant. Jedenfalls war Nelson, wie die Folge zeigte, in nicht geringerm Grade als Pitt durchdrungen von patriotischem Pflichtgefühl und ebenso entschlossen, dafür einzustehen, daß seine Ueberzeugung von den Rechten und Pflichten seines Amtes nicht Schiffbruch leide an der Fahrlässigkeit von Gewohnheitsmenschen, denen der Wille oder der Muth zu kühnen Entschlüssen mangelte.

Unmittelbar nach seiner Ankunft auf Saint-Kitts, der ihm zugetheilten Inselstation, verwies er denn auch sämmtliche amerikanische Schiffe aus den Häfen der Insel und machte zugleich bekannt, daß er nach einem gewissen Zeitpunkt die Bestimmungen der Navigationsacte durch Beschlagnahme aller fremden Schiffe in Kraft setzen werde. Dieser Erlaß rief unter den Behörden und den Pflanzern sämmtlicher Inseln unter dem Winde die

Digitized by Google

größte Aufregung hervor. Mit Ausnahme des Präsidenten der kleinen Insel Nevis erklärten alle Stimmen sich gegen die gewaltsame Unterdrückung der herrschenden Gewohnheit, und es dauerte nicht lange, so ertheilte der schwachmüthige Admiral privatim an Nelson den Rath, die begonnenen Maßregeln einzustellen. Nelson war indeß zu nichts weniger geneigt als zu solcher Nachgiebigkeit. Er erinnerte den Admiral noch einmal an die unzweideutigen Bestimmungen der Navigationsacte und ließ es bei seinen frühern Anordnungen bewenden. Wie groß war seine Ueberraschung, als nicht lange nachher eine officielle Botschaft ihn erreichte, der zufolge Admiral Hughes, nachdem er die Sache nochmals überlegt, seine frühere Ansicht geändert hatte! Dieser neuen Entscheidung gemäß sollte den Amerikanern nach wie vor der Zutritt gestattet werden, wenn es dem Gouverneur einer Insel gut dünke. Nelson's Stellung wurde dadurch äußerst schwierig. Es handelte sich für ihn darum, eine Wahl zu treffen zwischen den unmittelbaren Befehlen seiner Vorgesetzten und dem, was er selbst in höherm Sinne als seine Pflicht erkannte. Solche Entscheidungen sollten noch öfter in seinem Leben an ihn herantreten, und mit der Entschlossenheit des Helden setzte er gleich in diesem ersten Falle ohne Bedenken alles aufs Spiel für die Bewahrung der Treue gegen sich selbst. Nach nochmaliger Erklärung der Sachlage weigerte er den zuletzt empfangenen Befehlen des Admirals den Gehorsam. Dieser drohte mit einem Kriegsgericht, fand indeß bei näherer Erkundigung, daß die Kapitäne aller bei den Inseln über dem Winde liegenden Kriegsschiffe derselben Ansicht waren wie Nelson. Unter diesen Umständen blieb kein anderer Ausweg als eine Berufung an die englische Regierung. Während die Antwort auf diese erwartet wurde, verfloß die den amerikanischen Schiffen gestellte Frist. Im Mai 1785 belegte Nelson das erste Schiff mit Beschlag, bald nachher bei der Insel Nevis vier andere. Ein gewaltiger Sturm erhob sich gegen dieses kühne Vorgehen. Die Pflanzer, die Zollbeamten, die ganze Bevölkerung war von Wuth gegen Nelson erfüllt. Beträchtliche Summen wurden unterschrieben, um die Sache der amerikanischen Kapitäne vor den

Digitized by Google

Gerichtshöfen zu führen, Nelson selbst aber unter dem Vorwande, daß er einen der Amerikaner ohne Grund gefangen gehalten und mit Gewaltthätigkeiten bedroht, auf einen Schadenersatz von 40000 Pfd. St. verklagt. Die Thatsachen sprachen jedoch so überzeugend gegen die Einwendungen der amerikanischen Kapitäne, daß diese, obgleich sie ihre Nationalität ableugneten, verurtheilt wurden. Dagegen blieb die Klage auf Schadenersatz gegen Nelson längere Zeit unentschieden. Acht Wochen mußte er sich eine unfreiwillige Gefangenschaft an Bord seines Schiffes gefallen lassen, um der Verhaftung durch die Behörden der Insel zu entgehen. Inzwischen hatte er die Hauptentscheidung der Sache durch Denkschriften an den König und das Ministerium vorbereitet. Die endlich eintreffenden Antworten lauteten vollständig zu seinen Gunsten. Seine Vertheidigung sollte auf Kosten der Regierung geführt werden; General Shirley wurde beordert, ihn auf jede Weise in der Ausübung seiner Pflicht zu unterstützen. Spätere Depeschen sprachen dem Admiral den Dank der Regierung aus für den Eifer, den er im Interesse des englischen Handels bewiesen habe. Dieser Ausgang konnte für Nelson nicht anders als höchst befriedigend sein. Man möchte ihn den ersten seiner Siege nennen; jedenfalls war es der erste bedeutende Dienst, den er seinem Vaterlande leistete. Freilich fehlte es auch nicht an dem herben Tropfen im Kelch der Freude. Admiral Hughes selbst war zwar gutmüthig genug, Nelson für seine Bemühungen zu danken und zu gestehen, daß seine Ansicht der Sache die richtige gewesen; daß aber dem thatschlaffen Admiral Dank gezollt wurde für den bewiesenen Eifer, mußte von Nelson als bittere Ironie empfunden werden. „Hätte man", schrieb er damals einem Freunde, „in England gewußt, was ich Ihnen mitgetheilt, so glaube ich kaum, daß man sich an jener Stelle bedankt und mich übersehen hätte. Es kränkt mich tief, nachdem ich meine Gesundheit im Dienste eingebüßt und meinen Posten aufs Spiel gesetzt habe, daß man einem andern dankt für das, was ich gethan habe und zwar gegen seinen Befehl. Ich verdiente entweder Entlassung aus dem Dienst, oder wenigstens eine kleine Anerkennung meines Verfahrens. Man

Digitized by Google

hat dasselbe der Berücksichtigung werth erachtet und mich übersehen. Aber ich habe meine Pflicht erfüllt und habe mir nichts vorzuwerfen."

Das lohnende Bewußtsein der Pflichterfüllung war eine Macht in Nelson's Leben, die ihm manche Enttäuschungen überwinden half. In dem vorliegenden Falle wirkte dieses heroische Beruhigungsmittel mit um so größerer Kraft, als sein entschlossenes Auftreten nicht blos vorübergehende, sondern dauernde Folgen nach sich zog. Die englische Regierung setzte nämlich wesentlich auf Anlaß der von Nelson ergriffenen Initiative in der Session von 1786 die „Register-Act" durch, ein Gesetz, welches die Bestimmungen der Navigationsacte von neuem bestätigte, sie den veränderten Verhältnissen anpaßte und dadurch alle Vorwände zu dem gesetzwidrigen Handel der Amerikaner in Westindien mit einem Schlage beseitigte. Und noch andere Einflüsse linderten die dem Ehrgeize des jungen Helden geschlagenen Wunden. Mitten in dem Sturme, welchen seine Kriegserklärung gegen die Amerikaner auf den Inseln über dem Winde hervorrief, empfand sein Herz von neuem die Macht der Liebe. Bei dem Präsidenten der Insel Nevis, Mr. Herbert, dem einzigen colonialen Würdenträger, der von vornherein Nelson's Partei ergriff, lernte er dessen Nichte, die junge Witwe Dr. Nisbet's, eines Arztes, kennen. Während seines frühern Besuches auf Nevis war Mrs. Nisbet auf Saint-Kitts gewesen, hatte aber dort von einer Freundin einen Brief empfangen, der noch jetzt von Interesse ist. „Wir haben", schrieb die Freundin, „endlich den kleinen Kapitän des Boreas gesehen, von dem man so viel gesprochen hat. Er kam gerade vor dem Mittagessen zu uns, sehr erhitzt, und war äußerst schweigsam, schien indeß, nach dem alten Sprichwort, um so mehr zu denken. Er weigerte sich, Wein zu trinken; als aber nach dem Essen der Präsident wie gewöhnlich die drei Toaste: «der König», «die Königin und die königliche Familie» und «Lord Hood», ausbrachte, füllte dieser seltsame Mann regelmäßig sein Glas und bemerkte: das seien Toaste, die er immer mit vollen Gläsern trinke. Dann, nachdem er getrunken, schob er die Flasche weiter

Digitized by Google

und versank in sein früheres Schweigen. Keiner von uns konnte während dieses Besuchs über seinen wirklichen Charakter klar werden. Es war so viel Zurückhaltung und Ernst in seinem Benehmen und daneben gelegentliche, wenngleich sehr vorübergehende Blitze eines bedeutenden Geistes. Da ich neben ihm saß, bemühte ich mich, sein Interesse zu erwecken, indem ich ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten erwies; aber ich entpreßte ihm wenig mehr als Ja und Nein. Wärest Du hier gewesen, Fanny, Du würdest vielleicht mehr bei ihm ausgerichtet haben; denn Du bist mehr an den Umgang mit solchen sonderbaren Menschen gewöhnt." In der That, nicht lange nach ihrer Rückkehr von Saint-Kitts hatte Fanny Nisbet das Herz des schweigsamen Kapitäns gewonnen. Ihr Onkel fand eines Tages „den großen kleinen Mann, vor dem alle Welt sich so fürchtet", mit Mrs. Nisbet's kleinem Sohn im Eßzimmer spielen, und bald darauf war Nelson mit der jungen Witwe verlobt. Die Vermählung fand erst anderthalb Jahre später statt; doch Nelson's Briefe an seine Verlobte lassen erkennen, wie die ganze Zwischenzeit für ihn von dem warmen Schimmer der Liebe erhellt war. Der Ton männlicher Offenheit und Aufrichtigkeit, der leidenschaftliche romantische Schwung der Gefühle, der seine ganze Laufbahn durchklingt, beseelt auch diese Liebesbriefe. „Von Dir getrennt", schreibt er an seine Verlobte, „was für Freude kann ich empfinden? Keine, das glaube mir. Jeder Tag, jede Stunde, all mein Thun überzeugen mich davon. Mit einem von reinster Liebe erfüllten Herzen schreibe ich dies; wäre es anders, so kennst Du mich gut genug, um zu wissen, daß ich es Dir selbst jetzt noch gestehen würde. Ich danke Gott täglich, der es fügte, daß ich Dich lieben sollte." — „Hätte ich", schreibt er in einem andern Briefe, „keine amerikanischen Schiffe nehmen müssen, so würde ich jetzt bei Dir sein; aber ich würde meine Pflicht versäumt haben, und ich glaube, Du achtest mich zu hoch, um das wünschen zu können. Die Pflicht ist das große Geschäft eines Seeoffiziers; alle Privatrücksichten müssen ihr weichen, so schmerzlich es auch sein mag. Ich hoffe, daß die Zeit mir nichts von der guten Meinung derjenigen geraubt hat, die glücklich zu

Digitized by Google

machen die Aufgabe meines künftigen Lebens sein soll." — „Briefe an Dich zu schreiben", schrieb er im August 1786 von Antigua, „ist für mich die größte Freude nächst der, Briefe von Dir zu empfangen. Was ich empfinde, wenn ich lese, was, wie ich überzeugt bin, der reine Ausdruck Deiner Gefühle ist, kann meine arme Feder nicht beschreiben; auch würde ich nicht viel um eine Feder oder einen Kopf geben, die Gefühle dieser Art beschreiben könnten; könnten sie es, so würden sie mir weniger werth sein. Mein Herz verlangt nach Dir, es ist bei Dir; mein Geist verweilt bei nichts anderm als bei Dir. Fern von Dir, fühle ich keine Freude; Du, liebste Fanny, Du bist mir alles. Ohne Dich liegt mir nichts an dieser Welt, denn ich habe in jüngster Zeit nichts darin gefunden als Verdruß und Mühsal.... Da Du anfängst, etwas von Seeleuten zu wissen, hast Du vielleicht sagen hören, daß Salzwasser und Trennung die Liebe hinwegspülen. Nun, ich bin ein solcher Ketzer, nicht daran zu glauben. Denn sieh, jeden Morgen seit meiner Ankunft habe ich mir bei Tagesanbruch sechs Eimer Salzwasser über den Kopf gießen lassen, und statt zu finden, was die Seeleute für wahr erklären, spüre ich gerade die entgegengesetzte Wirkung, und wenn es so gegen die Vorschrift weiter geht, wirst Du mich wol vor der festgesetzten Zeit wiedersehen. Zuerst ertrug ich die Trennung leidlich; jetzt ist sie mir fast unerträglich, und allmählich wird sie es ganz sein. Aber Geduld ist eine Tugend, und ich muß sie bei dieser Gelegenheit üben, so schwer es mir auch wird. Ich bin allein im Hause des commandirenden Offiziers, während mein Schiff ausgerüstet wird, und vom Sonnenaufgang bis zum Schlafengehen habe ich keine menschliche Seele, mit der ich reden kann; da wirst Du mich wol etwas bedauern. Du weißt, ich pflegte nicht besonders gern allein zu sitzen. Sowie der alte Boreas in meiner Kajüte bewohnbar ist, werde ich an Bord eilen, um den Mosquitos und der Melancholie zu entrinnen."

Einen Monat ehe Nelson diesen Brief schrieb, war infolge der Abberufung des Admirals Hughes der Befehl über die bei den Inseln über dem Winde liegende Flotille an ihn über-

Digitized by Google

gegangen. In dieser Stellung fand er Gelegenheit, seinem Vaterlande einen neuen wichtigen Dienst zu leisten, den sein energieloser Vorgänger versäumt hatte. Es war ein Theil seiner Amtspflicht, die Verwaltung der Schiffswerften und Flottenausgaben zu beaufsichtigen, und sein scharfes Auge entdeckte bald ein weitverbreitetes System der Veruntreuung, das er, der kein anderes Interesse kannte als das öffentliche Wohl, ebenso entschlossen war, mit der Wurzel auszurotten wie den gesetzwidrigen Handel der Amerikaner. Freilich stieß er hier wieder in ein Wespennest. Die Ränke der bedrohten Privatinteressen, der störrige Widerstand der amtlichen Routine traten ihm feindlich entgegen. Aber sein Muth schreckte vor keinem Kampfe, keinem Wagniß zurück, wenn es durchzuführen galt, was er als Pflicht erkannt hatte. Von dem Oberaufseher der Flotte abgewiesen, wendete er sich an den ersten Lord der Admiralität, den Herzog von Richmond, und obgleich lange Zeit verfloß, ehe seine Beschwerden in der Heimat Berücksichtigung fanden, hatte er doch die innere Genugthuung, zu wissen, daß die nothwendigsten Schritte zu diesem Zwecke geschehen waren, ehe er Westindien verließ. Eine andere Pflicht legte ihm während der letzten Monate seines Aufenthalts in den westindischen Gewässern die Ankunft seines alten Freundes des Prinzen Wilhelm auf. Dieser war inzwischen Kapitän geworden und traf im November 1786 mit seinem Schiffe, dem Pegasus, bei den Inseln über dem Winde ein, um sich mit dieser Provinz des großen englischen Colonialreichs genauer bekannt zu machen. In Begleitung Nelson's stattete er nun den verschiedenen Inseln Besuche ab, was bis in den Frühling des Jahres 1787 hinein fortdauerte. Der Prinz erklärte später, jener Verkehr mit Nelson sei von entscheidendem Einfluß gewesen auf seine Bildung als Seeoffizier. Nelson seinerseits ließ den Talenten des Prinzen alle Gerechtigkeit widerfahren; nichts störte das gegenseitige freundliche Einvernehmen. Dennoch war die Aufgabe eines Prinzenführers nicht nach Nelson's Geschmack. „Warum", schrieb er am 1. Januar 1787 an seine Braut, „muß ich Prinzen aufwarten? Laß mich Dir aufwarten und

Digitized by Google

ich bin zufrieden. Einige Menschen werden dazu geboren, im Gefolge hoher Personen zu leben. Mir scheint, daß das nicht mein besonderer Beruf ist." Am erfreulichsten war während dieser Rundreise Nelson's Besuch auf der Insel Nevis; denn dort feierte er am 11. März 1787 in Gegenwart des Prinzen, der das Amt des Brautführers übernahm, seine Hochzeit mit Mrs. Nisbet. Seine ganze Stimmung um jene Zeit spiegelt sich in einem Briefe, den er bald nach seiner Hochzeit an seinen Freund Locker in England richtete. „Seit November des vorigen Jahres", schrieb er, „hat die Begleitung des Prinzen auf seiner Tour über die Inseln meine Zeit vollständig in Anspruch genommen. Mit Ausnahme von Granada ist diese Insel jedoch die letzte; dann werde ich mich nach English-Harbour begeben und den Boreas zur Fahrt nach England ausrüsten. Glücklich werde ich sein, wenn dieser Augenblick kommt. Niemand hat mehr Krankheit und Mühsale auf einer Station erlebt, als ich hier durchgemacht habe. Aber ich muß auch auf die andere Seite ein Gegengewicht legen: ich bin verheirathet mit einer liebenswürdigen Frau, das ist ein hinreichender Ersatz für alles. In Wahrheit, ehe ich sie heirathete, wußte ich nie, was Glück sei, und ich bin moralisch gewiß, daß sie mich für den Rest meiner Tage zu einem glücklichen Menschen machen wird. Der Prinz geht im Juni fort; bis dahin, hoffe ich, werden Befehle zu meiner Heimkehr eintreffen, oder es wird ein anderer zu diesem Commando ernannt werden. Ich wundere mich nur, daß ein unabhängiger Mann es überhaupt annimmt, denn es ist keine Freude dabei zu ernten."

Die erwarteten Befehle kamen, und im Juni 1787 schiffte sich Nelson mit seiner Frau und seinem Stiefsohne auf dem Boreas nach England ein. Bemerkenswerth ist, daß er während seines dreijährigen Aufenthalts in Westindien öfter so leidend gewesen war, daß die Aerzte, die ihn für schwindsüchtig hielten, an seiner Rettung verzweifelten, während der Gesundheitszustand seiner Mannschaft ein vortrefflicher blieb und kein einziger Mann auf seinem Schiffe starb. Diese Thatsachen vollenden das Bild seiner Dienstjahre im Frieden. Keine per-

Digitized by Google

sönlichen Rücksichten hinderten ihn, das Ziel der Pflicht so hoch zu stecken als möglich; während er aber die höchsten Anforderungen an sich selbst stellte, war er zugleich unausgesetzt bedacht auf das Wohl seiner Untergebenen. Sein Schiff ließ er nie lange an einer Insel vor Anker liegen. Der Boreas war immer unterwegs, und wenn andere Schiffe sich in seinem Gefolge befanden, wurde die Mannschaft durch häufige Manöver in Bewegung erhalten. In den Orkanmonaten, solange der Schutz eines Hafens aufgesucht werden mußte, beförderten gymnastische Spiele, Musik, Tanz und Theater die Gesundheit und Heiterkeit der Mannschaft. So genoß er denn die seltene Befriedigung, nach Verlauf dreier Jahre aus einem gefahrvollen Klima ohne jeden Verlust die Rückfahrt in die Heimat anzutreten.

Leider war Nelson's Empfang in England nicht so, wie er wol hätte erwarten dürfen. Sein Diensteifer in Westindien hatte ihm einflußreiche Personen zu Feinden gemacht, und allem Anschein nach war es diesen gelungen, bei der Admiralität ungünstige Vorurtheile gegen ihn zu erwecken, Vorurtheile, deren Nachwirkung er jahrelang empfinden sollte. Kaum war der Boreas zu Anfang Juli 1787 in Portsmouth eingetroffen, als derselbe Befehl erhielt, an der Mündung der Themse, bei dem Nore, vor Anker zu gehen, um dort als Bagageschiff zu dienen. Ein solcher Auftrag statt irgendwelcher Anerkennung für geleistete Dienste hatte für einen Offizier von Nelson's Rang und Charakter etwas ungemein Kränkendes. Er empfand die ihm zugefügte rücksichtslose Behandlung tief. Seine Gesundheit krankte noch an den Folgen eines rastlos angestrengten Lebens in dem tropischen Klima; der nordische Sommer verschlimmerte seine Leiden: und da lag er nun am Nore in einer Art von unrühmlicher Verbannung! Ein unüberwindlicher Unmuth ergriff ihn. Er zog sich von aller Gesellschaft zurück, verließ das Schiff nur selten und erfüllte mit ingrimmigem Ernst die widerwärtigen Pflichten seines Amtes. Nach fünf Monaten endlich, im November 1787, erreichte ihn die Nachricht von der bevorstehenden Ablohnung des

Digitized by Google

Boreas. Er drückte dem Commandanten der Flottenstation seine Befriedigung darüber aus und bemerkte zugleich, diese Ablohnung werde ihn auf immer von einem undankbaren Dienst befreien, denn es sei sein fester und unabänderlicher Beschluß, nie wieder das Verdeck eines königlichen Schiffes zu betreten; sofort nach seiner Ankunft in London werde er dem ersten Lord der Admiralität aufwarten und seine Entlassung einreichen. So weit kam es allerdings nicht. Auf Veranlassung des commandirenden Offiziers erhielt Nelson noch vor der Ablohnung des Boreas von dem Marineminister Lord Howe ein anerkennendes Schreiben mit der Aufforderung, den Admiral in London zu besuchen. Die Art, wie er dort empfangen wurde, hinderte die Ausführung seines gereizten Entschlusses. Auch der König, dem Lord Howe ihn bald nachher bei einem Lever vorstellte, begegnete ihm mit Aufmerksamkeit. Hierdurch ermuthigt, erneuerte Nelson in Besprechungen mit dem Controleur der Flotte und mit dem großen Pitt selbst die in Westindien begonnenen Angriffe gegen das System der Veruntreuung im Flottendienst, und seine Auseinandersetzungen überzeugten die Minister. Eine umfassende Untersuchung wurde angeordnet. Dieselbe ergab die vollständige Richtigkeit von Nelson's Anklagen, führte bedeutende Ersparnisse für den Staatsschatz herbei und veranlaßte ähnliche Reformen auch in andern Colonien. Aber das amtliche Gedächtniß war kurz. Während der Untersuchung vergaß man in der Admiralität vollständig, wem diese Reformen und Ersparnisse zu danken seien. Weit entfernt, Nelson's selbstverleugnenden Eifer zu lohnen, weigerte man sogar die Vergütung der ihm aus seinen Bemühungen erwachsenen Kosten. Nelson's Stimmung unter diesen Umständen mag man sich denken. Er schrieb mit Bitterkeit an Lord Howe über die ihm widerfahrene Behandlung. Dennoch war er so weit gefaßt, daß er seinen Vorsatz, den Seedienst zu verlassen, ruhen ließ. Hatte er doch das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben.

Die Wintermonate von 1787—88 brachte Nelson zur Stärkung seiner Gesundheit in Bath zu. Im Frühling 1788 besuchte er von dort aus mit seiner Frau Bristol, Exmouth und

Digitized by Google

Plymouth. Es herrschte Friede in Europa. In England war die Rede von einer Expedition gegen die Seeräuberstaaten an der Nordküste von Afrika, die wie gewöhnlich den Handel im Mittelmeer beunruhigten. Mit welchen Gefühlen Nelson in die Zukunft schaute, zeigt ein Brief vom Mai 1788 aus Plymouth, in dem er einem Freunde schrieb: „Du hast alle Mühen und Aengste des Dienstes aufgegeben, während ich noch mit den Wellen kämpfen muß — im Suchen wonach? Ach, das, was man Ruhm nennt, daran wird jetzt nicht mehr gedacht. Meine Rechtschaffenheit kann, hoffe ich, nicht verbessert werden; aber meine Vermögensumstände haben sich, Gott weiß es, durch den Dienst verschlimmert. So viel in Bezug auf meine dem Vaterland geleisteten Dienste. Allein der Teufel, immer bereit, die Tugendhaften zu versuchen (verzeihe mir diese Schmeichelei gegen mich selbst), hat mir den Vorschlag gemacht, falls Schiffe abgesandt werden, die Häfen Sr. Majestät von Marokko zu zerstören, solle ich dabei sein; und ich habe einigen Grund, zu glauben, daß man meine armen Dienste annimmt, falls etwas aus der Sache wird. Die unabänderliche Richtschnur, welche meiner Meinung nach einen Offizier leiten muß und der ich streng gefolgt bin, ist diese: daß es weit besser sei, einem undankbaren Vaterlande zu dienen, als dem eigenen Ruhme zu entsagen. Die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das feste Beharren auf der Bahn der Rechtschaffenheit bringt den Menschen meist endlich auch an das Ziel des Ruhmes."

Aus dem Unternehmen gegen die Barbaresken wurde nichts. Nelson mußte daher auf neue Lebensplane sinnen. Wie nach seiner Rückkehr aus Westindien am Ende des amerikanischen Krieges, richteten seine Blicke sich wieder nach Frankreich. Vorher jedoch wollte er seinen Vater in Burnham-Thorpe wiedersehen, und die rührende Freude, die dringenden Bitten des alten Mannes, der seit vielen Jahren an asthmatischen und paralytischen Beschwerden litt und längst von den Aerzten aufgegeben war, bewogen ihn, die Reise nach Frankreich zu unterlassen und mit Frau und Stiefsohn in dem Pfarrhause in Burnham-Thorpe seinen Aufenthalt zu nehmen. Fern von dem Geräusch der großen

Digitized by Google

Welt, ungenannt und fast vergessen, brachte Nelson hier in ländlicher Zurückgezogenheit mehr als die vier nächsten Jahre seines Lebens (1788—93) zu. Es waren Jahre gewaltiger geschichtlicher Ereignisse, die ersten Jahre der großen Französischen Revolution, deren Wirkungen auch das englische Volk tief erschütterten; aber in Nelson's Leben bezeichneten sie eine nur von wenigen nennenswerthen Vorgängen unterbrochene lange Pause der Ruhe. Aus dem Seeoffizier war ein Landmann geworden, und unter stillen ländlichen Freuden und Arbeiten floß ihm die Zeit dahin. Er bewirthschaftete seines Vaters Garten und Felder, streifte mit Frau und Sohn in der Umgegend umher, verkehrte mit den benachbarten Gutsbesitzern, ging auch gelegentlich auf die Jagd, wennschon sein Erfolg als Jäger mit der Flinte ihm, wie berichtet wird, keine gleichgroße Auszeichnung errang wie sein Geschick als Seemann mit seinen Kanonen. In der That galt er für einen gefährlichen Jagdgenossen; denn er ging meist mit gespanntem Hahn, als gelte es, ein feindliches Schiff zu entern, und schoß ab, ohne anzulegen, sowie er ein Wild auffliegen sah. Es war daher kaum zu verwundern, daß es in seiner Familie zu den bemerkenswerthesten Ereignissen seines Lebens gezählt wurde, als er einmal ein Rebhuhn erbeutete. Daneben war er mit Lektüre, Seestudien, Kartenzeichnen und Briefwechsel beschäftigt. An der Erziehung seines Stiefsohnes nahm er um so lebhaftern Antheil, als die Freude eigener Nachkommenschaft ihm versagt blieb. Indeß, so still und gleichmäßig sein Leben in Burnham-Thorpe nach außen verfloß, seine Sehnsucht stand nach dem Meere, und wiederholt bewarb er sich bei der Admiralität um ein neues Commando. Allein seine Bemühungen waren vergeblich. Trotz des Revolutionslärms, der die Welt erfüllte, und der Kriegsgewitter, welche ringsum gefahrdrohend an dem europäischen Horizont emporstiegen, blieb vorläufig der Friede ungestört, der Friedensstand der englischen Flotte unverändert. Ein zu Ende des Jahres 1790 in Bezug auf den Nutkasund ausbrechender Streit mit Spanien, der Seerüstungen in England veranlaßte und auch Nelson zu neuen Erklärungen seiner Dienstbereitschaft bewog, wurde friedlich bei-

Digitized by Google

gelegt. Nur bei einer Gelegenheit kam er mit der ferner liegenden Außenwelt in unmittelbare und nicht sehr erfreuliche Berührung. Die amerikanischen Kapitäne, deren Schiffe Nelson in Westindien mit Beschlag belegt, hatten ihre Hoffnungen auf Schadenersatz noch nicht aufgegeben. Briefe auf Briefe mit Androhungen gerichtlicher Klagen erreichten ihn in Burnham-Thorpe. Nelson ließ dieselben unberücksichtigt. Eines Tages jedoch, als er auf einen benachbarten Markt gegangen war, um ein Pferd zu kaufen, erschienen zwei Männer in dem Pfarrhause, die nach Kapitän Nelson fragten und, da sie hörten, er sei abwesend, seiner Frau eine gerichtliche Ladung einhändigten, in welcher im Namen jener Amerikaner auf einen Schadenersatz von 20000 Pfd. St. geklagt wurde. Nelson, aufs höchste entrüstet, wendete sich um Beistand an die Regierung. Während der Zwischenzeit traf er Vorkehrungen zur schleunigen Flucht nach Frankreich; denn zu dieser war er entschlossen, wenn sein Hülfegesuch unberücksichtigt bleiben sollte. Indeß die Regierung that diesmal ihre Schuldigkeit. Sie erklärte Nelson's Sache für die ihrige und machte dadurch den Verfolgungen der Amerikaner ein Ende.

So flossen die ersten neunziger Jahre dahin. Mit ihnen steigerte sich, in England wie auf dem europäischen Festlande, der vielstimmige Nachhall der revolutionären Ereignisse, die Unruhe in Nelson's thatendurstiger Seele. Im Sommer 1792 kam endlich der Krieg zwischen den deutschen Großmächten und dem revolutionären Frankreich zum Ausbruch; aber England dachte noch nicht an Einmischung, und Nelson's Bemühungen um ein neues Commando blieben erfolglos. Umsonst verwendeten sein Freund Prinz Wilhelm (damals zum Herzog von Clarence ernannt) und sein alter Gönner Admiral Hood sich zu seinen Gunsten. Noch im December 1792, nach dem Aufrufe des französischen Convents an die Völker Europas, das Joch ihrer Tyrannen abzuschütteln, nach der Eroberung Belgiens durch die Franzosen, als in England schon zur See und zu Lande gerüstet, die Miliz einberufen wurde und das Parlament zu einer außerordentlichen

Digitized by Google

Session zusammentrat, empfing Nelson auf eine erneute Anfrage nichts als die hergebrachte ablehnende Antwort. Es litt ihn endlich nicht mehr in Burnham-Thorpe. Zu Anfang Januar 1793 ging er nach London, und was er so lange umsonst ersehnt, was er fast schon verzweifelnd aufgegeben hatte, wurde nun endlich seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit zutheil. Am 7. Januar 1793 konnte er seiner Frau schreiben: „Post nubila Phoebus — nach den Wolken Sonnenschein. Die Admiralität lächelt mir jetzt so, daß ich nicht minder erstaunt bin wie damals, als sie grollte. Lord Chatham entschuldigte sich vielmals, daß er mir nicht schon früher ein Schiff gegeben, und sagte: wenn ich bereit sei, mit einem Schiffe von 64 Kanonen anzufangen, solle ich zu einem solchen ernannt werden, sobald es zur Hand sei, und sobald es in seiner Macht stehe, solle ich auf ein Schiff von 74 Kanonen versetzt werden." Am 30. Januar erreichte ihn seine Ernennung zum Commando des Agamemnon; am 7. Februar, einige Tage nach der französischen Kriegserklärung, begab er sich an Bord dieses Linienschiffes, das in Chatham für den Dienst im Mittelländischen Meere ausgerüstet wurde.

Nelson's Frau blieb in Burnham-Thorpe; seinen Stiefsohn, der Neigung zum Seedienst zeigte, nahm er dagegen mit sich und stellte ihn als Midshipman auf dem Agamemnon an. Der erwachende kriegerische Geist vervollständigte rasch die Bemannung des Schiffes, und im Mai 1793 war alles zur Abfahrt fertig. Von den Gefühlen, mit welchen Nelson in den Krieg zog, geben eine anschauliche Vorstellung gewisse Verhaltungsmaßregeln, die er in gewohnter bündiger Weise einem seiner Midshipmen einprägte, dessen Vater, wie er wußte, ein Whig war. „Drei Dinge", bemerkte er gegen diesen, „behaltet stets im Auge, mein junger Herr. Erstens, gehorcht immer unbedingt den erhaltenen Befehlen, ohne über ihre Angemessenheit zu speculiren; zweitens, betrachtet jeden als Euern Feind, der schlecht über Euern König spricht; und drittens, haßt die Franzosen wie den Teufel!" Diese Sätze enthalten in seemännischem Lapidarstil den Kern von Nelson's politischem Glaubensbekenntniß. Wie die

Digitized by Google

meisten Offiziere der Flotte und des Heeres war er ein Conservativer; der König, dessen Uniform er trug, war ihm nicht blos nach constitutioneller Theorie, sondern in thatsächlichem Ernst das Haupt des Staates. Der großen Revolution, welche das Königthum über den Haufen geworfen, brachte er nichts von jener verständnißvollen Theilnahme entgegen, die sie bei den Whigs unter Fox' Führerschaft gefunden hatte; er verurtheilte sie in dem Sinne Burke's und Pitt's. Aus demselben Grunde wurde der traditionelle altenglische Nationalhaß gegen die Franzosen bei Nelson nicht wie bei andern bedeutenden Zeitgenossen gemildert oder ausgelöscht, sondern verstärkt und vertieft durch die Ereignisse der Revolution. Er haßte die Franzosen mit demselben tiefgewurzelten Ingrimm, wie später Blücher sie haßte. Ebenso ernst gemeint war unzweifelhaft auch die erste jener drei Regeln: der unbedingte Gehorsam gegen erhaltene Befehle. Doch in Bezug auf diese verstattete er sich selbst, wie schon an mehrern Beispielen gezeigt wurde, Ausnahmen. In der That verdankte er keinen geringen Theil der glänzenden Erfolge, die seinen Namen während der nun beginnenden großen Kriege unsterblich machten, dem seltenen Scharfblick und der ebenso seltenen Kühnheit des Genies, die es verstehen, im rechten Augenblick den erhaltenen Befehlen nicht zu gehorchen, statt ihrer den eigenen Eingebungen zu folgen. Aber freilich konnte ihm dies nur dadurch gelingen, daß er seinerseits den hingebenden Gehorsam seiner Untergebenen sich zu erwerben und zu bewahren wußte wie wenige andere.

Zu Ende April 1793 segelte Nelson mit dem Agamemnon von Chatham nach dem Rendezvous an der Rhede von Spithead; am 11. Mai fuhr er von dort in Begleitung von vier andern Linienschiffen und zwei Fregatten unter dem Befehl Admiral Hotham's nach dem Mittelländischen Meere ab. Inzwischen hatte auch Spanien dem revolutionären Frankreich den Krieg erklärt. Der spanische Admiral Langara vereinigte sich mit den Engländern, und nach einigem Kreuzen in der Meerenge von Gibraltar segelte zu Anfang August die verbündete englisch-spanische Flotte unter Hood und Langara an die französische Südküste, um die Häfen von Marseille und Toulon zu

Digitized by Google

blokiren. Frankreich befand sich um jene Zeit mitten in der Schreckensherrschaft des von Danton und Robespierre geleiteten Convents. Während seine Grenzen von allen Seiten durch feindliche Heere bedroht wurden, war zugleich im Innern der Bürgerkrieg ausgebrochen. Der größte Theil des Westens und Südens, die Vendée, Nantes, Bordeaux, Toulouse, Lyon, Toulon, Marseille standen gegen den revolutionären Despotismus der pariser Regierung in Waffen. Aber die Schreckensmänner ließen den Muth nicht sinken. Mit demselben Eifer wie gegen die äußern Feinde rüsteten und kämpften sie gegen ihre constitutionellen und royalistischen Landsleute. Mit eiserner Entschlossenheit, mit fanatischer Wuth, mit erbarmungsloser Grausamkeit wurde der Aufstand allerorten unterdrückt. Lyon, Avignon, Arles, Nîmes fielen zu Anfang August; etwas später, während die englische Flotte vor Toulon kreuzte, traf dasselbe Schicksal Marseille. Unter diesen Umständen trat die aufständische Bürgerschaft von Toulon mit Lord Hood wegen der Uebergabe in Verhandlung und am 28. August wurden Hafen und Stadt von den Engländern besetzt. Den Fortschritten der Conventsarmee wurde dadurch halt geboten und es begann jene Belagerung und Vertheidigung Toulons, die in der Geschichte der Revolutionskriege berühmt geblieben ist durch das erste glänzende Auftreten des jungen Artillerieoffiziers Bonaparte, dessen geniale Anordnungen im December 1793 den Fall der Stadt herbeiführten. Nelson befand sich mit dem Agamemnon bei der Flotte Lord Hood's, aber an den Kämpfen bei Toulon nahm er keinen directen Antheil. Während die Unterhandlungen hinsichtlich der Uebergabe an die Engländer noch unerledigt waren, wurde er mit Depeschen an den englischen Gesandten in Neapel, Sir William Hamilton, geschickt. Der Zweck dieser Sendung war, von dem Könige von Neapel die Ausrüstung eines Truppencontingents zu erlangen, das zur Besetzung Toulons verwendet werden sollte. Der König, geleitet von seiner Gemahlin Karoline, die, als geborene Legitimistin und als Schwester der unglücklichen Marie Antoinette, von bitterm Haß gegen die Franzosen erfüllt war, willigte ein. Nelson selbst fand die ehrenvollste

Digitized by Google

Aufnahme. Es war das erste mal, daß er an dem neapolitanischen Hofe und in dem Hause Sir William Hamilton's, Orten, denen beiden in seiner Lebensgeschichte ein verhängnißvoller Einfluß bestimmt war, erschien. Zum ersten mal sah er hier auch die schöne Lady Hamilton, aber sie enthüllte sich ihm noch nicht als die Schicksalsgöttin späterer Jahre. Ihre romantische Laufbahn, auf der sie aus den dunkelsten Verhältnissen, nach den außerordentlichsten Abenteuern, durch den Zauber ihrer Persönlichkeit, in der Schönheit, Anmuth, Liebenswürdigkeit und Weltgewandtheit sich auf seltene Weise vereinigten, zur Gemahlin des englischen Gesandten und zu der vertrauten Freundin der Königin von Neapel emporgestiegen, war allbekannt. Doch scheint diese erste Begegnung weder ihr selbst noch Nelson einen tiefern Eindruck hinterlassen zu haben. Nur ein prophetischer Blick hätte in dem kleinen Flottenkapitän, den nichts als eine entschlossene Haltung und ein paar kühnblickende blaue Augen auszeichneten, den künftigen Helden erkennen können. Nelson seinerseits schilderte in einem Briefe an seine Frau Lady Hamilton einfach „als eine liebenswürdige junge Dame, die dem Range, zu welchem sie erhoben worden, Ehre mache und ausnehmend freundlich gewesen sei gegen seinen Stiefsohn Josias". Sein Aufenthalt in Neapel verlängerte sich bis Ende September 1793, und kaum war er am 5. October wieder bei Lord Hood's Flotte in Toulon eingetroffen, als er Befehl erhielt, mit dem Agamemnon nach Tunis zu gehen, um das Geschwader des Commodore Linzen zu verstärken, der beauftragt war, mit dem den Franzosen ergebenen Bei wegen eines Bündnisses in Verhandlung zu treten. Unterwegs bestand Nelson an der Küste von Sardinien mit der französischen Fregatte Melpomene ein scharfes, aber unentschiedenes Gefecht. Auch die Unterhandlungen mit dem Bei von Tunis blieben erfolglos. Inzwischen aber hatte sich den Operationen der englischen Flotte an einem andern Punkte des Mittelländischen Meeres ein neues Gebiet eröffnet.

Die Unzufriedenheit mit der pariser Schreckensherrschaft blieb nicht auf das französische Festland beschränkt. Sie ergriff die

Digitized by Google

Insel Corsica, und schon im Sommer 1793 war ein großer Theil der Corsen unter der Führung Pasquale Paoli's, des Veteranen der europäischen Freiheitskämpfer, im Aufstand gegen die Jakobiner. Die französischen Truppen hielten die festen Plätze Bastia, San-Fiorenzo und Calvi besetzt; ihre Gegner behaupteten sich in den Bergen. Paoli, von seinen Anhängern zum Präsidenten und Generalissimus von Corsica ernannt, faßte den Plan einer völligen Losreißung der Insel von Frankreich, und als im Herbst des Jahres die Engländer Toulon eroberten, trat er zur Ausführung dieses Unternehmens mit Lord Hood in Verhandlung. Der letztere ging auf Paoli's Vorschläge ein. Er beauftragte zunächst Nelson, mit dem Agamemnon an der Küste von Corsica zu kreuzen, um Zufuhr und Verstärkungen aus Frankreich abzuschneiden. Zu Anfang des Jahres 1794 erhielt Commodore Lingen Befehl zu einem Angriff auf San-Fiorenzo, und nachdem dieser, theilweise aus Mangel an der versprochenen Mitwirkung der aufständischen Corsen, fehlgeschlagen war, rüstete Lord Hood selbst, der inzwischen Toulon hatte räumen müssen, sich zur Eroberung der Insel. Als Unterhändler schickte er Sir Gilbert Elliot voraus, der mit Paoli die Uebereinkunft traf: Corsica solle im Falle der Eroberung unter englische Oberhoheit treten und von England seine künftige Verfassung empfangen. Während diese Unterhandlungen noch schwebten, bereitete Nelson, der vor San-Fiorenzo kreuzte, durch kühne Angriffe auf Außenwerke, Zerstörung von Mühlen und Vorräthen und das Abschneiden aller Zufuhr den Fall dieser Festung vor. Bald darauf erschien Lord Hood mit dem Gros der englischen Flotte und 2000 Landungstruppen unter General Dundas. Am 19. Februar 1794, nachdem die Außenwerke erstürmt waren, verbrannten oder versenkten die Franzosen ihre in dem Hafen liegenden Schiffe, räumten San-Fiorenzo und zogen sich nach Bastia zurück. Die Eroberung dieser Stadt wurde nun zunächst ins Auge gefaßt. Nach einer vorläufigen Recognoscirung erklärte jedoch General Dundas die verfügbaren Streitkräfte zu diesem Unternehmen für ungenügend und weigerte aus diesem Grunde seine Mitwirkung. Derselben Ansicht war sein Nachfolger

Digitized by Google

General D'Aubant. Mehrere Wochen verflossen in erfolglosen Bemühungen Lord Hood's, die Generale eines bessern zu überzeugen; dann beschloß er den Angriff auf Bastia mit seinen eigenen Kräften, ohne Beihülfe der Landtruppen. Es war ein gefährliches Wagniß, denn Bastia war stark befestigt und hatte eine Besatzung von nahezu 5000 Mann, während dem englischen Admiral an Marinesoldaten und Matrosen nicht mehr als 1400 Mann zu Gebote standen. Trotzdem herrschte in der Flotte die größte Begeisterung, als am 4. April der Befehl zum Landen gegeben wurde. Nelson, der von Anfang an eifrig für die Belagerung gesprochen, wurde zum Commando über die Matrosen ausersehen und theilte den Befehl über das kleine Belagerungscorps mit dem Oberst Villettes. Matrosen und Marinesoldaten wetteiferten in dem schwierigen Werk des Batterienbaues auf den Bastia umgebenden Bergen. Am 11. April konnte das Bombardement begonnen werden. Die Belagerten vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit. Eine Zeit lang machte ihre Ueberzahl sich auf so bedenkliche Weise fühlbar, daß im englischen Lager Stimmen für den Rückzug laut wurden. Allein Nelson, obgleich nicht ohne Besorgnisse, wollte von einem solchen Schritte nichts hören. Die Belagerung wurde fortgesetzt und am 24. Mai streckte die Besatzung die Waffen. Nelson's Freude war groß. „Am 24. bei Tagesanbruch", schrieb er in sein während der Belagerung geführtes Tagebuch, „genossen wir den glorreichsten Anblick, der einem Engländer zutheil werden kann, und den, glaube ich, niemand als ein Engländer hätte herbeiführen können: 4500 Mann, die vor weniger als 1000 britischen Soldaten die Waffen niederlegten." Auch Lord Hood erkannte in einem Tagesbefehl die Bedeutung der geleisteten Dienste auf ehrenvolle Weise an.

Nur die Einnahme von Calvi blieb jetzt noch übrig, um die Eroberung Corsicas zu vollenden. Eine Nachricht, die bald nachher aus einem andern Theile des Mittelländischen Meeres einlief, verzögerte indeß dieses Ereigniß um einige Wochen. Der Capitulation gemäß sollte die Besatzung von Bastia auf englischen Schiffen nach Toulon transportirt werden. Bei ihrer

Digitized by Google

Rückkehr nach Corsica brachten nun diese Schiffe die Meldung, daß die französische Flotte zum Auslaufen aus Toulon bereit sei; tags darauf verkündete Admiral Hotham, sie habe thatsächlich den Hafen verlassen. Auf diese Nachricht segelte Lord Hood sofort mit dem größten Theil seiner Flotte dem Feinde entgegen. Nelson mit dem Agamemnon begleitete ihn. Man erwartete eine große Seeschlacht. In der That wurde der Feind bald in der Nähe der Hyèrischen Inseln entdeckt, aber er hielt sich dicht am Lande, und ein glänzend angelegtes Manöver Hood's, der sich zwischen die französische Flotte und die Küste einzuschieben suchte, scheiterte an der Ungunst des Windes. Der erwartete Kampf fand daher nicht statt; doch will man wissen, diese Fahrt sei für Nelson in anderm Sinne von Bedeutung gewesen. Er habe, so heißt es, sich das beabsichtigte Manöver Lord Hood's gemerkt und es unter günstigern Verhältnissen zur Ausführung gebracht bei einem seiner eigenen glänzendsten Siege, in der Schlacht am Nil. Sicher ist, daß er unmittelbar nach den eben erzählten Vorgängen mit dem Agamemnon nach Corsica zurückgeschickt wurde, um in Gemeinschaft mit Sir Charles Stuart das letzte Bollwerk der Franzosen in Corsica, Calvi, zu belagern.

Am 19. Juni landete er mit 250 Seesoldaten in der kleinen Bucht von Porto-Agro, in der Nähe von Calvi, und nahm seitdem an der Belagerung hervorragenden Antheil. Am 12. Juli wurde er in einer der vorgeschobenen Batterien durch Sprengstücke von Steinen im Gesicht verwundet, eine Verletzung, welche die Erblindung eines seiner Augen zur Folge hatte. Dennoch verließ er die Belagerungswerke keinen Tag. „Nichts als der Verlust eines Beines oder Armes", schrieb er seiner Frau, „würde mich von der Erfüllung meiner Pflicht abgehalten haben, und ich glaube, meine fortgesetzte Thätigkeit hat dazu beigetragen, mich inmitten der hier herrschenden Sterblichkeit gesund zu erhalten." Die Hitze war schrecklich. Das Klima räumte ebenso sehr unter den Belagerern auf als die Kugeln der Feinde. Fast die Hälfte der Belagerungstruppen befand sich im Lazareth. Nichtsdestoweniger wurde die Belagerung fortgesetzt, und am

Digitized by Google

10. August vollendete die Uebergabe von Calvi die Eroberung Corsicas. Nelson durfte wol hoffen, ein so erfolgreiches Unternehmen, an dem er in so ehrenvoller Weise betheiligt gewesen, bei dem er ein Auge verloren hatte, werde in England die gebührende Anerkennung finden. Allein diese Hoffnung wurde getäuscht, obgleich Lord Hood das Seinige that, seinen Verdiensten gerecht zu werden, indem er Nelson's Tagebuch der Belagerung von Calvi der Admiralität überschickte. Nicht einmal unter den Verwundeten wurde Nelson erwähnt; er mußte sich an dem der Flotte im allgemeinen ausgesprochenen Dankesvotum des Unterhauses genügen lassen. Sein Ehrgeiz wurde durch diese Vernachlässigung tief verletzt. „Hundert und zehn Tage lang", schrieb er einem Freunde, „habe ich zur See und zu Lande gekämpft, drei Angriffe auf Schiffe, zwei in meinem Schiff gegen Bastia gemacht, vier Bootkämpfe bestanden, zwei Dörfer genommen, zwölf Fahrzeuge verbrannt. Soviel ich weiß, hat niemand mehr gethan. Ich habe die Befriedigung gehabt, von meinem Oberbefehlshaber gerühmt zu werden, aber sonst keinerlei Lohn empfangen, und was noch kränkender, für Dienste, bei denen ich verwundet wurde, sind andere gepriesen, die zu derselben Zeit thatsächlich im Bette lagen, weit vom Kampfplatze entfernt." In demselben Tone des Mismuths schrieb er an seine Schwester, schloß aber zuletzt mit den stolzen Worten: „Nun, es thut nichts. Ich werde noch einmal einen Siegesbericht für mich allein haben", eine prophetische Ahnung, in der er sich nicht täuschte.

Die Eroberung von Corsica war der Haupterfolg der Engländer während des Jahres 1794. Auf andern Gebieten des Kriegsschauplatzes war, abgesehen von dem glücklichen Seetreffen Lord Howe's bei Brest, das Glück im ganzen den Franzosen günstig gewesen. In Deutschland und Holland siegreich, waren sie auch in Savoyen und Piemont vorgedrungen und ein Streifcorps hatte sich der Bai von Vado an der genuesischen Küste bemächtigt. Dorthin wurde Nelson nach der Einnahme von Calvi zunächst beordert, um dem englischen Gesandten in Genua Depeschen zu überbringen. Während des Herbstes und Winters

Digitized by Google

kreuzte er mit dem Agamemnon meist in der Nähe von Toulon, wo eifrig in den Werften gearbeitet wurde. Rüstungen fanden auch in Marseille statt, wie es hieß, zu einer Expedition nach Corsica. Bei alledem sprach man von einem bevorstehenden Frieden. Nelson selbst gab sich solchen Träumen hin. Es ist merkwürdig zu hören, wie er, der kampfesmuthige Seeheld, sich auf den stürmischen Meereswellen so oft das idyllische Glück eines stillen friedlichen Lebens ausmalt. In Briefen an seine Frau, mit der er fortwährend lebhaft correspondirte, schrieb er damals: „Meine Schiffsgesellschaft hat sich noch keineswegs erholt, und wir scheinen bestimmt, die See zu halten, bis Schiff und Mannschaft zum Dienst untauglich geworden sind. Doch hoffe ich, daß wir vor dem Frühling Frieden haben werden. Dann müssen wir uns nach einem Häuschen umsehen. Ich versichere Dir, daß ich mit doppelter Freude an den Pflug zurückkehren werde." Und etwas später: „Ich hoffe, wir werden noch manche glückliche Jahre zusammen verleben. Wenn wir es zu 2000 Pfd. St. bringen, bin ich entschlossen, ein nettes Häuschen zu kaufen, das wir dann hoffentlich nie wieder verlassen." Diese Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung. Obgleich der Bund der Continentalmächte gegen die französische Republik durch die Separatverhandlungen Preußens und Spaniens im Frühling 1795 gesprengt wurde, waren England und Oesterreich, ebenso wie Frankreich, zur Fortsetzung des Krieges entschlossen, und eine lange ereignißvolle Zeit sollte noch verfließen, ehe Nelson seine Heimat wiedersah.

Die Aussichten der Engländer beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten waren trotz der Erfolge des vorigen Jahres nicht eben glänzend. Ihre Flotte im Mittelländischen Meere hatte durch Stürme, Kämpfe und Krankheit gelitten und war derjenigen der Franzosen weder an Zahl und Größe der Schiffe noch an Vollständigkeit der Bemannung gewachsen. Sie zählte 14 Linienschiffe mit 7650 Mann, die der Franzosen 15 Linienschiffe mit 15900 Mann. Dazu kam, daß die Zustände des eroberten Corsica manches zu wünschen übrigließen. Die nationale Partei unter den Corsen hatte gehofft, ihr alter Führer Paoli

Digitized by Google

werde nach der Verjagung der Franzosen zum Vicekönig ernannt werden; statt dessen war diese Würde an Sir Gilbert Elliot übertragen worden, was nicht blos den corsischen Patrioten misfiel, sondern der französischen Agitation neue Anhaltspunkte darbot. Die Nachricht, daß in Marseille dreißig Schiffe zum Truppentransport gerüstet würden, erhielt unter diesen Umständen eine drohende Bedeutung. Die Franzosen waren von der Lage der Dinge in Corsica unterrichtet und beschlossen, ihre Uebermacht sobald als möglich zur Geltung zu bringen. Am 8. März 1795 erreichte den Admiral Hotham, der bei Livorno vor Anker lag, die Kunde: die französische Flotte sei am 6. bei der Insel Marguerite gesehen worden. Hotham gab sofort Befehl zum Aufbruch. Am 10. kam in der That die französische Flotte in Sicht, am 11. verlor man sie wieder aus den Augen, am 12. sah man sie von neuem auf der Höhe von Genua. Auf beiden Seiten wurden nun Vorbereitungen zum Kampfe getroffen; aber obgleich der Wind die Operationen der Franzosen begünstigte, zögerten sie mit dem Angriff. Erst am 13. bei Tagesanbruch konnte Hotham das Signal zur Schlacht geben. Gleich im Beginn des Gefechtes wurde das französische Linienschiff Ça Ira durch den Verlust zweier Masten kampfunfähig gemacht; doch auch mehrere englische Schiffe, darunter der Agamemnon, wurden stark beschädigt, und nachdem der Kampf mit kurzen Unterbrechungen fast den ganzen Tag unentschieden fortgedauert, trennte die einbrechende Dunkelheit die feindlichen Flotten. Bald nach Tagesanbruch am 14. wurde das Gefecht von englischer Seite erneuert. Es handelte sich zuvörderst darum, des Ça Ira habhaft zu werden, der, von dem Linienschiff Censeur in Tau genommen, der englischen Flotte am nächsten lag. Beide Schiffe vertheidigten sich tapfer; das Gros der französischen Flotte blieb jedoch in zu weiter Entfernung, und um 10 Uhr hatte Nelson, der mit dem Agamemnon in der vordersten Reihe kämpfte, die Befriedigung, zu sehen, wie Ça Ira und Censeur vor ihm die Flagge strichen. Einer seiner Lieutenants nahm von beiden Prisen Besitz und hißte die englische Flagge auf. Nelson selbst eilte an Bord des Admiralschiffs, um Hotham zu einem allgemeinen Angriff

Digitized by Google

zu drängen. Seiner Ansicht nach war der Augenblick zur Vernichtung der französischen Flotte gekommen. Hotham erklärte indeß, es sei genug gethan; der Rückzug der Franzosen wurde daher zu Nelson's tiefem Bedauern nicht weiter gestört. Seiner ungestümen Kampfeslust schien nie genug geschehen ohne einen vollständigen Sieg. „Ich möchte", schrieb er seiner Frau nach diesem Gefecht, „Admiral sein und die englische Flotte befehligen. Ich würde sehr bald entweder große Dinge thun oder zu Grunde gerichtet werden. Mein Temperament verträgt keine zahmen, langsamen Maßregeln. Hätte ich am 14. unsere Flotte befehligt, so bin ich gewiß, die ganze französische Flotte würde entweder meinen Triumph geschmückt haben oder ich wäre in eine verteufelte Patsche gerathen." Das war ganz im Sinne des Siegers von Abukir und Trafalgar gesprochen. Ohne dieses Entweder-Oder würde Nelson nicht gewesen sein, was er war. Dennoch konnte man sich unter den Umständen zu dem errungenen Erfolge Glück wünschen. Eine Expedition gegen Corsica war jedenfalls vorläufig dadurch vereitelt. Auch blieben Nelson's Verdienste diesmal nicht ohne Anerkennung. Er wurde bald nachher zum Oberst der Seesoldaten ernannt und mit der Leitung eines Unternehmens beauftragt, das ihm neue Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung bot.

Mehrere Monate verflossen indeß nach jenem Gefecht auf der Höhe von Genua, ehe auf beiden Seiten etwas Erhebliches geschah. Die englische Flotte ging zur Ausbesserung ihrer stark beschädigten Schiffe nach Livorno und im Juni 1795 nach Minorca, wo sie Proviantschiffe von Gibraltar und Verstärkungen aus England erwartete. Diese letztern schienen, als sie endlich anlangten, kaum genügend. Sie bestanden aus einem Geschwader von fünf Linienschiffen unter Admiral Mann, während die französische Mittelmeerflotte durch sechs Linienschiffe und zwei Fregatten von Brest verstärkt worden war. Nelson selbst war der Ansicht, die Hälfte der englischen Mittelmeerflotte sei, wenn nicht dienstunfähig, so doch einer neuen Ausrüstung in England bedürftig. Indeß war es wenigstens wieder möglich, an active Operationen zu denken. Schon längere Zeit war der Plan im

Digitized by Google

Werke: mittels eines vereinigten Vorgehens zu Lande und zur See die Franzosen aus dem piemontesisch-genuesischen Litoral zu vertreiben. Eine österreichisch-sardinische Armee unter General Devins war bereits zu diesem Zwecke zusammengezogen und Nelson wurde zum Befehlshaber eines kleinen Geschwaders ernannt, welches die Operationen dieser Armee unterstützen sollte. Am 4. Juli segelte er mit dem Agamemnon und acht Fregatten von dem neuen Rendezvous der englischen Flotte im Golf von San-Fiorenzo nach der genuesischen Küste ab. Aber er war noch nicht weit gekommen, als man plötzlich der französischen Flotte ansichtig wurde, die man noch in Toulon vermuthet hatte. Mit genauer Noth entging Nelson deren Verfolgung. Sie jagte ihn bis in die Nähe von San-Fiorenzo und wich erst zurück, als das dort liegende Gros der englischen Flotte zum Angriff rüstete. Lord Hotham folgte den Franzosen bis nach den Hyèrischen Inseln und lieferte ihnen am 13. ein Gefecht, in dem sie ein Linienschiff verloren, dem aber ihr Rückzug in die Bai von Fréjus ein Ende machte. Das Gros der englischen Flotte begab sich hierauf wieder nach San-Fiorenzo, während Nelson mit seinem Geschwader von neuem nach Genua aufbrach.

Die Lage der Dinge war dort äußerst verworren. Die Republik Genua, dem Namen nach neutral, stand in Wahrheit unter dem bestimmenden Einfluß der Franzosen. Die meisten Küstenorte der Riviera hatten französische Besatzungen aufgenommen; zwischen ihnen und Frankreich fand ein lebhafter Handelsverkehr statt. Unter den Generalen des österreichisch-sardinischen Heeres hemmten Verdacht und Uneinigkeit ein erfolgreiches Zusammenwirken. Nelson, dem es um rasches, energisches Handeln zu thun war, befand sich unter diesen Umständen in einer peinlichen Lage. Mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn erkannte er indeß bald, worauf es für den Erfolg seiner Sendung vor allem ankomme. Zunächst schien es von Wichtigkeit, den französischen Truppen an der Riviera die Zufuhr abzuschneiden. Zu diesem Zwecke erlangte er von den englischen Gesandten in Genua und Turin die Erlaubniß zu einer Ueberwachung auch des neutralen Küsten-

Digitized by Google

handels. Sodann meinte er, nichts werde den Fortschritten der Franzosen schneller ein Ziel setzen als die Landung eines Truppencorps zwischen Genua und Nizza, bei San-Remo oder Oneglia; man werde dadurch nicht blos eine gute Station für die Flotte gewinnen, sondern die Verbindungen des Feindes unterbrechen und nach zwei Seiten bedrohen. General Devins ging scheinbar auf diesen Vorschlag ein, zögerte jedoch die Ausführung unter allerlei Vorwänden hinaus. Während daher Nelson dem Feinde an der Küste allen möglichen Schaden zufügte, geschah zu Lande von österreichisch-sardinischer Seite wenig oder nichts. „Die Bewegungen der Armee", schrieb Nelson zu Anfang September 1795, „sind über alle Beschreibung langsam, und ich fange an zu denken, daß es dem Kaiser nur darum zu thun ist, noch einmal vier Millionen englisches Geld zu bekommen. Was die deutschen Generale angeht, so ist der Krieg ihr Geschäft, der Friede ihr Ruin; man kann daher nicht erwarten, daß sie wünschen, dem Kriege ein Ende zu machen." Erst am 20. September kam es zu einem bewaffneten Zusammenstoß zwischen Oesterreichern und Franzosen bei Sant-Espirito, wo die Franzosen zurückgetrieben wurden; aber nichts geschah zur Ausbeutung dieses Erfolgs. Inzwischen hatte die französische Republik mit Spanien Frieden geschlossen, und die Truppen, welche an den Pyrenäen nicht mehr gebraucht wurden, strömten als Verstärkungen nach Italien. Im October wurde die französische Armee an der Riviera auf 50000 Mann geschätzt. Am 22. November griff sie unter Schérer und Masséna die Oesterreicher bei Loano an und brachte diesen eine entscheidende Niederlage bei. Devins floh mit dem Rest seiner Truppen durch den Bocchettopaß nach der Lombardei. Die ganze Riviera fiel in die Hände der Sieger. „So", schrieb Nelson, der mit dem Agamemnon im Hafen von Genua den Rückzug der Oesterreicher deckte, „ist mein Feldzug beendet und ich befinde mich auf dem Wege, den armen Agamemnon und seine klägliche Mannschaft in Livorno auszubessern. Wir sind in der That abgenutzt. Sechs Tage ausgenommen, habe ich meinen Posten an Bord nicht eine Stunde verlassen." Als der Agamemnon

Digitized by Google

in den Docks von Livorno anlangte, fand sich, daß kein Mast, keine Rae, kein Segel, kein Theil des Takelwerks von Kugeln unverletzt geblieben und nicht der Ausbesserung bedürftig war. Der Rumpf war so stark beschädigt, daß er schon lange nur durch darumgewundene Taue zusammengehalten wurde.

Die englische Mittelmeerflotte hatte unterdessen einen neuen Befehlshaber erhalten in Admiral Jervis, einem Seemann, dessen Temperament mit dem Nelson's viele Aehnlichkeit hatte und dessen Wohlwollen auf seine weitere Laufbahn nicht ohne bedeutsamen Einfluß blieb. Während der ersten Wintermonate von 1795—96 blieb Nelson in Livorno. Nachdem der Agamemnon wieder so seetüchtig geworden, als unter den Umständen möglich war, fuhr er nach San-Fiorenzo, wo das Gros der englischen Flotte ankerte. Am 19. Januar 1796 hatte er dort seine erste Zusammenkunft mit Jervis. Beide Männer verstanden sich aufs beste und traten unverzüglich auf den Fuß eines nicht gewöhnlichen gegenseitigen Vertrauens. Jervis bot Nelson ein neues größeres Schiff an, doch mochte dieser sich nicht von dem Agamemnon trennen, und an der Spitze eines Blokadegeschwaders kehrte er zu Ende Januar noch einmal mit seinem alten Schiffe an die genuesische Küste zurück. Oesterreicher und Sardinier waren dort mit Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge beschäftigt. Zum Oberbefehlshaber über die vereinigte Armee war an Devins' Stelle der alte Feldmarschall Beaulieu berufen, und Nelson verhandelte mit diesem und dem kaiserlichen Botschafter in Genua in Betreff der Maßnahmen, welche für ein förderliches Zusammenwirken der Land- und Seemacht gerathen schienen. Er selbst schlug die Besetzung von Vado und von Spezia vor; wenn diese Punkte gesichert seien, meinte er, könne man dem Vordringen der französischen Armee sowol zu Lande als zur See längs der Küste mit Erfolg entgegentreten. Aber die Unterhandlungen rückten mit der sprichwörtlichen österreichischen Langsamkeit nur mühsam vom Fleck und hatten noch zu keinem Resultat geführt, als dem Gang der Ereignisse plötzlich von französischer Seite eine unvorhergesehene Wendung gegeben wurde.

Am 23. Februar 1796 hatte das Directorium der fran-

Digitized by Google

zösischen Republik den sechsundzwanzigjährigen Napoleon Bonaparte zum Obergeneral der französischen Armee in Italien ernannt. Am 27. März traf Bonaparte im Hauptquartier dieser Armee in Nizza ein; vom 10. bis 15. April erstürmte er in einer Reihe siegreicher Gefechte die von den Oesterreichern besetzten Apenninenpässe bei Montenotte, Millesimo und Dego; am 23., nach neuen erfolgreichen Kämpfen bei Mondovi, zwang er die Sardinier zu einem Waffenstillstand, dem schon am 15. Mai ein verlustvoller Friede folgte. In seinem Rücken sicher, wendete Bonaparte sich nun gegen die zurückziehenden Oesterreicher, stürmte am 10. Mai die Brücke von Lodi und hielt am 14. seinen Einzug in Mailand. Infolge dieser glänzenden Siege fiel der größte Theil der Lombardei in die Hände der Franzosen. Die Reste der österreichischen Armee flüchteten nach Tirol; nur Mantua blieb unbezwungen. Um ihre Existenz besorgt, beeilten sich auch die Herzoge von Parma und Modena, durch freiwillige Abgaben die Gunst des Siegers zu erkaufen. Selbst der Papst und der König von Neapel boten die Hand zum Waffenstillstand.

Was das englische Blokadegeschwader betraf, so wurden der Thätigkeit desselben durch diese mit unerhörter Geschwindigkeit einander folgenden Vorgänge selbstverständlich enge Grenzen gesetzt. Nelson's einziger nennenswerther Erfolg war die Wegnahme von sechs Transportschiffen mit Kanonen, Mörsern, Munition und Schanzgeräthen für die Belagernng von Mantua, die er am 31. Mai in der Bai von Oneglia zur Uebergabe zwang. Um dieselbe Zeit traf der Befehl ein, der Agamemnon, der in der That dienstuntüchtig geworden, solle nach England zurückkehren. Nelson schwankte einen Augenblick, ob er seinerseits diese Gelegenheit zur Heimkehr benutzen solle; aber so lebhaft er sich nach Hause sehnte und so tief er oft das Bedürfniß des Ausruhens von den Strapazen dreijähriger Kriegsfahrten empfand: der Wunsch, bei den noch bevorstehenden Kämpfen nicht zu fehlen, überwog endlich alle andern Rücksichten. Er sagte daher seinem alten Schiffe Lebewohl und hißte mit Jervis' Bewilligung seine Flagge auf dem Linienschiff Captain auf. Zu Ende Juni erreichte ihn die Nachricht

Digitized by Google

von einem neuen erfolgreichen Schlage der Franzosen. Diese hatten, trotz der Neutralität Toscanas, mitten im Frieden Livorno besetzt und die dort aufgehäuften Vorräthe der Engländer mit Beschlag belegt. Sie bedrohten dadurch Corsica von einer neuen Seite, und der Vicekönig der Insel, Sir Gilbert Elliot, verordnete als Vorsichtsmaßregel die Besetzung der Inseln Elba und Capraja, welche zwischen Corsica und dem Festlande von Toscana gleichsam eine Brücke bilden. Nelson wurde zu diesem Unternehmen ausersehen. Mit einer Truppenabtheilung unter Major Duncan landete er am 10. Juli bei Porto-Ferrajo und nahm ohne Widerstand von dieser Festung und der Insel Elba Besitz. Capraja ergab sich erst am 18. August, nachdem bereits Anstalten zur Belagerung getroffen waren. Vor Livorno wurde gleichzeitig eine strenge Blokade aufrecht erhalten.

Dennoch sollte der Aufenthalt der englischen Flotte im Mittelländischen Meere nicht mehr von langer Dauer sein. Die fortgesetzten Kämpfe Bonaparte's in Norditalien, wo der geniale Feldherr alle Versuche der Oesterreicher, ihn aus der Lombardei zu verdrängen und Mantua zu entsetzen, vereitelte; seine gleichzeitigen Friedensunterhandlungen mit den mittelitalienischen Staaten und mit Neapel hatten die ganze Lage der Dinge von Grund aus verändert. Außerdem wußte man seit einiger Zeit, daß auch zwischen Frankreich und Spanien Verhandlungen wegen eines Schutz- und Trutzbündnisses gepflogen wurden. Wenn ein solches zu Stande kam, mußte die Stellung der Engländer im Mittelländischen Meere geradezu unhaltbar erscheinen, und in der That war die englische Regierung entschlossen, in diesem Falle das Mittelländische Meer vorläufig zu räumen. Der französisch-spanische Allianzvertrag wurde unterzeichnet am 19. August 1796 in San-Ildefonso; zu Ende September erhielt Sir Gilbert Elliot den Befehl zur Räumung Corsicas. Nelson wurde mit der Leitung der dabei erforderlichen militärischen Maßregeln beauftragt. Es war ein peinlicher Auftrag für seinen feurigen Geist, zumal wenn er sich des Antheils erinnerte, den er selbst an der Eroberung der Insel gehabt hatte. „Wir bereiten uns vor", schrieb er seiner Frau, „das Mittelländische Meer zu verlassen, ein Schritt,

Digitized by Google

den ich nicht billigen kann. Die Leute zu Hause wissen nicht, was diese Flotte zu leisten vermag: — jedes und alles. So sehr ich mich freue, England wiederzusehen, so beklage ich doch in Sack und Asche die uns ertheilten Befehle, Befehle, so entwürdigend für die Ehre Englands, dessen Flotten einer Welt in Waffen gewachsen sein würden. Und unter allen Flotten, die ich je gesehen, sah ich nie eine, die in Rücksicht auf Offiziere und Matrosen der Flotte von Sir John Jervis gleichkommt, einem Befehlshaber, der es versteht, sie zum Ruhme zu führen." Kränkend war der Rückzug allerdings; aber ebenso unzweifelhaft schien er unter den Umständen nothwendig. Es war vorauszusehen, daß die vereinigte französisch-spanische Mittelmeerflotte der englischen mindestens um das Doppelte überlegen sein würde, während in Corsica selbst die englische Herrschaft auf schwachen Füßen stand. Die nordischen und die südlichen Insulaner verstanden einander nicht. Paoli hatte die Insel auf die Einladung des Königs Georg III. schon im October 1795 verlassen müssen und lebte im Exil in London. Die den Engländern von Anfang an feindliche republikanische Partei, wohlunterrichtet von allen Ereignissen auf dem Festlande und durch Zufuhr von Frankreich unterstützt, hatte eine immer drohendere Haltung angenommen. Auch kam weder der Befehl zur Räumung noch diese selbst zu früh. Das Gerücht von dem, was beabsichtigt wurde, verbreitete sich schnell über die Insel, und in wenigen Tagen stand ein großer Theil der corsischen Bevölkerung unter den Waffen. Am 1. October 1796 veröffentlichte die spanische Regierung ein Manifest gegen England, am 8. folgte die spanische Kriegserklärung. Als Nelson am 14. mit drei Linienschiffen vor Bastia erschien, hatte bereits ein selbsterwähltes Comité von 30 Männern die Regierung der Insel übernommen und die englischen Schiffe im Hafen, die englischen Vorraths- und Waarenhäuser in der Stadt mit Beschlag belegt. Die Citadelle selbst war nicht mehr sicher und es schien fraglich, ob die Räumung Bastias ohne Kampf möglich sein werde.

Nelson's energisches Auftreten erstickte freilich den Aufstand im Keime. Er ließ der städtischen Behörde erklären: der geringste

Digitized by Google

Versuch, den Abzug der Engländer zu hindern, werde das Bombardement Bastias nach sich ziehen; und wie durch einen Zauber verschwanden die aufständischen Scharen aus der Stadt. Am Abend desselben Tages begab sich der Vicekönig auf Nelson's Flaggenschiff. Tags darauf landeten 100 Matrosen, die, von 100 Soldaten aus der Citadelle unterstützt, die Einschiffung der Vorräthe begannen. Am Abend des 19. berechnete Nelson, daß an Kanonen, Pulver, Lebensmitteln und Vorräthen aller Art ein Werth von etwa 200000 Pfd. St. gerettet worden sei. Doch es war auch hohe Zeit gewesen. Schon am 18. waren französische Truppen beim Cap Corso gelandet; die spanische Flotte kreuzte auf der Höhe von San-Fiorenzo; alles mahnte zur Eile. Zuletzt wurden noch die Kanonen der Citadelle vernagelt, und nachdem diese selbst um 12 Uhr nachts geräumt worden, rückten die Franzosen eine Stunde später in Bastia ein.

Nelson geleitete mit seiner Flotille die aus dem Hafen von Bastia befreiten englischen Handelsschiffe nach Porto-Ferrajo; von dort segelte er am 2. November nach Gibraltar, wo Admiral Jervis mit dem Gros der englischen Flotte vor Anker lag. Es war noch aus England kein Befehl zur Räumung Elbas eingetroffen. Dieser vereinzelte Posten schien indeß nach der Räumung Corsicas so bloßgestellt und zugleich von so zweifelhaftem Nutzen, daß Jervis am 10. December 1796 auf eigene Verantwortlichkeit an Nelson den Befehl ertheilte: die Besatzung der Insel sammt den dort liegenden Schiffen und Vorräthen zum Rückzug aufzufordern und nach Gibraltar zu escortiren. Auf dem Wege nach Elba bestand Nelson mit mehrern spanischen Fregatten ein unentschiedenes Gefecht. Eins der spanischen Schiffe hatte bereits die Flagge gestrichen und war als Prise in Besitz genommen; ein anderes floh und wurde verfolgt, als das Erscheinen zweier spanischen Linienschiffe das Abbrechen des Kampfes nothwendig machte. Nelson's Aufenthalt in Porto-Ferrajo dehnte sich länger aus, als er erwartet hatte. Der Commandant, General de Burgh, weigerte sich, die Insel zu verlassen ohne directe Befehle von England, und eine Woche

Digitized by Google

nach der andern verfloß, ohne daß diese Befehle eintrafen. Nelson empfand diesen Aufschub um so peinlicher, weil er fürchtete, es möge inzwischen eine große Seeschlacht gefochten werden, eine Schlacht, an deren Gefahren und Erfolgen er keinen Theil habe. Endlich, da General de Burgh's Widerstand unbezwinglich war, begnügte er sich mit der Einschiffung der Flottenvorräthe, und verließ Porto-Ferrajo am 22. Januar 1797. Auf der Rückfahrt recognoscirte er die Häfen von Toulon und Cartagena. Am 10. Februar kam er in Gibraltar an, erfuhr dort, daß die erwartete Schlacht noch nicht geschlagen sei, und eilte schon am 11. weiter nach Westen, um die englische Flotte zu erreichen, die zum Schutze Portugals in der Richtung von Lissabon abgesegelt war. Unterdessen hatte die spanische Flotte Cartagena verlassen. Nelson sah sie am Eingang in die Straße von Gibraltar, entging ihrer Verfolgung und vereinigte sich am 13. Februar mit der englischen Hauptmacht unter Admiral Jervis auf der Höhe des Caps Saint-Vincent.

Die spanische Flotte unter Don José de Cordova war ihm gefolgt und kam am Morgen des 14. Februar in Sicht. Sie bestand aus 27 Linienschiffen und 10 Fregatten, die vereinigte englische Flotte aus nur 15 Linienschiffen und 4 Fregatten. Aber die Streitkräfte waren, wie Nelson nach der Schlacht in einem Briefe an den Herzog von Clarence bemerkte, nur scheinbar ungleich; denn an Kampfesmuth und seemännischem Genie waren die Engländer ihren Gegnern weit überlegen. Von Anfang an verdarben diese sich durch Fahrlässigkeit und Ungeschick die Hoffnung auf den Sieg, welche ihre Zahl zu rechtfertigen schien. Admiral Cordova hatte neun Tage früher von einem amerikanischen Kapitän gehört, die englische Flotte bei Cap Saint-Vincent bestehe aus nur 9 Linienschiffen, und diese Nachricht war es gewesen, die ihn zu einem sofortigen Angriff bestimmt hatte. Mittlerweile jedoch hatte Jervis eine Verstärkung von 6 Linienschiffen erhalten, ein Umstand, von dem Cordova nicht unterrichtet war und dessen Möglichkeit er auch nicht der Mühe werth hielt vorauszusetzen. Sorglos, in weit verstreuter Ordnung segelte er nach Cap Saint-Vincent zu, als am Morgen

Digitized by Google

des 14. Februar die englische Flotte dem spanischen Lugausschiff sichtbar wurde. Der Morgen war nebelig und die Zahl der englischen Schiffe ließ sich nicht sofort mit Sicherheit erkennen. Da der Kapitän des Lugausschiffes fand, daß man sein Signal über die Nähe der feindlichen Flotte nicht hinreichend berücksichtigte, gab er ein neues Signal, welches meldete: die englische Flotte bestehe aus 40 Linienschiffen. Er erlaubte sich, seiner eigenen Aussage gemäß, diesen Schreckschuß, um den Admiral zur Thätigkeit aufzurütteln; aber die Wirkung ging weiter: der Admiral und die ganze Flotte geriethen in Bestürzung. Jervis, der auf die Kunde vom Herannahen des Feindes schon während der Nacht die nöthigen Vorkehrungen zum Kampfe getroffen hatte, machte sich diese Lage der Dinge mit rascher Entschlossenheit zu Nutze. Ehe die spanische Flotte Zeit fand, sich zusammenzuziehen und in Schlachtordnung aufzustellen, durchbrach er sie mit seinen schnellsten Schiffen und schnitt neun der am weitesten vorgerückten feindlichen Schiffe von der Hauptmasse ab. Der Versuch dieser Schiffe, auch ihrerseits die englische Linie zu durchbrechen oder unter dem Winde zu umsegeln, wurde abgewehrt, und gegen Mittag befanden sie sich in voller Flucht, um erst am Ende der Schlacht, bei einbrechender Dämmerung, wieder auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Unterdessen hatte auch die Hauptmasse der spanischen Flotte sich in Bewegung gesetzt. Was ihr Admiral beabsichtigte, war nicht sofort klar; aber Jervis zögerte nicht mit dem Angriff auf diesen neuen Gegner. Er gab seiner Flotte das Signal: der Reihe nach an der feindlichen Linie vorbeizusegeln und dieselbe zu beschießen. Während dieses Manöver zum zweiten mal ausgeführt wurde, bemerkte Nelson, der sich an Bord des Captain im Hintertreffen befand, daß die Spanier eine Bewegung begonnen hatten, deren Zweck es war, in den Rücken der englischen Linie zu gelangen und von dort aus eine Wiedervereinigung mit den abgeschnittenen Schiffen zu bewerkstelligen, vielleicht auch, einem weitern Kampfe auszuweichen. Die Verhinderung dieses Versuchs schien ihm von entscheidender Bedeutung. Ohne langes Besinnen verließ er daher auf eigene Verantwortlichkeit seine

Digitized by Google

Stelle in der englischen Schlachtreihe und steuerte mit dem Captain den Schiffen des Umgehungsgeschwaders entgegen. Diese kühne Bewegung führte ihn gerade auf das spanische Admiralschiff zu, die kolossale Santissima Trinidad, einen Vierdecker von 136 Kanonen, damals das größte Schiff der Erde. Aber im Bewußtsein der entscheidenden Bedeutung seines Vorgehens schrak er nicht vor dem Kampfe mit diesem gewaltigen Gegner und dessen nächsten Begleitern, dem San-Josef von 112 und dem San-Nicholas von 80 Kanonen, zurück. Auch hatte sein heroisches Beispiel in der englischen Flotte Nachahmung gefunden; denn Kapitän Troubridge mit dem Culloden eilte ihm nach, herbei zu seiner Unterstützung. Es war etwa halb 3 Uhr geworden, und fast eine Stunde lang kämpften nun diese beiden englischen Schiffe allein gegen ihre kolossalen Gegner, denen sich später noch der Salvador del Mundo von 112, der San-Isidro von 74 Kanonen und zwei andere spanische Linienschiffe anschlossen. Diese unerwartete Wendung entschied das Schicksal der Schlacht. Admiral Cordova, in der beabsichtigten Bewegung aufgehalten und vermuthlich nicht geneigt, einen entscheidenden Kampf zu wagen, gab, als nicht lange nachher auch die Linienschiffe Blenheim und Excellent Nelson zu Hülfe eilten und in einiger Entfernung der Contreadmiral Parker mit dem Prince George, Orion, Irresistible und Diadem dem Kampfplatze zusteuerte, das Signal zur Umkehr. Indeß so leicht konnten die Kämpfenden nicht getrennt werden. Die englischen Schiffe hatten unter dem Feuer der spanischen Kolosse furchtbar gelitten, aber auch die spanischen Schiffe waren stark beschädigt. Nicht lange, so strichen der San-Isidro und der Salvador del Mundo vor dem vom Kapitän Collingwood commandirten Excellent die Flagge. Auch der San-Nicholas empfing von demselben Schiffe ein verheerendes Feuer. Auf englischer Seite waren um dieselbe Zeit der Captain und Culloden fast kampfunfähig geworden. Der Captain hatte Vordermast, Segel, Taue und Steuerruder verloren und sich fast völlig verschossen. Zugleich empfing er aus Pistolenschußweite das Feuer des San-Nicholas und des San-Josef, welcher letztere nach Verlust eines seiner Masten an dem

Digitized by Google

Bord des San-Nicholas eine Stütze fand. Es war ein kritischer Augenblick. Aber solche Augenblicke sind die Prüfsteine des Genius, und Nelson's glückliche Inspiration verwandelte durch einen plötzlichen Entschluß die drohende Gefahr in Sieg. Hülflos und fast dem Untergange nahe, ließ er sein Schiff hart an dem San-Nicholas heranfahren und gab den Befehl zum Entern. Ein Theil seiner Mannschaft unter Kapitän Berry erklomm das feindliche Schiff von den Raaen aus; zugleich zerschmetterte ein Seesoldat das Fenster an der Galerie des Hinterdecks des San-Nicholas, und Nelson selbst drang durch diese Oeffnung an der Spitze einer andern Schar in die Kajüte des spanischen Kapitäns. Dieser fiel, indem er sich auf das Hinterdeck zurückzog. Dort angekommen, fand Nelson seine Leute schon im Besitz des Decks und im Begriff, die feindliche Flagge einzuziehen. Er stürmte weiter nach dem Vorderdeck, wo er mehrere spanische Offiziere traf, die ihm ihre Schwerter überlieferten. In kürzester Zeit war so der San-Nicholas genommen; aber von dem San-Josef aus eröffneten nun die Spanier ein heftiges Pistolen- und Gewehrfeuer auf die Enterer. Nelson stellte in aller Eile Schildwachen an den Leitern auf, beorderte Verstärkungen von dem Captain an Bord der Prise und gab dann Befehl, auch den San-Josef zu entern. Er selbst stellte sich an die Spitze der Stürmenden, und mit dem Ausruf: „Sieg oder die Westminster-Abtei!" erklomm er das Tauwerk des San-Josef. Dieser unerwartete Angriff verbreitete einen panischen Schrecken unter den Spaniern. Noch ehe Nelson mit seinen Leuten das Deck des San-Josef erreicht hatte, rief ein spanischer Offizier ihm vom Bord zu: das Schiff ergebe sich, und kaum hatte Nelson das Deck betreten, so überreichte jener ihm kniend seinen Degen. Einen Augenblick konnte er kaum an die Wirklichkeit eines so großen Erfolges glauben. Er befahl dem spanischen Commandanten, der die Abwesenheit des schwerverwundeten Admirals entschuldigte, seine Offiziere zu versammeln und diesen die erfolgte Uebergabe kundzuthun. Dies geschah, „und unglaublich" (um mit Nelson's eigenen Worten zu reden), „wie die Geschichte scheinen mag", auch die Offiziere überreichten ihm einer

Digitized by Google

nach dem andern auf dem Hinterdeck ihre Degen. „Ich", fügt Nelson hinzu, „übergab sie, sowie ich sie empfing, an William Fearney, einen meiner Bootsleute, der sie mit der größten Kaltblütigkeit unter den Arm nahm."

Kaum war die Uebergabe des San-Josef erfolgt, als man entdeckte, daß der San-Nicholas brenne; aber durch energisches Einschreiten wurde das Feuer gelöscht. Da der Captain völlig kampfunfähig geworden war, begab Nelson sich an Bord der Fregatte Minerva. Andere Schiffe des englischen Vordertreffens hatten inzwischen den Kampf gegen die Santissima Trinidad fortgesetzt und von mehr als einer Seite wurde behauptet, auch dieses spanische Admiralschiff habe die Flagge gestrichen. Allein der Wintertag neigte sich seinem Ende zu. Die neun spanischen Schiffe, die am Morgen von ihren Gefährten getrennt waren, näherten sich wieder, und da die Spanier trotz ihrer Verluste der englischen Flotte noch immer überlegen waren und die Sicherung der vier eroberten Schiffe Eile erforderte, hielt Admiral Jervis es für das Gerathenste, den Kampf abzubrechen. Um 5 Uhr wurde dieser Befehl der Flotte signalisirt. Die Spanier ihrerseits fühlten sich nicht zur Fortsetzung des Kampfes geneigt. Beide Flotten zogen sich aus Gesichtsweite zurück.

So endete die Schlacht von Saint-Vincent. Im Verhältniß zu den errungenen Resultaten waren die Verluste der Engländer nicht groß. Sie hatten 73 Todte und 227 Verwundete; aber nicht weniger als der vierte Theil davon kam auf den Captain allein. Nelson, der sich am Ende der Schlacht mit zerschossenem Hute, geschwärzt von Schmuz und Pulverdampf, wie er war, auf das Admiralschiff Victory begab, wurde von Jervis aufs wärmste empfangen. Der sonst sehr kühle Mann umarmte ihn, erklärte, er könne ihm nicht genug danken, und bediente sich, nach Nelson's eigener Bemerkung, aller freundlichen Ausdrücke, die nicht verfehlen konnten, ihn zu beglücken. Um so auffallender mußte es scheinen, daß Jervis in der Depesche, welche den erfochtenen Sieg nach England meldete, Nelson's mit keiner Silbe erwähnte. Man meinte, er habe dies unterlassen, um nicht auch

Digitized by Google

den genialen Eigenwillen Nelson's, der ohne Zweifel so viel zum Siege beitrug, erwähnen zu müssen, oder um nicht andere Offiziere von höherm und gleichem Range zu kränken, die alle mit musterhafter Tapferkeit gefochten hatten. Thatsache ist, daß Jervis niemand mit besonderm Lobe nannte außer seinem Flaggenkapitän Sir Robert Calder, der die Depesche nach England überbrachte. Allein die Kunde von Nelson's kühnen Thaten drang durch andere Kanäle in die Heimat und machte dort seinen Namen zuerst in weitern Kreisen berühmt und volksthümlich. Schon ehe die Nachricht von der Schlacht von Saint-Vincent England erreichte, war Nelson zum Range eines Contreadmirals befördert; für seine Theilnahme an der Schlacht erhielt er das Ritterkreuz des Bathordens. Die Stadt Bath, wo man ihn noch von früher kannte, ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht. Sein Vater, der wie gewöhnlich zur Cur in Bath war, schrieb ihm von dort: „Die Höhe des Ruhmes, zu der Dein professionelles Geschick, vereint mit einem gehörigen Grade von Tapferkeit, Dich unter dem Schutze der Vorsehung erhoben hat, erringen wenige, mein lieber Sohn, und wenige Väter erleben es, sie zu sehen. Thränen der Freude sind unwillkürlich auf meine gefurchten Wangen niedergeträufelt. Wer könnte sich dem Eindruck so allgemeiner Glückwünsche entziehen? Der Name und die Verdienste Nelson's sind durch die Stadt Bath erschollen, von dem wandernden Straßensänger bis ins öffentliche Theater." Auch Norwich, die Hauptstadt der Grafschaft, in der er geboren war, ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht, nachdem er selbst ihr seine Anhänglichkeit bezeigt hatte, indem er ihr den Degen des Admirals des San-Josef zum Geschenk machte.

Von dem Schlachtfelde, bei Cap Saint-Vincent begab die englische Flotte sich mit ihren Prisen zunächst nach der Bai von Lagos und von dort zu vollständiger Ausbesserung und Verproviantirung nach Lissabon. Einen Monat später wurde Nelson mit einem Geschwader von drei Linienschiffen auf die Höhe von Cadix beordert, wohin die spanische Flotte sich zurückgezogen hatte. Er kreuzte dort bis zu Anfang April 1797, als Admiral Jervis, der inzwischen zum Grafen von Saint-Vincent erhoben

Digitized by Google

war, mit dem Reste der Flotte eintraf. Jetzt erfuhr Nelson auch seine eigene Beförderung zum Admiral. Der erste Dienst, den er in dieser neuen Würde leistete, war die Rückführung der Truppen des Generals de Burgh von der Insel Elba. Zu Ende Mai langte er von dieser Expedition wieder bei Cadix an und wurde nun zum Befehlshaber der der Küste zunächstliegenden innern Linie der englischen Blokadeflotte ernannt. Wenn dieser Posten der Gefahr als solcher seinem kühnen Sinne am angemessensten war, so that er der Flotte zugleich noch einen andern Dienst, indem er seine Flagge an Bord des Linienschiffes Theseus aufhißte. Dieses Schiff war erst vor kurzem aus England eingetroffen und man traute der Mannschaft nicht ganz, weil sie betheiligt gewesen war an der gefährlichen Meuterei, welche damals in Portsmouth und am Nore stattgefunden hatte. Unter Nelson's Führung verschwanden bald die letzten Symptome von Insubordination. Durch Festigkeit und Wohlwollen gewann er sich das Vertrauen und die Neigung seiner Leute. Erst kurze Zeit war nach seiner Uebernahme des Commandos des Theseus verflossen, als man eines Tages auf dem Hauptdeck einen Brief fand mit der Unterschrift „Die Schiffsmannschaft", der die Worte enthielt: „Glückauf, Admiral Nelson! Gott segne Kapitän Miller! Wir danken Ihnen für die Offiziere, welche Sie über uns gesetzt haben. Wir sind glücklich und zufrieden und wollen unter Ihrem Befehl unsern letzten Blutstropfen vergießen und der Name des Theseus soll ebenso unsterblich werden wie der des Captain." An Gelegenheit, diese guten Absichten zu bewähren, fehlte es nicht; denn fast täglich kam es zu Kämpfen zwischen den Wachtschiffen und den Kanonenbooten beider Flotten am Eingange des Hafens von Cadix. Die bei Saint-Vincent geschlagene spanische Flotte hielt sich indeß ruhig im Hafen. Um sie womöglich von neuem herauszulocken, unternahmen endlich sämmtliche Lang-, Kanonen- und Mörserboote der englischen Flotte in der Nacht vom 3. Juli unter Nelson's persönlicher Führung einen Angriff auf die Küstenbatterien und die Reihe der feindlichen Wachtschiffe. In dem Kampfe, der sich bei dieser Gelegenheit entspann, bestand Nelson

Digitized by Google

eins der gefährlichsten Abenteuer seines abenteuervollen Lebens. Immer begierig, nicht blos den Kampf zu leiten, sondern seinen Genossen als Vorkämpfer voranzuleuchten, hatte er sein Admiralschiff mit einem offenen Boote vertauscht und gerieth, wie durch Instinct geführt, bald in ein Gefecht mit Don Miguel Trepoyne, dem Anführer der spanischen Kanonenboote. Das spanische Boot hatte 26, Nelson's Boot, abgesehen von Kapitän Freemantle und Nelson's altem Barkenführer John Sykes, nur 10 Matrosen zur Bemannung. Ein hitziges Handgemenge erhob sich und Nelson selbst kämpfte in der vordersten Reihe, als ein Säbelhieb gegen seinen Kopf gerichtet wurde, der nur durch die aufopfernde Hingabe des Barkenführers Sykes, der seinen eigenen Kopf dazwischenwarf, sein Ziel verfehlte. Sykes fiel schwer verwundet zu Boden. Nelson drang mit den andern in das spanische Boot ein; aber erst nachdem 18 von den Spaniern gefallen und alle übrigen verwundet waren, erreichte der Kampf sein Ende. Die Spanier zogen sich schließlich unter die Hafenbatterien zurück. Ein zweiter, durch mehrere Mörserboote verstärkter Nachtangriff wurde am 5. Juli unternommen. Derselbe that im Hafen und in der Stadt bedeutenden Schaden und veranlaßte 10 Linienschiffe der spanischen Flotte, sich aus der Schußweite der Mörser zurückzuziehen; doch Nelson's Hoffnung, daß sie den Hafen verlassen würden, blieb unerfüllt. Indeß sollte sein Aufenthalt bei Cadix seine Geduld nicht mehr auf eine lange Probe stellen. Am 14. Juli, als die Vorbereitungen zu einem neuen Angriff noch nicht beendet waren, rief ein Signal Lord Saint-Vincent's ihn aus seiner vorgeschobenen Stellung ab und an demselben Tage erfuhr er, daß er zu einem Unternehmen ausersehen sei, das ihm besser anstand als die Wache vor dem Hafen von Cadix.

Schon mehrere Monate vorher hatte Nelson eine Expedition gegen Teneriffa vorgeschlagen. Das Gerücht war damals verbreitet: der Vicekönig von Mexico sei mit reichbeladenen Silbergaleonen im Hafen von Santa-Cruz eingetroffen, und Nelson meinte, wenn nur die nöthigen Landungstruppen ihm zu Gebote

Digitized by Google

ständen, könne der glückliche Schlag Blake's, der während Cromwell's Protectorat die spanischen Schatzschiffe aus Santa-Cruz entführte, wiederholt werden. Es fand sich jedoch, daß jenes Gerücht auf einem Irrthum beruhte. Nun aber meldeten die neuesten Zeitungen von Teneriffa die Ankunft des spanischen Schiffes Principe d'Asturias mit Schätzen und einer werthvollen Ladung aus Manila, und Lord Saint-Vincent war der Ansicht, der richtige Moment für die früher vertagte Expedition sei gekommen. Er stellte Nelson die Wahl der nöthigen Schiffe frei, und schon tags darauf, am Morgen des 15. Juli, segelte dieser mit den Linienschiffen Theseus, Culloden und Zealous, den Fregatten Leander, Seahorse, Emerald und Terpsichore, dem Cutter Fox und einem Mörserboot nach den Canarischen Inseln ab. Landungstruppen wurden nicht mitgenommen, da die Mannschaft der Schiffe, die sich auf etwa 1000 Matrosen und Seesoldaten belief, für einen raschen, kräftigen Handstreich genügend schien. Am 20., als die Expedition noch etwa 13 Seemeilen von Teneriffa entfernt war, versammelte Nelson seine Kapitäne zu einem Kriegsrath an Bord des Theseus. Der Plan war, 900 Mann von den verschiedenen Schiffen auf 3 Fregatten zu versammeln. Diese sollten sich unter dem Schutze der Nacht dem Fort auf der Nordostseite der Bai von Santa-Cruz nähern, ihre Bemannung in Booten ans Land schicken, sich des Fort bemächtigen und dann, während zugleich das Hauptgeschwader unter Nelson an die Insel heranfuhr, den Gouverneur zur Uebergabe auffordern. Im Laufe des 21. waren alle nöthigen Vorbereitungen getroffen. Um Mitternacht befanden die 3 Fregatten sich etwa dreiviertel Meilen von der Stelle, wo die Landung stattfinden sollte; allein eine stürmische See und eine heftige Strömung vom Ufer her erschwerte die Annäherung, sodaß die Landungstruppen noch eine Viertelmeile vom Ufer entfernt waren, als der Tagesanbruch den Spaniern die drohende Gefahr entdeckte. Für die Einnahme des Fort durch einen Handstreich war es nun zu spät. Es wurde statt dessen beschlossen, die oberhalb des Fort gelegenen Höhen zu besetzen, indeß Nelson, um die Aufmerksamkeit der Besatzung abzulenken

Digitized by Google

mit seinen Linienschiffen das Fort selbst bombardirte. Die Fregatten landeten hierauf ihre Mannschaft; aber trotz aller Bemühungen gelang es nicht, die Schiffe gegen die ungünstige Strömung dem Ufer näher zu bringen als bis auf dreiviertel Meilen, eine Entfernung, bei welcher die Artillerie jener Tage nicht in Wirksamkeit treten konnte. Während der Zwischenzeit hatten auch die Spanier die bedrohten Höhen besetzt. Es leuchtete ein, daß die Eroberung von Santa-Cruz von dieser Seite unthunlich war. Die Landungstruppen wurden daher wieder eingeschifft. Aber Nelson war nicht der Mann, das Unternehmen nach einem verunglückten Versuch aufzugeben. Wenigstens noch ein kräftiger Angriff schien ihm für die Ehre der englischen Waffen nothwendig, und er war entschlossen, diesen Angriff in Person zu führen.

Seine Hoffnung auf Erfolg war nicht so lebhaft wie sonst wol. Er sah das Gefährliche des Wagnisses und schien von düstern Vorahnungen erfüllt. An Lord Saint-Vincent schrieb er vor dem Beginn des Sturmes: „Morgen werde sein Haupt wahrscheinlich entweder mit Lorbern gekrönt sein oder mit Cypressen", und empfahl, wenn er fallen sollte, dem Oberbefehlshaber seinen Stiefsohn Josias Nisbett, der ihn als Lieutenant in dem Theseus begleitet hatte.

Am 23. und 24. lag das englische Geschwader eine halbe Meile nördlich von Santa-Cruz vor Anker. Der Angriff sollte diesmal direct gegen den Hafen und die Stadt gerichtet werden. Um 11 Uhr abends am 24. stießen die Landungsboote mit ungefähr 700 Mann und der Cutter Fox mit 180 Mann in sechs Abtheilungen von den Schiffen ab und ruderten, geführt von Nelson und sämmtlichen Kapitänen des Geschwaders, dem Hafen zu. Der Plan war, an dem Hafendamme zu landen, von dort so rasch als möglich den Hauptplatz der Stadt zu erreichen, sich auf diesem zu formiren und dann nach den Umständen die erlangten Vortheile weiter zu nutzen. Die Nacht war finster und die Boote wurden erst, als sie sich in halber Schußweite vom Ufer befanden, bemerkt. In diesem Augenblick gab Nelson dem kleinen Geschwader Befehl, sich zu trennen und in gelöster Ordnung unter Hurrahrufen dem Landungsplatze zuzueilen. Aber die

Digitized by Google

Spanier waren gut vorbereitet; ihre Lärmglocken antworteten den englischen Hurrahs und der Donner von 40 Kanonen, unterstützt durch ein heftiges Musketenfeuer aus allen Theilen der Stadt, empfing die Stürmenden. In der Dunkelheit verfehlten überdies die meisten Boote den Hafendamm. Sie wurden durch eine wüthende Brandung seitwärts an das felsige Ufer getrieben, großentheils stark beschädigt und unbrauchbar gemacht. Die Mannschaft derjenigen Boote, welche den Damm fanden, erstürmte denselben ohne Verzug und vernagelte die darauf befindlichen Kanonen. Nun aber begrüßte sie von der Citadelle und den umliegenden Häusern ein so heftiges Kartätschen- und Gewehrfeuer, daß weiteres Vorrücken unmöglich war, und in kurzem war fast die ganze hier gelandete Truppe todt oder verwundet. Nelson, der gleichfalls den Damm erreicht hatte, erhielt, als er eben ans Land steigen wollte, einen Schuß durch den rechten Elnbogen und fiel in das Boot zurück. Sein Stiefsohn, der dicht neben ihm stand, legte ihn auf den Boden des Bootes, sah nach der Wunde und hatte die Geistesgegenwart, ihm mit seinem seidenen Halstuch den Oberarm rasch und fest zu unterbinden. Die starke Blutung wurde dadurch gehemmt und Nelson's Leben gerettet. Einer der Bootsleute zerriß sein Hemd und machte daraus eine Schlinge für den zerschmetterten Arm des Admirals. Mit Hülfe mehrerer anderer Matrosen gelang es endlich auch, das Boot flott zu machen, das infolge des Fallens der Flut gestrandet war. Nisbett nahm eins der Ruder und befahl dem Steuermann, dicht unter den Kanonen der Batterie herzufahren, wodurch man dem furchtbaren Feuer derselben entging. Kurz darauf hörte man ein lautes Geschrei von der Mannschaft des Fox; der Kutter hatte einen Schuß unter der Wasserlinie bekommen und ging rasch unter. Nelson, der eben aus seiner Betäubung erwacht war, richtete sich mühsam auf und half trotz seiner schmerzhaften Verwundung mehrern der Umherschwimmenden mit eigener Hand in sein Boot. Das erste Schiff, das er erreichte, war die Fregatte Seahorse; aber er weigerte sich fest, den Schutz derselben aufzusuchen, so sehr man in ihn drang. „Ich will lieber sterben", sagte er, „als

Digitized by Google

Mrs. Freemantle (die Frau des Kapitäns) in Schrecken setzen, indem ich zulasse, daß sie mich in diesem Zustande sieht, da ich ihr keinerlei Nachricht von ihrem Manne geben kann." Als man endlich ohne Unfall bei dem Theseus ankam, lehnte er auch dort jeden Beistand ab. Das Boot solle zurückeilen, um noch so viele als möglich von der Mannschaft des Fox zu retten; man solle ihm nur vom Bord ein Tau zuwerfen. Und dieses um seinen linken Arm schlingend, ließ er sich an der Seite des Schiffs hinaufziehen. Oben angekommen, bemerkte er, man solle sich nicht um ihn bekümmern. Er habe noch seine Beine und einen Arm; der Wundarzt möge sich nur mit seinen Instrumenten beeilen. Er wisse, daß er seinen rechten Arm verlieren müsse; je eher derselbe daher ab sei, desto besser.

Unterdessen hatten die übrigen Führer ihre Landungsversuche fortgesetzt, aber kaum mit günstigerm Erfolg; Kapitän Bowen fiel, tödlich getroffen, indem er den Molo hinanstürmte; Kapitän Freemantle wurde schwer verwundet. Die Kapitäne Troubridge und Waller erreichten freilich mit einigen ihrer Leute den großen Platz vor der Citadelle und wurden bei Tagesanbruch durch versprengte Zuzüge unter den Kapitänen Hood und Miller bis auf 240 Mann verstärkt; allein die Sturmleitern waren in der Brandung verloren gegangen, die Munition durchnäßt; mehrere tausend Spanier standen unter den Waffen, die Straßen wurden nach allen Seiten von Artillerie bestrichen. Fernetes Beharren unter diesen Umständen wäre Wahnsinn gewesen. Kapitän Troubridge schickte daher einen Unterhändler an den Gouverneur Don Juan Gutierrez, und durfte sich glücklich schätzen, daß er durch seine entschlossene Haltung für sich und seine Leute freien Abzug erlangte. Der Verlust des Geschwaders in dieser unglücklichen Nacht betrug 44 Todte, 105 Verwundete und 101 Ertrunkene.

Nelson's tiefe Niedergeschlagenheit über das Mislingen der Expedition und sein eigenes Unglück spiegelt sich in den die Berichte seiner Kapitäne begleitenden Zeilen an Lord Saint-Vincent, den ersten, die er mit seiner linken Hand schrieb. „Ich bin", so begann dieser 27. Juli 1797 vom Bord des Theseus datirte Brief, „meinen Freunden zur Last und meinem Vater-

Digitized by Google

lande unnütz geworden. Wenn ich Ihr Commando verlasse, werde ich todt sein für die Welt; ich gehe von hinnen und werde nicht mehr gesehen." Dann, nachdem er seinen Stiefsohn nochmals der Gunst des Admirals empfohlen, schloß er: „Ich hoffe, Sie werden mir eine Fregatte geben können, welche die Reste meines Leichnams nach England bringt." Lord Saint-Vincent's freundschaftlich theilnehmender Empfang bei der Rückkehr des Geschwaders von Teneriffa nach Cadix, seine Erklärung, daß, obgleich Sterbliche nicht im Stande seien, den Erfolg zu commandiren, Nelson und seine Gefährten ihn durch ihre heroische Ausdauer jedenfalls verdient hätten, mochte das erste heiße Brennen der Wunde kühlen, die seinem Ehrgeiz nicht minder als seinem Körper geschlagen worden. Aber doch war es für den Helden mit der feurigen thatendurstigen Seele eine tieftraurige Zeit, die er nun durchlebte. Sein Arm heilte langsam; seine Rückkehr in den activen Dienst schien in die weiteste Ferne gerückt. „Ein linkischer Admiral", sagte er in einem spätern Briefe, „wird nie wieder als brauchbar gelten. Je eher ich daher ein sehr bescheidenes Landhaus finde, desto besser." — In der letzten Augustwoche segelte er in der Fregatte Seahorse nach England; nach seiner Ankunft in Spithead erhielt er von der Admiralität die Erlaubniß, seine Flagge zu streichen.

Mehr als vier Jahre waren verflossen, seit Nelson England mit dem Agamemnon verlassen hatte. Während dieser Jahre hatte er sich durch kühne Thaten einen gefeierten Namen gemacht, aber er hatte seinen Ruhm auch theuer erkauft, durch den Verlust eines Auges und eines Armes. Er kehrte heim als Krüppel und, was ihn am tiefsten schmerzte, nach einem erfolglosen Unternehmen. Seiner Frau hatte er weniger verzweifelnd geschrieben: „Das sei einmal das Kriegslos; er habe große Ursache, dankbar zu sein, und es werde sie freuen, zu hören, daß ihr Sohn ihm das Leben gerettet. Es solle ihn nicht wundern, wenn man ihn vernachlässige und vergesse; er werde sich dennoch reich fühlen, wenn er nur fortfahre, sich *ihrer* Liebe zu erfreuen." Von Portsmouth begab er sich zunächst nach Bath, wo er seine Frau

Digitized by Google

Mrs. Freemantle (die Frau des Kapitäns) in Schrecken setzen, indem ich zulasse, daß sie mich in diesem Zustande sieht, da ich ihr keinerlei Nachricht von ihrem Manne geben kann." Als man endlich ohne Unfall bei dem Theseus ankam, lehnte er auch dort jeden Beistand ab. Das Boot solle zurückeilen, um noch so viele als möglich von der Mannschaft des Fox zu retten; man solle ihm nur vom Bord ein Tau zuwerfen. Und dieses um seinen linken Arm schlingend, ließ er sich an der Seite des Schiffs hinaufziehen. Oben angekommen, bemerkte er, man solle sich nicht um ihn bekümmern. Er habe noch seine Beine und einen Arm; der Wundarzt möge sich nur mit seinen Instrumenten beeilen. Er wisse, daß er seinen rechten Arm verlieren müsse; je eher derselbe daher ab sei, desto besser.

Unterdessen hatten die übrigen Führer ihre Landungsversuche fortgesetzt, aber kaum mit günstigerm Erfolg; Kapitän Bowen fiel, tödlich getroffen, indem er den Molo hinanstürmte; Kapitän Freemantle wurde schwer verwundet. Die Kapitäne Troubridge und Waller erreichten freilich mit einigen ihrer Leute den großen Platz vor der Citadelle und wurden bei Tagesanbruch durch versprengte Zuzüge unter den Kapitänen Hood und Miller bis auf 240 Mann verstärkt; allein die Sturmleitern waren in der Brandung verloren gegangen, die Munition durchnäßt; mehrere tausend Spanier standen unter den Waffen, die Straßen wurden nach allen Seiten von Artillerie bestrichen. Ferneres Beharren unter diesen Umständen wäre Wahnsinn gewesen. Kapitän Troubridge schickte daher einen Unterhändler an den Gouverneur Don Juan Gutierrez, und durfte sich glücklich schätzen, daß er durch seine entschlossene Haltung für sich und seine Leute freien Abzug erlangte. Der Verlust des Geschwaders in dieser unglücklichen Nacht betrug 44 Todte, 105 Verwundete und 101 Ertrunkene.

Nelson's tiefe Niedergeschlagenheit über das Mislingen der Expedition und sein eigenes Unglück spiegelt sich in den die Berichte seiner Kapitäne begleitenden Zeilen an Lord Saint-Vincent, den ersten, die er mit seiner linken Hand schrieb. „Ich bin", so begann dieser 27. Juli 1797 vom Bord des Theseus datirte Brief, „meinen Freunden zur Last und meinem Vater-

Digitized by Google

lande unnütz geworden. Wenn ich Ihr Commando verlasse, werde ich todt sein für die Welt; ich gehe von hinnen und werde nicht mehr gesehen." Dann, nachdem er seinen Stiefsohn nochmals der Gunst des Admirals empfohlen, schloß er: „Ich hoffe, Sie werden mir eine Fregatte geben können, welche die Reste meines Leichnams nach England bringt." Lord Saint-Vincent's freundschaftlich theilnehmender Empfang bei der Rückkehr des Geschwaders von Teneriffa nach Cadix, seine Erklärung, daß, obgleich Sterbliche nicht im Stande seien, den Erfolg zu commandiren, Nelson und seine Gefährten ihn durch ihre heroische Ausdauer jedenfalls verdient hätten, mochte das erste heiße Brennen der Wunde kühlen, die seinem Ehrgeiz nicht minder als seinem Körper geschlagen worden. Aber doch war es für den Helden mit der feurigen thatendurstigen Seele eine tieftraurige Zeit, die er nun durchlebte. Sein Arm heilte langsam; seine Rückkehr in den activen Dienst schien in die weiteste Ferne gerückt. „Ein linkischer Admiral", sagte er in einem spätern Briefe, „wird nie wieder als brauchbar gelten. Je eher ich daher ein sehr bescheidenes Landhaus finde, desto besser." — In der letzten Augustwoche segelte er in der Fregatte Seahorse nach England; nach seiner Ankunft in Spithead erhielt er von der Admiralität die Erlaubniß, seine Flagge zu streichen.

Mehr als vier Jahre waren verflossen, seit Nelson England mit dem Agamemnon verlassen hatte. Während dieser Jahre hatte er sich durch kühne Thaten einen gefeierten Namen gemacht, aber er hatte seinen Ruhm auch theuer erkauft, durch den Verlust eines Auges und eines Armes. Er kehrte heim als Krüppel und, was ihn am tiefsten schmerzte, nach einem erfolglosen Unternehmen. Seiner Frau hatte er weniger verzweifelnd geschrieben: „Das sei einmal das Kriegslos; er habe große Ursache, dankbar zu sein, und es werde sie freuen, zu hören, daß ihr Sohn ihm das Leben gerettet. Es solle ihn nicht wundern, wenn man ihn vernachlässige und vergesse; er werde sich dennoch reich fühlen, wenn er nur fortfahre, sich ihrer Liebe zu erfreuen." Von Portsmouth begab er sich zunächst nach Bath, wo er seine Frau

Digitized by Google

und seinen Vater fand und von jener sorgsam gepflegt wurde. „Ich fand", schrieb er kurz darauf an Lord Saint-Vincent, „mein häusliches Glück vollkommen, und ich hoffe, daß die Zeit mich wiederherstellen wird." Auch gingen seine trüben Vorahnungen in Bezug auf seinen öffentlichen Empfang nicht in Erfüllung. Man hatte in England angefangen, ihn nach seinem Werthe zu schätzen. Der König beschied ihn nach London und verlieh ihm eigenhändig den Bathorden; eine lebenslängliche Pension von 1000 Pfd. St. wurde ihm bewilligt; die Städte London und Bath ertheilten ihm das Bürgerrecht. Als im October 1797 die Nachricht von Lord Duncan's Siege bei Camperdown in London eintraf, drang eines Abends ein lärmender Volkshaufe in Nelson's Wohnung, weil das Haus nicht festlich erleuchtet war. Auf die Nachricht, daß Nelson hier krank liege, zog die Menge sich mit Entschuldigungen zurück, und das Haus wurde nicht weiter belästigt. Dagegen machte seine Wunde ihm viel zu schaffen. Der erste Verband war fehlerhaft angelegt, und erst zu Ende November 1797 gelang die völlige Heilung. Bald darauf erschien er noch einmal bei Hofe, wo der König ihm mit Auszeichnung begegnete. Er erklärte sich bei dieser Veranlassung als wieder vollkommen dienstbereit, und da auch die Aerzte ihm das Zeugniß der Genesung ertheilten, erging im December 1797 der Befehl zur Ausrüstung des Linienschiffes Vanguard, auf dem er seine Flagge aufhissen und zu Lord Saint-Vincent nach Cadix zurückkehren sollte.

Die Instandsetzung des Vanguard verzögerte sich bis zum März 1798. Die Zwischenzeit brachte Nelson theils in London, theils, während der letzten Wochen, im Schoße seiner Familie in Bath zu. Es wird erzählt, seine Frau habe beim Abschiede düstere Vorahnungen über ein sie bedrohendes Unglück nicht überwinden können. Und allerdings stand ein trauriges Schicksal ihr bevor, wennschon nicht dasjenige, dessen Befürchtung bei einem solchen Abschiede nur natürlich war. Bis dahin war Nelson durch alle Wechsel äußerer Begebenheiten seiner Liebe zu ihr treu geblieben. Diese Liebe sollte ihr verloren gehen, ehe sie ihn wiedersah. Und wenn sein Ruhm während

Digitized by Google

des kommenden Jahres glänzender als je zuvor, wie eine weithin leuchtende Sonne über der Welt aufging, so sollten auch an dieser Ruhmessonne Flecken offenbar werden, die ihren Ursprung wahrscheinlich in derselben Quelle hatten wie die Verdunkelung seiner Liebe. Nelson war beauftragt, mit dem Vanguard eine Anzahl Transportschiffe nach Lissabon zu geleiten. Nachdem er jedoch am 29. März bei Spithead an Bord gegangen war, verzögerten widrige Winde die Abfahrt bis zum 9. April. Erst am 29. April erreichte er wieder die Flotte unter Lord Saint-Vincent auf der Höhe von Cadix.

Den Mittelpunkt des Interesses in dem Kriege gegen Frankreich und Spanien bildeten während jener Frühlingsmonate des Jahres 1798 die Rüstungen der Franzosen in Toulon. So geheim dieselben betrieben wurden, so hatte man um die Zeit von Nelson's Rückkehr doch ermittelt, daß eine große Expedition unter der Führung des Generals Bonaparte im Werke sei, an der 13 Linienschiffe, 7 Fregatten, 24 kleinere Kriegsschiffe, etwa 200 Transportschiffe und 30—40000 Landungstruppen theilnehmen würden. Die Frage war, was dieses Unternehmen bezwecke und wie man seinen Erfolg verhindern könne. In Bezug auf den letztern Punkt ermächtigte der Marineminister Lord Saint-Vincent, nöthigenfalls die Blokade von Cadix aufzuheben und mit seiner ganzen Flotte der französischen Expedition im Mittelländischen Meere entgegenzutreten; falls er jedoch ein kleineres Geschwader für genügend halte, wurde zur Führung desselben Nelson als der geeignetste Mann anempfohlen. Saint-Vincent entschied sich für das letztere Verfahren, und schon am 9. Mai segelte Nelson mit den Linienschiffen Vanguard, Arion und Alexander, den Fregatten Carolina, Flora, Emerald und Terpsichore und der Schaluppe Bonne-Citoyenne von Gibraltar nach Toulon ab. Von dem englischen Generalconsul in Livorno, Mr. Udney, dem man jene Einzelheiten über die Ausrüstung der französischen Expedition verdankte, hatte er über den Zweck derselben noch gehört, daß ihre nächste Bestimmung Malta sei, und mit seltenem Scharfsinn hatte Udney hinzugefügt: seiner Ueberzeugung nach werde Bonaparte nach der Einnahme von Malta

Digitized by Google

sich gegen Aegypten wenden und Alexandria, Kairo und Suez zu erobern und zu befestigen suchen. Ohne bemerkenswerthen Zwischenfall erreichte das englische Geschwader den Golf von Lyon, als am 19. Mai ein heftiger Sturm ausbrach, in dem während der nächstfolgenden Nacht Nelson's Admiralschiff alle seine Masten verlor und mit den übrigen Linienschiffen an die Küste von Sardinien getrieben wurde, indeß sämmtliche Fregatten aus dem Gesichtskreise verschwanden. Nelson war untröstlich über dieses Misgeschick, das alle seine Plane zu zerstören schien; im Grunde jedoch war es ein Glücksfall, der ihn so weit verschlug. Denn um dieselbe Zeit, als der Verlust seiner Masten ihn kampfunfähig machte, hatte die französische Expedition Toulon verlassen, und vermuthlich verdankte er nur dem stürmischen Wetter sein Entkommen. Der einzige wirkliche Nachtheil war das Verschwinden der Fregatten. Diese suchten ihn monatelang überall und vereinigten sich endlich mit ihm erst wieder, nachdem die Schlacht am Nil geschlagen war. Nach Nelson's eigener Ansicht würde dieser große Sieg noch entscheidender geworden sein, hätten die Fregatten ihm zu Gebote gestanden; vielleicht wäre auch die Entscheidung mit Hülfe dieser schnellsegelnden Fahrzeuge schon eher eingetreten. Andererseits setzte der nothgedrungene Aufenthalt in dem sardinischen Hafen San-Pietro ihn in den Stand, seine Verproviantirung zu vervollständigen, und der augenblickliche Verlust der Fregatten wurde mehr als aufgewogen durch eine Verstärkung von 10 Linienschiffen und einer Fregatte, die ihn bald darauf erreichte. Mit einer solchen Macht durfte er hoffen, die Plane der Franzosen nicht nur zu ermitteln, sondern zu vereiteln.

Die erste bedeutungsvolle Kunde, welche ihm zuging, nachdem er wieder in See gestochen war, war der Fall von Malta. Am 10. Juli war die französische Expedition vor jener Insel erschienen, am 12. hatte der Großmeister der Johanniter capitulirt. Nelson gab unverzüglich den Befehl zum Aufbruch nach Malta und erschien am 22. mit seinem Geschwader auf der Höhe von Gozzo. Aber die französische Flotte war nicht mehr sichtbar. Er hörte, sie sei schon sechs Tage früher nach

Digitized by Google

Osten weiter gesegelt. Dieser Umstand machte ihm die Muthmaßung, daß Aegypten das Ziel der Expedition sei, zur Gewißheit, und mit vollen Segeln eilte er dem Feinde nach. Schon am 28. erreichte er die Höhe von Alexandria; allein zu seiner peinlichen Ueberraschung fand er auch dort keine Spur der französischen Flotte. Sie hatte einen nördlichern Curs genommen und war, wie es scheint, der Flotte Nelson's in nicht sehr weiter Entfernung vorbeigefahren. Unruhig über das Mislingen seines Unternehmens, wendete Nelson sich nun nordwärts, der Küste von Syrien entlang, nach Kleinasien, von dort, längs der Südküste von Kreta, wieder nach Westen, doch ohne der feindlichen Expedition zu begegnen oder Kunde von ihr zu erlangen. Nach einer, wie er selbst sagte, „unglaublich schnellen" Fahrt befand er sich am 18. Juli wieder an der Küste von Sicilien. Seinen Miserfolg schrieb er vor allem dem Mangel an Fregatten zu; trotzdem verzweifelte er nicht daran, den Feind noch zu entdecken. Zu diesem Zweck war indeß zunächst eine Verproviantirung seiner Flotte unerläßlich, und in diesem entscheidenden Augenblick war es, als die Gemahlin des englischen Gesandten in Neapel, die schöne Lady Hamilton, ihm einen Dienst leistete, der, nach Nelson's oft wiederholter Meinung, ihr einen dauernden Anspruch auf seine eigene wie auf die Dankbarkeit des englischen Volks sicherte. Die große Expedition der Franzosen hatte den neapolitanischen Hof mehr als je um seine Existenz besorgt gemacht, und um keinerlei Grund zur Beschwerde zu geben, waren noch ganz kürzlich verschärfte Befehle erlassen zur strengen Aufrechthaltung der Neutralität und zur Sperrung der Häfen des Königreichs gegen die Flotten der kriegführenden Mächte. Dem mächtigen Einfluß Lady Hamilton's gelang es nun, von der Königin geheime Befehle an die sicilianischen Gouverneure zu erwirken, welche die sofortige Verproviantirung von Nelson's Flotte und demgemäß die rasche Wiederaufnahme seiner Jagd auf die Franzosen möglich machten. Der Hafen von Syrakus wurde der englischen Flotte geöffnet, und in wenigen Tagen war sie mit den nöthigen Vorräthen ausgerüstet. Inzwischen bestärkte die Nachricht: die Franzosen seien weder im Adriatischen

Digitized by Google

sich gegen Aegypten wenden und Alexandria, Kairo und Suez zu erobern und zu befestigen suchen. Ohne bemerkenswerthen Zwischenfall erreichte das englische Geschwader den Golf von Lyon, als am 19. Mai ein heftiger Sturm ausbrach, in dem während der nächstfolgenden Nacht Nelson's Admiralschiff alle seine Masten verlor und mit den übrigen Linienschiffen an die Küste von Sardinien getrieben wurde, indeß sämmtliche Fregatten aus dem Gesichtskreise verschwanden. Nelson war untröstlich über dieses Misgeschick, das alle seine Plane zu zerstören schien; im Grunde jedoch war es ein Glücksfall, der ihn so weit verschlug. Denn um dieselbe Zeit, als der Verlust seiner Masten ihn kampfunfähig machte, hatte die französische Expedition Toulon verlassen, und vermuthlich verdankte er nur dem stürmischen Wetter sein Entkommen. Der einzige wirkliche Nachtheil war das Verschwinden der Fregatten. Diese suchten ihn monatelang überall und vereinigten sich endlich mit ihm erst wieder, nachdem die Schlacht am Nil geschlagen war. Nach Nelson's eigener Ansicht würde dieser große Sieg noch entscheidender geworden sein, hätten die Fregatten ihm zu Gebote gestanden; vielleicht wäre auch die Entscheidung mit Hülfe dieser schnellsegelnden Fahrzeuge schon eher eingetreten. Andererseits setzte der nothgedrungene Aufenthalt in dem sardinischen Hafen San-Pietro ihn in den Stand, seine Verproviantirung zu vervollständigen, und der augenblickliche Verlust der Fregatten wurde mehr als aufgewogen durch eine Verstärkung von 10 Linienschiffen und einer Fregatte, die ihn bald darauf erreichte. Mit einer solchen Macht durfte er hoffen, die Plane der Franzosen nicht nur zu ermitteln, sondern zu vereiteln.

Die erste bedeutungsvolle Kunde, welche ihm zuging, nachdem er wieder in See gestochen war, war der Fall von Malta. Am 10. Juli war die französische Expedition vor jener Insel erschienen, am 12. hatte der Großmeister der Johanniter capitulirt. Nelson gab unverzüglich den Befehl zum Aufbruch nach Malta und erschien am 22. mit seinem Geschwader auf der Höhe von Gozzo. Aber die französische Flotte war nicht mehr sichtbar. Er hörte, sie sei schon sechs Tage früher nach

Digitized by Google

Osten weiter gesegelt. Dieser Umstand machte ihm die Muthmaßung, daß Aegypten das Ziel der Expedition sei, zur Gewißheit, und mit vollen Segeln eilte er dem Feinde nach. Schon am 28. erreichte er die Höhe von Alexandria; allein zu seiner peinlichen Ueberraschung fand er auch dort keine Spur der französischen Flotte. Sie hatte einen nördlichern Curs genommen und war, wie es scheint, der Flotte Nelson's in nicht sehr weiter Entfernung vorbeigefahren. Unruhig über das Mislingen seines Unternehmens, wendete Nelson sich nun nordwärts, der Küste von Syrien entlang, nach Kleinasien, von dort, längs der Südküste von Kreta, wieder nach Westen, doch ohne der feindlichen Expedition zu begegnen oder Kunde von ihr zu erlangen. Nach einer, wie er selbst sagte, „unglaublich schnellen" Fahrt befand er sich am 18. Juli wieder an der Küste von Sicilien. Seinen Miserfolg schrieb er vor allem dem Mangel an Fregatten zu; trotzdem verzweifelte er nicht daran, den Feind noch zu entdecken. Zu diesem Zweck war indeß zunächst eine Verproviantirung seiner Flotte unerläßlich, und in diesem entscheidenden Augenblick war es, als die Gemahlin des englischen Gesandten in Neapel, die schöne Lady Hamilton, ihm einen Dienst leistete, der, nach Nelson's oft wiederholter Meinung, ihr einen dauernden Anspruch auf seine eigene wie auf die Dankbarkeit des englischen Volks sicherte. Die große Expedition der Franzosen hatte den neapolitanischen Hof mehr als je um seine Existenz besorgt gemacht, und um keinerlei Grund zur Beschwerde zu geben, waren noch ganz kürzlich verschärfte Befehle erlassen zur strengen Aufrechthaltung der Neutralität und zur Sperrung der Häfen des Königreichs gegen die Flotten der kriegführenden Mächte. Dem mächtigen Einfluß Lady Hamilton's gelang es nun, von der Königin geheime Befehle an die sicilianischen Gouverneure zu erwirken, welche die sofortige Verproviantirung von Nelson's Flotte und demgemäß die rasche Wiederaufnahme seiner Jagd auf die Franzosen möglich machten. Der Hafen von Syrakus wurde der englischen Flotte geöffnet, und in wenigen Tagen war sie mit den nöthigen Vorräthen ausgerüstet. Inzwischen bestärkte die Nachricht: die Franzosen seien weder im Adriatischen

Digitized by Google

Meere noch im Griechischen Archipel gesehen worden, Nelson in seiner frühern Muthmaßung hinsichtlich des wahren Zweckes der Expedition. Finden wollte er die Franzosen, es koste was es wolle. Dem Marineminister schrieb er damals nach England: auch wenn die Antipoden das Ziel der Expedition seien, werde er keinen Augenblick verlieren, ehe er sie zum Kampfe zwinge; und an Sir William und Lady Hamilton: „Wir werden mit dem ersten Winde segeln, und verlassen Sie sich darauf, ich werde zurückkehren entweder gekrönt mit Lorbern oder bedeckt mit Cypressen."

Am 25. Juli befand er sich wieder auf dem Wege von Syrakus nach der Morea. Seine Ungeduld, den Feind zu entdecken, war so groß, daß er während der kurzen Sommernächte den Tagesanbruch nicht erwarten konnte und in häufigen Zwischenräumen eines unruhigen Schlafs den wachthabenden Offizier zu sich beschied, um zu hören, ob es noch nicht Tag werde. Am 28. erreichte er den Golf von Koron. Hier wurde ihm berichtet: man habe die französische Flotte vor vier Wochen südöstlich in der Richtung nach Kreta vorbeifahren sehen. Sofort ertheilte er nun Befehl zum Aufbruch nach Aegypten. Am 1. August mittags kam Alexandria in Sicht und nicht lange, so erkannte man, daß der Hafen voll von Schiffen liege, welche die französische Flagge trugen. Der lange gesuchte Feind war endlich gefunden. Eine nähere Recognoscirung ergab, daß die französischen Kriegsschiffe, 16 an der Zahl, in der Bai von Abukir in Schlachtordnung vor Anker lagen.

Nelson's Entschluß war sofort gefaßt. Vieles war unwiederbringlich versäumt durch die lange vergebliche Jagd nach dem Feinde. Seine Landung konnte nicht mehr verhindert werden. Bonaparte hatte, ohne daß Nelson davon wußte, bereits seinen Sieg an den Pyramiden erfochten und war in Kairo eingezogen. Wäre Nelson's leidenschaftlicher Wunsch, ihn zur See zu treffen, oder, wie er sich in einem Briefe an seine Frau ausdrückte, „Bonaparte in einem Winde zu versuchen", in Erfüllung gegangen, die ganze Geschichte jener Zeit hätte eine andere Wendung nehmen können. Aber die Gelegenheit, diesem großen

Digitized by Google

Feinde einen gewaltigen Schlag zu versetzen, war nun doch gewonnen, und seinem Versprechen gemäß verlor Nelson keine Zeit, ehe er den Entscheidungskampf begann. Die englische Flotte näherte sich so rasch als möglich der Küste. Um 3 Uhr gab Nelson das Signal, zur Schlacht zu rüsten; um $^1/_2$6 Uhr war die Schlachtlinie gebildet und rückte gegen die Bai von Abukir vor.

Wie es kam, daß die französische Flotte noch in dieser offenen Bai vor Anker lag, kann nicht mehr mit Sicherheit ermittelt werden. Napoleon erklärte, nachdem ihr Oberbefehlshaber Admiral Brueys in der Schlacht das Leben verloren, dieser habe gegen seinen Befehl so lange an der Küste gezögert. Gewiß ist, daß Brueys umsonst versucht hatte, in den vernachlässigten Hafen von Alexandria einzulaufen, und daß die Stellung, in der er sich mit seinen Schiffen befand, die günstigste war, die er unter den Umständen wählen konnte. Die Bai von Abukir beginnt etwa vier Meilen nordöstlich von Alexandria und wird an diesem ihrem südwestlichen Eingange durch die Citadelle von Abukir vertheidigt. Etwa eine halbe Meile weiter nordöstlich liegt eine kleine Insel, auf der Batterien errichtet waren und von der aus eine halbe Meile weiter gegen Nordosten ein Riff sich erstreckt, welches die Einfahrt für größere Schiffe gefährlich macht. Die Bai selbst dehnt sich halbkreisförmig von Abukir bis nach Rosette an der Mündung des westlichen Nilarms aus. Die französische Flotte lag theils hinter, theils östlich von jenem Riff ungefähr eine halbe Meile von der Küste in einem stumpfen Winkel, dessen Mitte das Admiralschiff L'Orient bildete, vor Anker. Sie bestand aus 13 Linienschiffen, 4 Fregatten, 2 Briggs und mehrern Kanonenbooten. Das Admiralschiff war ein Dreidecker von 120 Kanonen, drei andere Linienschiffe führten 80, die übrigen 74 Kanonen. Die Gesammtzahl der Kanonen betrug 1196, die der Bemannung 11230. Dieser Macht hatte Nelson 13 Linienschiffe, 1 Fregatte und 1 Brigg entgegenzusetzen. Aber alle seine Linienschiffe waren Schiffe von nur 74 Kanonen, während seine Mannschaft sich auf nicht mehr als 8086 Matrosen und Seesoldaten belief. Dazu kam, daß es ihm

Digitized by Google

nicht blos an Piloten, sondern an einer Karte der Bai von Abukir fehlte. Durch ihre Ausrüstung sowol als durch ihre geschützte Stellung war die französische Flotte der englischen weit überlegen. Andererseits befand die letztere sich in dem höchsten Zustande der Kampfbereitschaft. Ihr langes Umherkreuzen war für sie eine vortreffliche Uebungsschule gewesen; ihr kriegerischer Geist war alles, was man unter einem solchen Führer erwarten durfte. Nelson's rasch entworfener Plan bezweckte einen combinirten Angriff gegen das Vordertreffen und die Mitte der feindlichen Schlachtordnung. Allem Anschein nach wurden jedoch seine Befehle misverstanden oder seine Kapitäne handelten nach dem auch von ihm selbst befolgten Grundsatz: sich durch die Umstände leiten zu lassen und vor allem die Erringung des Sieges im Auge zu behalten. Jedenfalls gesellte sich gleich von Anfang an dem Frontangriff eine Umgehungsbewegung hinzu, die für den Ausgang der Schlacht von entscheidender Bedeutung wurde.

Als um $5^1/_2$ Uhr die englische Flotte zum Angriff vorrückte, neigte die Sonne sich bereits zum Untergange. Der Abend war heiter, die See ruhig; die Küste zwischen Rosette und Alexandria lag da im Farbenglanze des scheidenden Tages, weithin erfüllt von dunkelwogendem ägyptischen Volke, das herbeiströmte, dem Kampfe zuzuschauen. Ein sanfter Nordwestwind trieb die mächtigen schwimmenden Citadellen mit vollen Segeln der Bai von Abukir zu. Bald nach 6 Uhr kamen die ersten Schiffe der Vorhut, der Goliath unter Kapitän Foley und der Zealous unter Kapitän Hood, in die feindliche Schußweite. Ein Sturm von Geschossen donnerte ihnen von den französischen Linienschiffen, den Kanonenbooten, den Inselbatterien entgegen. Ihr Vorrücken wurde außerdem erschwert durch die Nothwendigkeit des häufigen Sondirens, da sie an eine unbekannte Küste hinanfuhren. Dennoch rückten sie, ohne einen Schuß zu thun, weiter. Es war Kapitän Foley mit dem Goliath, der die Bewegung in den Rücken des Feindes begann, indem er um das vorderste französische Linienschiff, den Guerrier, herum in den Kanal zwischen der feindlichen Schlachtlinie und der Küste einbog. Seine Absicht war gewesen, dicht an der Hinterseite des

Digitized by Google

Guerrier Anker zu werfen; doch führte die Strömung ihn weiter bis zu dem nächsten Schiff, dem Conquérant, ehe das Ankern bewerkstelligt werden konnte. Ein fürchterliches Feuer wurde nun sofort gegen das feindliche Schiff, das auf einen Angriff von dieser Seite wenig vorbereitet war, eröffnet, und schon zehn Minuten später fiel der Hauptmast des Conquérant über Bord. Inzwischen war Kapitän Hood mit dem Zealous gefolgt und hatte an der Hinterseite des Guerrier geankert, den er in kaum einer Viertelstunde vollkommen kampfunfähig machte. Sir James Saumarez führte dieselbe Umgehungsbewegung mit dem Orion aus, der im Vorbeifahren den Guerrier und den Conquérant beschoß, eine Fregatte, die ihm den Weg sperrte, in den Grund bohrte und im Rücken der französischen Linienschiffe Franklin und Peuple Souverain Anker warf. Kapitän Gould mit dem Audacious nahm an der andern Seite des Peuple Souverain Stellung, Kapitän Miller hinter dem Spartiate, dem dritten Schiff der französischen Schlachtlinie. Noch ehe diese Bewegung ganz ausgeführt wurde, war die Sonne versunken; doch sah man im Lichte des Sonnenuntergangs noch, daß eins der französischen Linienschiffe, der Conquérant, die Flagge gestrichen hatte.

Unterdessen war Nelson mit dem Vanguard gegen die äußere Linie der feindlichen Stellung vorgerückt und hatte dicht vor dem Spartiate in nicht mehr als halber Pistolenschußweite Anker geworfen. Unter dem Schutze des gegen dieses Schiff eröffneten Feuers segelten an ihm der Minotaur, Bellerophon, Defence und Majestic vorbei, um der Reihe nach ihre Gegner in der französischen Linie anzugreifen. Der Minotaur ankerte gegenüber dem Aquilon, der Bellerophon gegenüber dem Admiralschiff L'Orient, die Defence gegenüber dem Franklin, der Majestic gegenüber dem Heureux. Die vier übrigen Schiffe des englischen Geschwaders befanden sich, da sie vor der Entdeckung der französischen Flotte detachirt waren, noch in zu weiter Entfernung, um am Kampfe theilzunehmen. Es war ganz dunkel geworden, als sie herankamen; nur die Blitze des Kanonenfeuers der kämpfenden Flotten erhellten ihren Weg. Das nächste dieser

Digitized by Google

Schiffe, der Culloden unter Kapitän Troubridge, fuhr in einer Entfernung von etwa zwei Seemeilen vom Kampfplatze auf das Riff am Eingang der Bai und konnte, trotz aller Bemühungen der Fregatte Leander und der Brigg Mutine, die ihm zu Hülfe eilten, nicht wieder flott gemacht werden. Dagegen diente er den ihm folgenden Linienschiffen Alexander und Swiftsure als Warnungszeichen. Diese erreichten in der Dunkelheit glücklich den Eingang der Bai, der Swiftsure gerade zu rechter Zeit, um den Platz des Bellerophon einzunehmen, der, von dem furchtbaren Feuer des L'Orient überwältigt, entmastet und hülflos dem Ufer zutrieb. Ihm gesellte sich der Alexander und etwas später der Leander zu, und diese drei Schiffe beschossen nun mit vereinten Kräften von allen Seiten das französische Admiralschiff. Die französische Flotte war um diese Zeit schon übel zugerichtet, der Sieg so gut wie entschieden. Es war ungefähr $8\frac{1}{2}$ Uhr geworden und von den Schiffen des französischen Vordertreffens hatten fünf die Flagge gestrichen.

Nelson seinerseits war in dem Vanguard einem verheerenden Feuer ausgesetzt gewesen. Bald nach der Ankunft des Swiftsure und des Alexander wurde er selbst von einem Sprengstück am Kopfe getroffen. Der Blutverlust war so stark und der Schmerz so groß, daß er eine tödliche Wunde empfangen zu haben glaubte und ohne Verzug für den Fall seines Todes die nöthigen Anordnungen traf. Eine nähere Untersuchung ergab indeß, daß die Wunde nicht lebensgefährlich sei, nur die möglichste Ruhe empfahl der Arzt an. Aber wie konnte Nelson ruhen mitten im Donner der Schlacht? Man hatte ihn in die Tauenkammer hinuntergetragen, und kaum war er verbunden, so forderte er Tinte und Feder, um eine Depesche über den Gang des Kampfes zu beginnen. Da erhob sich auf dem Deck des Vanguard der Ruf, daß das französische Admiralschiff brenne. Ohne Beistand und unbemerkt fand Nelson in der Verwirrung des Augenblicks seinen Weg hinauf und erschien plötzlich zur Ueberraschung seiner Leute auf dem Hinterdeck, wo er sofort den Befehl ertheilte, man solle dem brennenden Schiffe Boote zu Hülfe senden. Es war etwas nach 9 Uhr, als das Feuer auf

Digitized by Google

dem L'Orient ausbrach. Admiral Brueys war schon vorher gefallen. Nicht lange, so wurden die Flammen des gewaltigen Schiffes Meister. Es war ein großartiger Anblick, um so mehr, als dieser mächtige Brand allmählich das ganze Schlachtfeld mit den kämpfenden Flotten aufhellte und auf Meer, Land und Himmel die Nacht in einen düster glänzenden, ahnungsvollen Tag verwandelte. Kampfgeschrei und Schlachtendonner rollten indeß weiter. Manche von der Mannschaft des L'Orient sprangen über Bord, um sich durch Schwimmen vor der drohenden Zerstörung zu retten; einige klammerten sich an die umherwogenden Trümmerstücke, andere wurden durch die englischen Boote aufgegriffen oder in die Luken der nächsten Schiffe hineingezogen. Die größere Zahl jedoch hielt auf dem brennenden Schiffe aus, und aus dem untern Deck wurde bis zuletzt gefeuert. Endlich um 10 Uhr flog das französische Admiralschiff in die Luft mit einer Erschütterung, die bis in den Grund aller Schiffe hinein gefühlt wurde. Dem furchtbaren Donner der Explosion folgte ein ebenso furchtbares Schweigen. Unter dem gewaltigen Eindruck des Augenblicks hörte, wie durch gegenseitige Uebereinstimmung, das Feuern auf beiden Seiten auf. Der erste Ton, welcher dieses Schweigen brach, war das sturmesartige Rauschen der zerschlagenen Masten, Segelstangen, Schiffs- und Menschentrümmer, die aus der gewaltigen Höhe, zu welcher die Explosion sie hinaufgeschleudert, schmetternd in die Tiefe zurücksanken. Mehrere der englischen Schiffe wurden von diesen Trümmern getroffen und die umhergeschleuderten brennenden Massen des Wracks erregten eine Zeit lang ernste Besorgnisse. Rasche Vorsichtsmaßregeln beseitigten jedoch die Gefahr einer Ausdehnung des Brandes. Etwa siebzig von der Mannschaft des L'Orient wurden durch die englischen Boote gerettet. Ein Geldschatz von ungefähr vier Millionen Thalern, der Haupttheil der auf Malta gemachten Beute, versank mit dem französischen Admiralschiff.

Bald darauf begann der Kanonendonner gegen die Mitte der feindlichen Schlachtordnung von neuem und dauerte dann mit kurzen Unterbrechungen die Nacht hindurch bis gegen 3 Uhr morgens fort. Bei Tagesanbruch sah man, daß im ganzen acht

Digitized by Google

französische Schiffe die Flagge gestrichen hatten. Von den übrigen hatten drei, der Tonnant, der Heureux und der Mercure, sich aus der Schlachtordnung gegen die Küste zurückgezogen, wo sie sich tags darauf (3. August) ergeben mußten. Ein anderes, der Timoleon, war gestrandet und wurde von seinem Befehlshaber in Brand gesteckt. Nur die das Hintertreffen bildenden Linienschiffe Guillaume Tell und Généreux und die beiden Fregatten Diane und Justice entgingen durch die Flucht der allgemeinen Niederlage.

Ein glänzenderer, großartigerer Sieg war nie in irgendeinem Seekriege erfochten worden. Nelson selbst meinte: das Wort Sieg drücke das Geschehene nicht hinreichend aus, es sei eine Eroberung. Allerdings hatten auch die Sieger stark gelitten. Die Zahl ihrer Verwundeten und Todten betrug nahezu 900, und als im Laufe des Vormittags jene noch unüberwundenen feindlichen Schiffe in See stachen, fand sich, daß man auf englischer Seite nicht im Stande war, ihr Entkommen zu hindern. Schmerzlicher als je fühlte Nelson die Abwesenheit seiner Fregatten. „Wenn ich in diesem Augenblick stürbe", sagte er in seinen Depeschen an die englische Admiralität, „würde man auf meinem Herzen die Worte «Mangel an Fregatten» eingegraben finden. Ich kann nicht ausdrücken, was ich dadurch gelitten habe und leide." Auch daß es ihm an Kanonenbooten fehlte, war ein bitterer Tropfen in den vollen Kelch des Sieges. Mit einer kleinen Anzahl Fahrzeuge von geringem Tiefgang hätte er durch ein Bombardement von wenigen Stunden die ganze Flotte der französischen Transport- und Proviantschiffe im Hafen von Alexandria vernichten und dadurch den genialen Führer der ägyptischen Expedition in Verlegenheiten stürzen können, deren Folgen nicht abzusehen waren. Dennoch hatte er dem Feinde einen gewaltigen Schlag versetzt, und unter den großen Seekämpfen der Revolutionskriege glänzt noch immer in der vordersten Reihe die Schlacht von Abukir oder, wie Nelson sie nannte, die „Schlacht am Nil". Gefochten an der Grenze dreier Erdtheile, wurden ihre Wirkungen in Asien, Afrika und Europa, über die halbe Erde hin, empfunden. Bonaparte mochte noch eine Zeit lang zäh an Aegypten festhalten; sein großartiger Plan:

Digitized by Google

von dort aus das Mittelländische Meer zu beherrschen, die Türkei zu revolutioniren, England in Indien zu bedrohen, war gescheitert. Nelson selbst hatte sich durch diesen Triumph einen Namen gemacht, der nicht blos alle seine eigenen frühern Erfolge, sondern den Ruhm aller andern zeitgenössischen Seehelden verdunkelte.

Für seine persönliche Sinnesweise charakteristisch war es, daß er am Tage nach der Schlacht einen feierlichen Dankgottesdienst auf der ganzen Flotte anordnete. Am folgenden Tage (3. August) schrieb er seine Depesche an Lord Saint-Vincent; doch erst am 5. war der Leander genügend in Stand gesetzt, um mit der bedeutungsvollen Kunde nach Cadix abfahren zu können. Auch gelangte die Depesche nicht an ihren Bestimmungsort; denn der Leander wurde unterwegs von dem Généreux, einem der von Abukir entkommenen französischen Linienschiffe, genommen, sodaß Lord Saint-Vincent erst zu Ende September auf Umwegen von dem Siege bei Abukir hörte. Wie im Vorgefühle dieses Unfalls schickte Nelson am 13. August die Brigg Mutine mit Depeschen an die englische Admiralität, welche von Neapel aus zu Lande weiter befördert werden sollten. Schon mehrere Tage früher hatte er einen Boten mit Briefen an den Gouverneur von Bombay abgesandt. Es dauerte lange, ehe man in Europa, noch länger, ehe man in Indien die Kunde von Abukir empfing. In Neapel traf die Nachricht am 4. September, in London erst am 2. October ein; aber je später sie kam, um so freudiger war die Erregung, welche überall, wo man sich von den französischen Eroberungsgelüsten bedroht gefühlt hatte, hervorgerufen wurde. Monatelang, bis tief in das neue Jahr hinein, erreichten Nelson aus allen Weltgegenden die Zeichen dankbar bewundernder Anerkennung des großen von ihm errungenen Sieges. Wenige Tage nach der Ankunft der Siegesnachricht in London erhob Georg III. ihn zur Peerswürde mit dem Titel Baron Nelson vom Nil und von Burnham-Thorpe. Die Thronrede an das im November 1798 zusammentretende Parlament hallte wieder von dem Ruhme seiner Thaten und außer einem feierlichen Dankesvotum beider Parlamentshäuser wurde ihm und seinen beiden nächsten Nachfolgern in der Peerswürde eine Pension von 2000 Pfd. St.

Digitized by Google

bewilligt. Der türkische Sultan sandte dem Sieger von Abukir eine Aigrette von Edelsteinen, die er seitdem als Schmuck in seinem Admiralshut trug, einen kostbaren Zobelpelz und einen Beutel mit 10000 Zecchinen für die Verwundeten; die Sultanin-Mutter eine mit Edelsteinen besetzte goldene Dose. Kaiser Paul von Rußland schenkte sein Porträt in einem goldenen mit Edelsteinen besetzten Kasten, der König von Sardinien eine ähnliche Gabe, die Stadt London ein goldenes Schwert, die Ostindische Compagnie eine Summe von 10000 Pfd. St. Auch die Kapitäne von Nelson's Flotte wetteiferten in Zeichen der Verehrung für ihren großen Führer. Besonders merkwürdig war das Geschenk Kapitän Hallowell's vom Swiftsure, der aus dem Hauptmast des französischen Admiralschiffs einen Sarg zimmern ließ und diesen, fast ein Jahr nach der Schlacht bei Abukir, an Nelson übersandte, mit dem Wunsche, er möge einst am Ende seiner kriegerischen Laufbahn begraben werden in einer seiner Trophäen. Nelson empfing das seltsame Geschenk mit gebührendem Ernst und ließ den Sarg als Memento mori in seiner Kajüte aufstellen, von wo er erst längere Zeit nachher auf den Wunsch eines alten Dieners entfernt wurde. Er selbst bewährte, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten, die eingeborene Großmuth seiner Natur, indem er, nichts weniger als gewillt, sich allein das Verdienst der errungenen Erfolge zuzuschreiben, seinen ganzen Einfluß aufbot, seinen Waffenbrüdern die Ehre und die Vortheile zu sichern, welche auch sie seiner Meinung nach verdienten.

Auf dem Schlachtfelde von Abukir verweilte Nelson nicht lange. Zwölf Tage nach der Schlacht trafen endlich die Fregatten bei ihm ein, die er so schmerzlich vermißt hatte, und mit ihnen Depeschen, die ihn zurückriefen nach Neapel. Es galt nur noch, die nothdürftige Ausbesserung der erlittenen Schäden zu vollenden und schließliche Anordnungen zu treffen über die Trophäen des Sieges. Drei der genommenen französischen Schiffe wurden als unseetüchtig verbrannt; die übrigen sechs

Digitized by Google

(Franklin, Tonnant, Aquilon, Conquérant, Peuple Souverain und Spartiate) sollten durch ein Geschwader unter Sir James Saumarez nach Gibraltar escortirt werden. Kapitän Hood mit drei Linienschiffen und drei Fregatten blieb zurück zur Blokade von Alexandria. Am 19. August brach Nelson selbst in dem Vanguard, begleitet von drei andern Linienschiffen, nach Neapel auf. Nur mit der äußersten Anstrengung hatte er sich so lange aufrecht erhalten. Die furchtbaren Aufregungen und Strapazen der verflossenen Monate, der große Entscheidungskampf und die in diesem empfangene Wunde hatten seine Kräfte erschöpft. Ein heftiges Fieber warf ihn zu Boden; man verzweifelte mehrere Tage an seinem Leben. Dazu kam, daß er die Fahrt nach Neapel mit tiefem Widerwillen unternahm, wie in der Vorahnung eines ihn erwartenden Unheils. In diesem Sinne schrieb er auch dann noch an Lord Saint-Vincent, als er schon durch den Kapitän der Mutine von dem gewaltigen Eindruck unterrichtet war, den die Kunde von Abukir in Neapel hervorgerufen, von dem glänzenden Empfang, der seiner wartete. Allerdings machte die Freude über den errungenen Sieg sich wol nirgends in leidenschaftlichern Ausdrücken Luft als am neapolitanischen Hofe. Man betrachtete dort die Vernichtung der französischen Flotte im vollsten Sinne des Wortes als eine Rettung von dem drohenden Verhängniß der französischen Eroberung. Briefe von Sir William und Lady Hamilton, welche gleichzeitig mit den Depeschen des Kapitäns der Mutine in Nelson's Hände gelangten, schildern diesen Eindruck in seiner ersten Frische. Er selbst schrieb darüber noch während seiner Ueberfahrt von Aegypten an seine Gemahlin: „Das Königreich beider Sicilien, vom Thron bis zur Bauerhütte, ist außer sich vor Freude. Nach Lady Hamilton's Brief zu urtheilen war die Lage der Königin wahrhaft bedauernswerth. Ich hoffe nur, ich werde keine Erneuerung derselben erleben müssen. Ich gebe Dir Lady Hamilton's eigene Worte: «Wie soll ich das Entzücken der Königin beschreiben? Es ist nicht möglich. Sie weinte, küßte ihren Gemahl, ihre Kinder, ging leidenschaftlich im Zimmer umher, weinte, küßte und umarmte alle, die ihr nahe kamen, und rief aus: O

Digitized by Google

tapferer Nelson! O Gott, segne und beschütze unsern tapfern Befreier! O Nelson, Nelson, was verdanken wir dir nicht! O Sieger, Retter Italiens! O daß mein volles Herz ihm jetzt selbst sagen könnte, was wir ihm verdanken.» — Du wirst Dir das übrige vorstellen können; aber mein Kopf erlaubt mir nicht, Dir auch nur die Hälfte davon zu erzählen."

Am 22. September, nach einer langen stürmischen Ueberfahrt, traf der „arme elende Vanguard", wie Nelson sein stark mitgenommenes Schiff nannte, endlich im Golf von Neapel ein. Sir William und Lady Hamilton nebst zahlreichen festlich geschmückten Booten fuhren ihm weit hinaus entgegen. Die Hamiltons stiegen an Bord und Lady Hamilton (so erzählt Nelson in einem zärtlichen Briefe an seine Gemahlin, worin er seinen Empfang beschreibt) „fiel mir mit dem Ausruf: o Gott, ist es möglich! mehr todt als lebendig in die Arme". Gleich darauf, noch volle drei Seemeilen von Neapel entfernt, legte die königliche Staatsbarke an das englische Admiralschiff; König Ferdinand stieg an Bord, ergriff Nelson bei der Hand, begrüßte ihn als „seinen Befreier und Erhalter" und begleitete ihn dann auf dem Vanguard in den Hafen von Neapel, wo dieser ankerte. Es war schon vorher bestimmt, daß Nelson bei den Hamiltons wohnen solle. An ihrer Seite, umgeben von einer jubelnden Volksmasse, die ihn als Il nostro liberatore begrüßte, hielt er seinen Einzug in Neapel. Tags darauf empfing ihn die Königin. Am 29. September, eine Woche nach seiner Ankunft, wurde sein vierzigster Geburtstag durch ein glänzendes Fest in dem englischen Gesandtschaftshotel gefeiert. Alles, was begeisterte Anerkennung und Freundschaft ersinnen konnten, geschah, den Helden von Abukir zu ehren, ihm das Ruhen auf seinen Lorbern zu versüßen. In diesen Tagen wurde ohne Zweifel der Grund zu jenem romantischen Verhältniß zu Lady Hamilton gelegt, das auf Nelson's späteres Leben einen so entscheidenden Einfluß übte. Schönheit und Liebenswürdigkeit, Geist und Anmuth vereinigten sich in dieser merkwürdigen Frau mit schwärmerischer Verehrung für den Helden Nelson und glänzend einflußreicher äußerer Stellung, um zuerst Gefühle der Freundschaft, dann eine tiefere Leidenschaft

Digitized by Google

in Nelson's Seele zu wecken. Als irrthümlich muß jedenfalls die Ansicht bezeichnet werden, welche Lady Hamilton zu einer bloßen Intriguantin im Dienste der Königin von Neapel macht, zu einer bloßen Schauspielerin, die sich dem Interesse ihrer königlichen Freundin opfert. Durch keinen solchen Fallstrick wurde Nelson umwunden; die Gefühle der Neigung waren unzweifelhaft gegenseitig. Später trugen dann die intimen persönlichen Beziehungen zu Lady Hamilton dazu bei, Nelson tiefer in die Politik des neapolitanischen Hofes zu verwickeln, als seinem Ruhme frommte. Mit der Königin von Neapel theilte er von vornherein einen Grund der Uebereinstimmung: den fanatischen Haß gegen die Franzosen. Und doch verblendete diese Empfindung ihn keineswegs über die elenden Zustände des Staats, dem der Sieg bei Abukir eine neue Lebensfrist gesichert hatte. Am 30. September, dem Tage nach seiner Geburtstagsfeier, schrieb er an Lord Saint-Vincent: „Welch kostbare Augenblicke verlieren die Höfe von Neapel und Wien! Drei Monate würden Italien befreien; aber dieser Hof ist so entartet, daß der glückliche Moment versäumt werden wird. Ich bin sehr unwohl, und das elende Benehmen dieses Hofes wird schwerlich dazu beitragen, meine gereizte Stimmung zu kühlen. Es ist ein Land von Musikanten und Poeten, Huren und Spitzbuben." Ueber den Premierminister, Marquis de Gallo, bemerkt er: „Ich verabscheue diesen Marquis. Er bewundert sein Ordensband, seinen Ring und seine Schnupftabacksdose so sehr, daß ein vortrefflicher petit-maître an ihm verloren ging, als er zum Minister gemacht wurde." Ebenso klar sah er über die allgemeine Corruption der politischen und finanziellen Verhältnisse. „Ich erblicke", schrieb er an Lord Spencer, „das schönste Land der Erde, voll Hülfsquellen und doch ohne Mittel zur Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse. Jeder, der an öffentliches Geld oder Vorräthe gelangen kann, plündert sie. Die Ausrüstung eines neapolitanischen Linienschiffes würde mehr kosten als die von zehn englischen Schiffen. Fünf Linienschiffe würden das Land zu Grunde richten. Dasselbe System der Dieberei herrscht überall. Ich könnte viele Bei-

Digitized by Google

spiele erwähnen von dem schmählichsten Betragen hoher Beamten und wie doch eben diese Personen belohnt werden."

In der That war die Lage von Neapel eine traurige. Die hoffnungsreiche Epoche der Reform, welche unter Karl III. begonnen hatte und dann unter Ferdinand I. durch Tanucci erfolgreich fortgeführt wurde, war schon vor dem Ausbruch der Französischen Revolution durch den Einfluß der Königin geschlossen und bald nachher infolge der revolutionären Ereignisse in eine despotisch-klerikale Reaction umgeschlagen, welche die finstersten Zeiten des Mittelalters zurückzuführen schien. Unsinnige Verschwendung bei Hofe ging Hand in Hand mit einer corrupten Regierung; die Staatsgefängnisse füllten sich mit Verdächtigen, und verdächtig war jeder, der durch Bildung oder Freisinn hervorragte. Die Seele dieser Reaction war die Königin Karoline, eine Frau, deren Charakter, in seltsamem Gegensatz zu ihrem Bruder Joseph II., die dunkle, katholisch-absolutistische Richtung der Habsburger aufs schroffste verkörperte und die in den Franzosen und allen Anhängern derselben nicht blos grundsätzlich die Revolutionäre haßte, sondern ganz persönlich die Mörder ihrer Schwester, der unglücklichen Marie Antionette. Der König, nur der Jagd, dem Fischfang und dem sinnlichen Genuß ergeben, war ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Gemahlin. Kein Wunder daher, daß schon seit Jahren eine gärende Unzufriedenheit die besten Klassen des Königreichs, Kreise, die unter dem Einfluß der humanen Philosophie von Männern wie Giannone, Vico und Genovesi gebildet waren, ergriffen hatte. Jede Veränderung schien der Fortdauer so hoffnungsloser Zustände vorzuziehen. Die Blicke der Patrioten richteten sich nach Frankreich, und was der neapolitanische Hof fürchtete, das Vordringen der revolutionären Heere in den Süden der Halbinsel, wurde von den Unterdrückten und Bedrohten im neapolitanischen Volk und Adel sehnsüchtig erwartet. Die Schlacht von Abukir hatte nun freilich der aufstrebenden Macht der französischen Republik einen erschütternden Stoß versetzt. Ihr bester General mit 40000 Mann ihrer besten Truppen war in Aegypten eingeschlossen. Oesterreich, England und Rußland rüsteten zu einem neuen

Digitized by Google

Kriege. Was jedoch unmittelbar vorhergegangen war, legte die Aussicht einer französischen Invasion Neapels nahe genug. Durch den Friedensschluß von Campo-Formio im Jahre 1797 und durch die Vertreibung des Papstes und die Gründung einer römischen Republik im Frühling 1798 waren ganz Ober- und Mittelitalien in die Macht der Franzosen gerathen, und das Directorium machte kein Hehl daraus, daß die Revolutionirung und Eroberung des Restes der Halbinsel beabsichtigt werde. Diese Gefahr hatte Nelson im Sinne, als er die Saumseligkeit des neapolitanischen Hofes beklagte. Ihm schien der Moment gekommen zu einer energischen Kraftanstrengung nicht gegen die drohende Invasion allein, sondern zur völligen Vertreibung der Franzosen aus Italien. Wie peinlich er es empfand, gemeine Sache machen zu müssen mit einer Regierung wie die neapolitanische, lassen die oben mitgetheilten Bemerkungen unmisverstehbar erkennen. Aber darin lag überhaupt der Widerspruch der gesammten Politik Englands gegen das revolutionäre Frankreich, daß sie in dem Kampfe gegen die Excesse der Revolution, die zu einem neuen Despotismus auszuarten drohte, auftrat als Bundesgenossin des alteuropäischen Despotismus, der jeder Freiheit feindlich war; und ganz abgesehen von seinem tiefgewurzelten Franzosenhasse, blieb unter diesen Umständen für Nelson keine Wahl als die Benutzung aller verfügbaren Mittel zum Zweck der Niederlage des Feindes. Er drängte daher die neapolitanische Regierung zu entscheidenden Schritten. „Ich nahm mir heraus", schreibt er, „Ihren Majestäten zu erklären, eins der folgenden Dinge müsse dem Könige begegnen und er könne seine Wahl treffen: entweder müsse er vorrücken im Vertrauen auf Gottes Hülfe in einer gerechten Sache, bereit zu sterben l'épée à la main; oder stillsitzen und sich aus seinem Königreich hinauswerfen lassen." Dieses entschlossene Auftreten verfehlte seine Wirkung nicht. Es wurden Rüstungen angeordnet, und sobald diese weit genug gediehen waren, sollte ein Einfall unternommen werden in das Gebiet der römischen Republik. Zum Oberbefehlshaber wurde der österreichische General Mack ernannt, von dessen Talenten man am neapolitanischen Hofe Großes erwartete.

Digitized by Google

Nelson, der bei Hofe mit Mack zusammentraf, trug sofort einen andern Eindruck über die Leistungsfähigkeit dieses künftigen Helden von Ulm davon. „General Mack", bemerkte er in seiner kurzen markigen Weise, „kann sich nicht umherbewegen ohne fünf Wagen. Ich habe mir meine Ansicht über ihn gebildet — ich wünsche von Herzen, daß ich mich irre." Was Nelson persönlich betraf, so wäre er am liebsten nach Aegypten zurückgekehrt, um die französische Transportflotte im Hafen von Alexandria zu vernichten. Allein wie die Dinge lagen, ließ er sich bewegen, mit seinem Geschwader in den neapolitanischen Gewässern zu bleiben, um das Vorrücken der Neapolitaner zu unterstützen, oder im Nothfalle die königliche Familie unter seinen Schutz zu nehmen.

In der Zwischenzeit, während die kriegerischen Rüstungen in Neapel fortgesetzt wurden, führte Nelson eine Expedition nach Malta, dessen Bewohner sich erhoben hatten gegen die französische Besatzung. Gozzo ergab sich ihm am 30. October 1798; La Valetta dagegen hielt aus, und da der Fortgang der Dinge in Neapel Nelson's Anwesenheit erheischte, eilte er, ein Blokadegeschwader hinterlassend, in der ersten Novemberwoche nach Norden zurück. Etwa 60000 Mann hatten sich inzwischen in dem Lager von San-Germano versammelt. Am 12. November fand in Nelson's Beisein eine große Revue über diese Truppen statt, und die stattliche Haltung derselben, die Mack zu dem begeisterten Ausruf fortriß: „Dies sei die schönste Armee in Europa!" erregte stolze Hoffnungen auf den Erfolg des bevorstehenden Feldzugs. Ein bedenkliches Omen schien es für einen Beobachter wie Nelson, daß während eines Scheingefechtes Mack's eigene Truppen von denjenigen, welche den Feind vorstellten, völlig umzingelt wurden. Auch die gleichzeitig eintreffenden Nachrichten, daß Oesterreich noch nicht willens sei, ins Feld zu ziehen, und daß England vorläufig die Zahlung von Subsidien verweigere, waren wol geeignet, kühne Erwartungen herabzustimmen. Indeß man war schon zu weit gegangen, und das leidenschaftliche Drängen der Königin allein war hinreichend, im Sinne des Krieges gegen die Revolution den Ausschlag zu geben. Man nahm sich nicht

Digitized by Google

einmal die Zeit zu einer formellen Kriegserklärung. Es wurde beschlossen: Mack, vom Könige selbst begleitet, solle an der Spitze der Armee von San-Germano eindringen in das Gebiet der römischen Republik, während ein Armeecorps von 6000 Mann unter General Naselli bei Livorno landete und den Feind im Rücken bedrohte. Für die Ueberführung der Landungstruppen nach Livorno wurde ein combinirtes englisch-neapolitanisch-portugiesisches Geschwader bestimmt, und Nelson selbst, obgleich noch immer leidend, begleitete die Expedition nach Livorno. Der Anfang des Krieges war glücklich. Die Franzosen waren auf einen so plötzlichen Angriff nicht vorbereitet. Sie wichen fast ohne Widerstand vor den feindlichen Colonnen zurück, und schon am 29. November, vier Tage nach dem Beginn der Feindseligkeiten, zog König Ferdinand triumphirend in Rom ein. Auch Livorno ergab sich auf die erste Aufforderung. Allein die Siegesfreude dauerte nicht lange. Die Franzosen unter Championnet sammelten ihre Kräfte; schon in den ersten Tagen des December begannen sie, die nördlich von Rom vorgedrungenen neapolitanischen Truppen zurückzuschieben. Unfähigkeit der Führer, Verrätherei, Mangel an Disciplin und Kriegserfahrung trugen bald bei dem neapolitanischen Heere ihre Früchte. In der Nähe von Fermi, zwischen Rom und Ancona, löste ein Corps von 9000 Mann sich vor einer Abtheilung von 3000 Franzosen bei dem ersten Zusammenstoß in schmählicher Flucht auf. Am 10. December flüchtete der feige König selbst aus Rom, am 12. wurde die Stadt von neuem durch die Franzosen besetzt. Bald war die neapolitanische Armee vollständig von römischem Gebiet verschwunden und in die feste Stellung bei Capua zurückgescheucht. Eine bessere Armee und ein besserer General hätten auch dort dem Feinde noch lange die Spitze bieten können. Mack jedoch war sich seiner Unfähigkeit zur Lösung dieser Aufgabe bewußt und rieth bereits am 18. December der königlichen Familie, Neapel zu verlassen.

Die Ereignisse der letzten Wochen hatten die leidenschaftlichste Gärung unter dem Volke der Hauptstadt hervorgerufen. Die Lazzaroni, die an der königlichen Familie hingen, waren entschlossen

Digitized by Google

zum äußersten Widerstande; der revolutionär gesinnte Adel und Bürgerstand sahen hoffnungsvoll der Ankunft der Franzosen entgegen. Eine offene Flucht des Königs schien unter diesen Umständen kaum thunlich. Die Vorbereitungen mußten mit Heimlichkeit betrieben werden. Man rechnete vor allem auf die Hülfe Nelson's, der unmittelbar nach der Einnahme von Livorno nach Neapel zurückgekehrt war. Aber nach Mack's Rückzug fand Nelson selbst es nicht mehr gerathen, sich bei Hofe zu zeigen. Man munkelte von einer Verschwörung des Adels, die seine und Sir William Hamilton's Gefangennahme bezwecke; beide, so hieß es, sollten als Geiseln festgehalten werden zur Verhütung eines Bombardements der Stadt durch die englisch-neapolitanische Flotte, nach der Einnahme Neapels durch die Franzosen. Der Verkehr zwischen Nelson und dem Hofe wurde vermittelt durch Lady Hamilton, und diese war es auch, die vor allem die Vorbereitungen zur Flucht, die Rettung der königlichen Kostbarkeiten und Schätze betrieb. Mit Lebensgefahr erforschte sie einen aus dem königlichen Palast nach dem Hafen führenden unterirdischen Gang; während der folgenden Tage und Nächte wurden auf diesem Wege Werthsachen zu einem Betrage von mehr als zwei Millionen Pfund Sterling nach dem englischen Admiralschiff eingeschifft. Im letzten Augenblick wurde Fürst Pignatelli, der Günstling der Königin, zum Vicekönig ernannt. Die im Hafen liegende neapolitanische Flotte, auf deren Bemannung man sich nicht verlassen zu können glaubte, sollte verbrannt werden. In der Nacht des 21. December, nach dem Abschluß dieser Vorbereitungen, landete Nelson mit drei Barken am Arsenal und führte in dunkelm stürmischen Wetter die königliche Familie nebst den Hamiltons an Bord des Vanguard über. Noch zwei Tage blieb die englische Flotte im Golf liegen, um englische Kaufleute und andere Flüchtlinge aufzunehmen. Am 23. fuhr sie nach Sicilien ab, am 26. erreichte sie den Hafen von Palermo.

Nach dieser schmählichen Flucht der königlichen Familie war es leicht, den Ausgang vorherzusehen. Auch ließ die Katastrophe nicht lange auf sich warten. Schon am 10. Januar 1799 schloß Pignatelli mit dem rasch vorrückenden Championnet einen

Digitized by Google

Vertrag, welcher den größten Theil des neapolitanischen Festlandes den Franzosen überlieferte. Das Heer Mack's löste sich in wilder Verwirrung auf. Die Lazzaroni, geführt und fanatisirt von den Priestern, bemächtigten sich der Hauptstadt. Mack suchte Schutz im Lager der Franzosen, Pignatelli flüchtete nach Sicilien. Neapel, von den Lazzaroni mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigt, konnte erst nach mehrtägigen blutigen Kämpfen genommen werden; aber die französische Kriegskunst, im Bunde mit der revolutionären Partei, warf auch diesen letzten Widerstand zu Boden. Die Hauptstadt fiel und am 25. Januar wurde die Parthenopeische Republik proclamirt. Um dieselbe Zeit bemächtigten die Franzosen sich auch Piemonts und Toscanas. Sicilien selbst wurde von der Meerenge von Messina her bedroht. Es war ein angstvoll aufgeregter Augenblick für Nelson. Doch die Gefahr ging vorüber; denn bald nach dem Anfang des neuen Jahres begannen die Streitkräfte der zweiten europäischen Coalition sich in Bewegung zu setzen. Russen und Oesterreicher drangen siegreich in die Cisalpinische Republik ein; eine russisch-türkische Flotte erschien im Archipelagus. Im März 1799 wurde auch Messina durch eine englische Besatzung unter Sir Charles Stuart gesichert und Nelson selbst, verstärkt durch die von Aegypten heimkehrenden Blokadeschiffe seines Geschwaders, konnte von neuem zur Offensive übergehen. Ohne große Mühe eroberten mehrere von ihm abgesandte Linienschiffe und Fregatten unter Kapitän Troubridge während der ersten Aprilwochen die Campanischen Inseln. Schon vorher war in Calabrien und Apulien ein wilder Aufstand des Landvolks gegen die Franzosen ausgebrochen, und Cardinal Ruffo, der von Sicilien aus mit königlicher Vollmacht in Calabrien gelandet war, hatte die aufständischen Banden, denen Mönche, Räuber und Galerensklaven sich anschlossen, zu einer „Glaubensarmee" organisirt, welche, von Russen und Türken unterstützt, mordend und plündernd zur Wiedereroberung der Hauptstadt vorrückte. Zu Ende April hatte diese Glaubensarmee so drohende Fortschritte gemacht, daß der französische Commandant von Neapel es gerathen fand, nach Zurücklassung von Besatzungen in den Castellen d'Uovo und

Digitized by Google

San-Elmo, sich in die feste Stellung von Capua und Caserta zurückzuziehen. Die Parthenopeische Republik wankte in ihren Fugen. Auch Nelson rüstete zu einem entscheidenden Schlage. Da erreichte ihn am 12. Mai die Botschaft von der Ankunft der französischen Flotte von Brest an der spanischen Küste und gleich darauf die andere von der Einfahrt der spanischen Flotte von Cadix in das Mittelländische Meer. Diese unverhofften Zwischenfälle zerstörten alle frühern Berechnungen. Der Schutz von Palermo und Sicilien wurde nun wieder Nelson's Hauptaufgabe. Sofort berief er Troubridge mit seinen Schiffen von Neapel ab; nur die Fregatte Seahorse und mehrere kleinere Fahrzeuge blieben unter Kapitän Foote zur Aufrechthaltung der Blokade bei den Campanischen Inseln. Es war gerade in diesem kritischen Zeitpunkt, als das sonderbare Geschenk Kapitän Hallowell's, der aus dem Hauptmast des L'Orient gezimmerte Sarg, an Nelson überbracht wurde. Die Matrosen, die ihren Admiral in ernster Stimmung sahen, schlossen aus diesem Vorgang auf das Bevorstehen verzweifelter Kämpfe; und allerdings erschien die Lage der Dinge dem Sieger von Abukir ernst genug. Aber er hatte noch andere Gründe zur Melancholie. Der Frieden seiner Seele war gestört; die Leidenschaft für Lady Hamilton hielt ihn in sinnbethörenden Schicksalsnetzen gefangen. Er fühlte sich gefesselt und unglücklich im Dienste eines Hofes, den er im Grunde seines Herzens verachtete. „Glauben Sie mir", schrieb er damals seinem alten Freunde Davison nach England, „mein einziger Wunsch ist, mit Ehre ins Grab zu sinken, und wenn es Gott gefällt, werde ich dem Tode lächelnd entgegensehen. Nicht als ob ich unempfindlich wäre gegen die Ehren und Reichthümer, womit mein König und mein Vaterland mich überhäuft haben; aber ich bin bereit, diese Welt der Mühsal zu verlassen, und beneide niemand als die Bewohner des Grabes."

Doch die Zeit zu einem großen Schlage gegen die vereinigte französisch-spanische Flotte war noch nicht gekommen. Nach einem heftigen Sturme an der Küste von Afrika, der ihr bedeutenden Schaden zufügte, kehrte die spanische Flotte nach Cadix zurück; die französische wagte sich nicht weiter vor. Schon zu Anfang Juni konnte Lord Saint-Vincent Nelson durch 4 Linienschiffe

Digitized by Google

verstärken; am 17. brachte die Ankunft zwei anderer Linienschiffe seine Streitmacht auf 18 Segel. So stand er denn da, mächtiger zum Handeln gerüstet als seit langer Zeit. Und doch war der düstere Geist, der sich seiner bemächtigt hatte, nur zu gerechtfertigt. Dämonische Schicksalsmächte umschwebten ihn. In seinem Seelenfrieden gestört durch seine Leidenschaft für Lady Hamilton, befand er sich am Vorabend der dunkelsten Episode seiner Heldenlaufbahn, gerüstet zu Thaten, die der Parteieifer umsonst versucht hat zu beschönigen, und die auch dadurch in kein helleres Licht gesetzt werden, daß Nelson selbst von ihrer Angemessenheit und Nothwendigkeit überzeugt war.

Die siegreichen Fortschritte der Russen und Oesterreicher in Norditalien waren ebenso viele Unglücksfälle für die Parthenopeische Republik. Championnet's Nachfolger in Neapel, General Macdonald, sah sich bald gezwungen, Verstärkungen nach Norden zu schicken, und wurde in Neapel mehr und mehr beschränkt auf die Defensive. Zuletzt erreichte auch ihn der Befehl zum Abzuge, und am 7. Juni brach er nach der Lombardei auf, die Parthenopeische Republik ihrem Schicksale überlassend. Cardinal Ruffo mit seiner Glaubensarmee umzingelte nun die von den aufständischen Neapolitanern vertheidigte Hauptstadt von allen Seiten. Am 13. Juni begann der Sturm; bis zum 18. wüthete unter endlosen Greueln ein mörderischer Straßenkampf. Dann zogen die Reste der Insurgenten sich in die Castelle Uovo und Nuovo zurück, während in San-Elmo Oberst Mejean mit einer französischen Besatzung sich behauptete. Da Ruffo sah, daß er die Castelle nicht nehmen könne, bot er am 19. einen Waffenstillstand an. Während der folgenden Tage fanden Unterhandlungen statt. Die Republikaner, die dem Cardinal als dem Abgesandten des Königs mistrauten, verlangten fremde Bürgschaft für die Vollziehung des Vertrags, und am 23. wurde die Capitulation, außer von Ruffo, von einem russischen und einem türkischen Bevollmächtigten und englischerseits von Kapitän Foote unterzeichnet. Den Insurgenten wurde freier Abzug und Amnestie zugestanden. Die, welche es wünschten, sollten zu Schiffe nach Toulon befördert, die, welche vorzogen zu bleiben, in keiner Weise

Digitized by Google

belästigt werden. Man ging auch sofort an die Ausführung der Capitulation. Schon am 24. segelten mehrere Schiffe mit republikanischen Auswanderern nach Toulon ab. Aber nicht auf so friedliche Weise sollte das Drama der Parthenopeischen Republik enden.

Am Abend des 24., anderthalb Tage nach Unterzeichnung der Capitulation, erschien Nelson als Bevollmächtigter des Königs mit 18 Linienschiffen im Golf von Neapel. Ihn begleiteten auf dem Foudroyant, seinem Admiralschiff, der Kronprinz und Sir William und Lady Hamilton. Mit zorniger Ueberraschung sah er die Capitulationsflagge von den Citadellen und vom Mast des Seahorse wehen. Er war nicht gekommen zu einem friedlichen Ausgleich mit Rebellen, sondern zu ihrer Unterwerfung und Bestrafung. Sofort ließ er ein Signal aufhissen, welches die Capitulation für ungültig erklärte, und keine Gegenvorstellungen Ruffo's und anderer konnten ihn in diesem Beschlusse wankend machen. Haß gegen die Franzosen und ihre revolutionären Gewaltthaten vereinigte sich in seiner Seele mit dem verhängnißvollen Einfluß, welchen die fanatische Rachepolitik des neapolitanischen Hofes, zum Theil unter der verführerischen Mitwirkung der ergebenen Freundin der Königin, Lady Hamilton, auf ihn ausgeübt hatte; und in dem Glauben, daß er recht handle, gab er sich her zum Werkzeuge dieser Rache. Die Capitulation wurde gebrochen. Es begann in dem unglücklichen Neapel eine royalistische Schreckensherrschaft, deren unmenschliche mitleidslose Wuth die revolutionäre Schreckensherrschaft Frankreichs in Schatten stellte und die besten Männer und Frauen des Königreichs der Tortur, dem Kerker, dem Schaffot überlieferte. Und als sei es nicht genug, daß diese Reaction unter dem Schutze der englischen Flotte stattfand, übernahm Nelson selbst noch in einem außerordentlichen Falle die Rolle des erbarmungslosen Richters. Fürst Francesco Caraccioli, der hochangesehene Vertreter einer der ersten Familien des Königreichs, seit vierzig Jahren im neapolitanischen Seedienst, Oberadmiral der Flotte und mit Nelson seit der Belagerung von Toulon im Jahre 1793 persönlich befreundet, war der königlichen Familie auf ihrer Flucht nach Sicilien gefolgt, dann aber, um seine

Digitized by Google

großen Besitzungen auf dem neapolitanischen Festlande vor Confiscation zu schützen, mit Bewilligung des Königs nach Neapel zurückgekehrt. Nicht lange nach seiner Rückkehr hatte die revolutionäre Regierung ihn gezwungen, den Befehl über die Flotille der Republik zu übernehmen, und in dieser Eigenschaft hatte er im Mai 1799 mit dem englischen Blokadegeschwader mehrfache Kämpfe bestanden. Bei der Einnahme Neapels durch Ruffo war er in die Berge geflüchtet. Es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und am 28. Juni brachte man ihn als Gefangenen auf Nelson's Admiralschiff. Nelson berief sofort ein Kriegsgericht der neapolitanischen Seeoffiziere unter dem Vorsitze des Grafen von Thurn an Bord des Foudroyant. Caraccioli, vor diesem Gericht des Hochverraths angeklagt, vertheidigte sich, indem er erklärte, daß er gezwungen unter der Republik gedient habe. Er war bereit, diese Aussage durch Zeugen zu erhärten; aber man ließ ihm keine Zeit, Zeugen herbeizuschaffen. Das Verhör dauerte von 10—12 Uhr morgens und endete mit seiner Verurtheilung. Nelson, dem das Urtheil vorgelegt wurde, bestätigte dasselbe unverzüglich und verordnete, daß das Erkenntniß vollstreckt werden solle um 5 Uhr nachmittags desselben Tags, durch Aufhängen des Verurtheilten an der Raae des neapolitanischen Kriegsschiffes Minerva. Keine Rücksicht auf die hohe Stellung, die vieljährigen Verdienste, das hohe Alter des ehemaligen Waffengefährten, selbst nicht der Umstand, daß Caraccioli ihm vorstellen ließ: Graf Thurn sei sein persönlicher Feind, konnte auch nur einen Aufschub bewirken. Ebenso wenig wollte Nelson in eine Abänderung der entehrenden Form der Hinrichtung willigen. Umsonst suchte Caraccioli die Vermittelung Lady Hamilton's nach. Sie war nicht sichtbar. Das Urtheil wurde zur festgesetzten Zeit vollzogen und die Leiche ins Meer versenkt.

Es gibt wenige Gewaltthaten in der Geschichte, die nicht ihre Beschönigung gefunden haben, und auch dem Verfahren Nelson's in jenen Schreckenstagen der neapolitanischen Reaction hat es nicht an Vertheidigern gefehlt. Dem unparteiischen historischen Urtheil kann diese Episode wol kaum anders erscheinen

Digitized by Google

als wie ein dunkler Schatten in einer heroischen Laufbahn. So betrachtet sie unter den Engländern auch Southey, Nelson's berühmtester Biograph. „Eine beklagenswerthe Handlungsweise", sagt Southey, „ein Flecken an dem Andenken Nelson's und an der Ehre Englands. Sie zu beschönigen, würde vergeblich, sie zu rechtfertigen, sündhaft sein. Für den, welcher sich nicht zum Theilhaber der Schuld machen will, bleibt keine Alternative als die, diese schmachvolle Geschichte mit Kummer und Scham zu erzählen."

Bekannt ist die schauerliche Begegnung des Königs und Nelson's mit der Leiche Caraccioli's einige Wochen später. Es war am 10. Juli, als der König auf der Fregatte La Sirena von Palermo mit seiner Familie und den Ministern im Golf von Neapel anlangte. Er begab sich an Bord des Foudroyant und hielt dort eine Zeit lang Hof. Eines Tags kam ein Fischer an das Schiff und meldete: Caraccioli sei vom Meeresboden emporgestiegen und komme rasch auf Neapel zugeschwommen. Ungläubig hörte man dieses Märchen an. Da aber der Tag schön war, fuhr Nelson auf den Wunsch des Königs in den Golf hinaus. Das Schiff war noch nicht weit gesegelt, als man deutlich einen menschlichen Körper in aufrechter Haltung heranschwimmen sah. Die Erscheinung kam näher und man erkannte die Leiche Caraccioli's. Sie war emporgestiegen, wie der Fischer gemeldet hatte, und wurde durch die an den Füßen befestigten Kanonenkugeln in der Stellung eines lebendigen Menschen aufrecht erhalten. Der König erschrak. Vielleicht empfand er in seiner abergläubischen Furcht einen Augenblick Bedauern über das Geschehene. Auf die Vorstellungen Sir William Hamilton's gab er Erlaubniß, die Leiche am Ufer zu begraben. Aber dem über das unglückliche Neapel verhängten Blutgericht geschah kein Einhalt. Das Castell San-Elmo hatte sich schon vorher nach einer kurzen Beschießung an Troubridge ergeben. Am 31. Juli capitulirte auch Capua, gleich darauf Gaëta. Das ganze Königreich befand sich hülflos in der Macht einer grausamen, blutdürstigen Reaction und die Opfer des Hasses und der Rache fielen zu Tausenden.

Für Nelson war die Zeit zwischen der Ankunft des Königs

Digitized by Google

und der Capitulation von Gaëta in mehr als einer Hinsicht sorgenvoll gewesen. Sein Freund Lord Saint-Vincent war nach England abberufen, um die Leitung der Kanalflotte zu übernehmen. Lord Keith, der Nachfolger Saint-Vincent's im Obercommando der englischen Mittelmeerflotte, hatte ihm bald darauf die Vereinigung der französischen und der spanischen Flotten gemeldet und wiederholt befohlen, zum Schutze von Minorca herbeizueilen, das er durch die feindlichen Geschwader bedroht glaubte. Nelson hatte den Muth gehabt, jenen Befehlen nicht zu gehorchen. Ihm schien Minorca nicht bedroht und seine nächste wichtigste Aufgabe die völlige Vertreibung der Franzosen aus Neapel. Dem deshalb zu erwartenden Tadel der Admiralität sah er ruhig entgegen. Seiner Ansicht nach hatte er ein eben so bedeutendes als nothwendiges Werk durchgeführt. „Ich habe", schrieb er an Lord Saint-Vincent, „gethan, was ich für recht hielt. Andere mögen anders denken; aber es wird mir ein Trost sein, ein Königreich gewonnen, einen treuen Verbündeten Sr. Majestät fest auf seinen Thron gesetzt und das Glück von Millionen neu begründet zu haben." In einem um dieselbe Zeit an die Admiralität gerichteten Briefe bemerkte er: „Da mir nur noch die linke Hand übriggeblieben ist, so kann ich nicht auf die Details der Beweggründe eingehen, welche mein Verfahren geleitet haben. Mein Grundsatz ist: mitzuhelfen soviel ich kann, die Franzosen zum Teufel zu jagen und der Menschheit Glück und Frieden wiederzugeben." Ohne Frage war das seine Ansicht über Zweck und Wirkung seiner Thaten, und jedenfalls konnte der augenblickliche Erfolg derselben nicht bezweifelt werden. Man bedauert nur das Eine: den Helden Nelson in so vollkommenem Einklang zu sehen mit einem entarteten Hofe, so versenkt in seinen Franzosenhaß, daß er kein Wort des Mitleids findet für Opfer der Revolution, so feindselig auch nach dem Siege, daß er den Orgien der Rache ohne Widerspruch freien Lauf läßt. Der Held war ein Sklave der Liebe geworden und durch diese ein Werkzeug in den Händen einer fanatischen Königin.

Nach dem Falle von Gaëta schien kein äußerer Grund vorhanden, weshalb die königliche Familie nicht wieder dauernd ihre

Digitized by Google

Residenz in Neapel aufschlug. Aber die Politik der Rache hatte ihre Arbeit noch nicht vollendet; der Aufenthalt in Palermo schien daher bequemer und sicherer. Cardinal Ruffo wurde zum Statthalter des neapolitanischen Festlandes ernannt, und von Nelson geleitet fuhren König und Königin mit ihrem gewöhnlichen Gefolge am 5. August nach Sicilien zurück. Ihr erstes Geschäft nach den Festlichkeiten, welche ihre Rückkehr feierten, war die Belohnung des Mannes, dem sie vor allem ihre Sicherheit und den Wiederbesitz des Königreichs verdankten. Am 13. August wurde Nelson vom Könige Ferdinand zum Herzog von Bronte erhoben und zugleich mit diesem Titel das Gebiet und die Einkünfte der Stadt Bronte am Fuße des Aetna ihm überwiesen. Mehrere seiner Biographen berichten, es habe der flehenden Bitten Lady Hamilton's, der Ueberredung König Ferdinand's bedurft, ihn zur Annahme der königlichen Gnadengaben zu bewegen; allein diese Erzählungen scheinen unbegründet. Nelson nahm Titel und Schenkung ohne Widerrede an; ja, er war stolz auf seine Erhebung zur Herzogswürde* und identificirte sich dadurch von neuem mit der Politik des neapolitanischen Hofes. Auch die Hamiltons wurden reich beschenkt. Und vom August 1799 bis zum Februar 1800 finden wir nun Nelson als Freund der Hamiltons und als Günstling des sicilischen Hofes in Palermo, umgeben von einem Dunstkreise der Schmeichelei, des Genusses, der Frivolität, der seinen Ruhm verdüsterte und sein Heldenthum entnervte, ohne daß er im Stande war, sich diesen verderblichen Einflüssen zu entreißen. In Neapel wüthete die Reaction weiter. In Palermo folgten Feste auf Feste, Mummereien zu Lande, Lustfahrten zur See; und als Hauptfiguren bei allen erschienen neben dem Könige und der Königin Lord Nelson und Lady Hamilton. Das Gerücht dieser Vorgänge verbreitete sich von den Küsten des Mittelländischen Meeres nach England, und es fehlte Nelson nicht an freundschaftlichen Mahnungen und Warnungen. „Die Leute, mein

* In Briefen und Documenten zeichnet er sich von nun an stets: Bronte Nelson, oder Bronte Nelson vom Nil; später: Nelson und Bronte.

Digitized by Google

lieber Lord", schrieb man ihm aus England, „sagen hier, Sie seien Rinaldo in den Armen Armida's, und es bedürfe der Festigkeit eines Ubaldo und seines Gefährten, Sie zu retten von der Zauberin." Sein alter Freund Troubridge, der das Geschwader im Golf von Neapel befehligte, erklärte ihm mit der Offenheit des Seemanns: „Verzeihen Sie mir! Nur meine aufrichtige Achtung für Sie treibt mich, es zu erwähnen. Ich weiß, es kann Ihnen kein Vergnügen machen, die ganze Nacht beim Kartenspiel zu sitzen. Warum also Gesundheit, Behagen, Geld, Ruhe, alles den Sitten eines Landes opfern, wo Ihr Aufenthalt nicht lange dauern kann? Sie wissen nicht die Hälfte von dem, was vorgeht, oder von dem Gerede, das dadurch hervorgerufen wird. Wenn Sie wüßten, was Ihre Freunde für Sie fühlen, würden Sie gewiß alle nächtlichen Gesellschaften aufgeben." — „Ich fürchte", schrieb derselbe Freund in einem andern Briefe, „Ihre Gesundheit wird unter all den Festlichkeiten in Palermo leiden. Sollte dies der Fall sein, so wird die Flotte alle Heiligen dieses Landes verfluchen. Der König würde besser thun, eine gute Regierung einzuführen. Das Geld, das man in Palermo ausgibt, verursacht hier große Unzufriedenheit. Funfzigtausend Leute sind arbeitslos, der Handel flau, die Fabriken stehen still. Eine Regierung wie diese kann nicht lange zusammenhalten. Von zwanzig Millionen Dukaten, die als Staatseinnahmen erhoben werden, erreichen nur dreizehn Millionen den Staatsschatz, und der König bezahlt vier Dukaten, wo er einen bezahlen sollte. Er ist umgeben von Dieben, und keiner hat Ehrlichkeit oder Ehrgefühl genug, ihn über den wahren Zustand der Dinge aufzuklären." — „Mehr als vierzigtausend Familien", fügt Troubridge hinzu, „haben Verwandte in den Gefängnissen. Wenn nicht eine Art von Amnestie erlassen wird, wird der Verfolgung kein Ende werden; denn das Volk dieses Landes denkt an nichts als an Rache." Doch diese Warnungsstimmen verhallten erfolglos vor dem Sirenengesange der Liebe und der Hofgunst. Nichts deutet an, daß Nelson den mächtigen Einfluß seiner Stellung benutzte, das traurige Los Neapels zu mildern, den Hof zu einer Politik der Menschlichkeit

Digitized by Google

zu bewegen. Er war nicht unthätig; aber seine Theilnahme beschränkte sich auf die Unternehmungen der Flotte, und auch in Bezug auf diese zeigte er nicht die gewohnte Energie.

Bald nach Nelson's Rückkehr von Neapel war Lord Keith nach England gegangen, und vom August 1799 bis zum Januar 1800 fungirte Nelson an Keith's Stelle als Oberbefehlshaber der Flotte im Mittelländischen Meere. Sein nächstes Bemühen galt der Vertreibung der Franzosen aus dem Kirchenstaat, ein Unternehmen, das auch durch den Muth und das Geschick der Kapitäne Troubridge und Louis während der Herbstmonate des Jahres 1799 über Erwarten schnell gelang. Zuerst capitulirte Civita-Vecchia; hierauf segelte Kapitän Louis den Tiber hinauf und zwang auch Rom zur Uebergabe. Die englische Flagge wehte von der Engelsburg; Rom gehorchte einem englischen Statthalter. Es erfüllte sich damit die Prophezeiung eines irischen Franciscanermönchs in Neapel, der ein Jahr vorher dem Sieger von Abukir geweissagt hatte: er werde noch Rom mit seinen Schiffen erobern; und Nelson, scheint es, wirkte dem erfolgreichen Propheten von der neapolitanischen Regierung eine Beförderung aus. Nachdem auf solche Weise Neapel vorläufig gegen jeden Ueberfall sichergestellt war, konnte man alle Kräfte der Eroberung von Malta zuwenden, das noch immer von den Franzosen behauptet wurde. Die französische Besatzung betrug 5000 Mann und das kleine englisch-portugiesische Blokadegeschwader unter Kapitän Ball hatte seit der Einnahme von Gozzo im October 1798 keine weitern Fortschritte gemacht. Vielmehr war um jene Zeit seine eigene Lage eine kritische geworden. Proviant und Kriegsvorräthe fingen an auszugehen, die portugiesischen Schiffe wurden in die Heimat beordert; die Ankunft einer geringen Verstärkung für die Franzosen konnte jeden Tag die Aufhebung der Belagerung unvermeidlich machen. Diese Lage der Dinge verstimmte Nelson um so mehr, als es ihm trotz aller Bemühungen nicht gelingen wollte, den englischen Befehlshaber in Minorca zur Sendung von Truppen, die neapolitanische Regierung zur Sendung von Lebensmitteln nach Malta

Digitized by Google

zu bewegen. Der Befehlshaber in Minorca schützte Mangel an Instructionen, die neapolitanische Regierung Mangel an Mitteln vor. Der Unwille einer heldenhaften Seele, der die tägliche Regel nichts ist im Vergleich mit der Nothwendigkeit zweckmäßigen Handelns, empörte sich in Nelson gegen diese Hemmnisse. „So sehr ich", schrieb er damals an den Marineminister Grafen Spencer, „strengen Gehorsam gegen empfangene Befehle billige, so wenig kann ich begreifen, wenn man sagt, ein Offizier solle nie, aus keinen Gründen, seine Befehle abändern. Die Umstände dieses Krieges wechseln so oft, daß ein Offizier fast jeden Augenblick in Erwägung zu ziehen hat: was würden meine Vorgesetzten verordnen, wüßten sie, was vor meinen Augen vorgeht? Der große Zweck des Krieges ist: nieder, nieder mit den Franzosen! und diesen Zweck zu erreichen, sollten Flotte und Heer jeden Nerv anspannen. Mein Herz, ich versichere es Ihnen, ist durch dies und anderes fast gebrochen." Indeß mußte er sich vorläufig mit der Sendung einiger Schiffe begnügen. Erst zu Ende November kam die Erlaubniß, die Besatzung von Messina bei der Belagerung von Malta zu verwenden, und auch dann fehlte es an Geld, sodaß Nelson und Troubridge aus eigenen Mitteln das Nöthigste vorschossen. Trotzdem machte die Belagerung geringe Fortschritte. Der Mangel an Lebensmitteln wurde allmählich aufs ernstlichste fühlbar. „Wir sterben", schrieb Troubridge am 1. Januar 1800 von Malta an Nelson, „durch Entbehrung rasch dahin. Ich höre, Sir William Hamilton sagt: Fürst Luzzi habe vor einiger Zeit Korn verweigert, und Sir William hält es nicht für der Mühe werth, sich noch einmal zu bemühen. Wenn dem so ist, so wollte ich, er commandirte statt meiner an diesem Orte des Jammers. Apulien hat eine reiche Ernte gehabt. Fast dreißig Schiffe verließen Messina, um Korn zu laden, als ich dort war. Wird man uns davon nicht etwas überlassen? Wenn nicht, so muß eine kurze Zeit die Dinge hier zur Entscheidung bringen. Ich wollte, ich wäre nur einmal eine Stunde bei Ihnen; denn am Ende wird alles, alles Ihnen zur Last gelegt werden." Trotz solcher ernsten Mahnworte vermochte jedoch Nelson weder

Digitized by Google

sich von Palermo zu trennen, noch der Regierung mit jener rückhaltslosen Entschiedenheit gegenüberzutreten, welche die Umstände erheischten und die sonst ebenso sehr seine Gewohnheit war, als sie in seiner Natur lag. Sicilien war voll von Korn, aber er ließ es zu, daß die Ausfuhr verboten wurde, während die Belagerungstruppen und das Volk des nahegelegenen Malta an Hunger dahinstarben. Es bedurfte eines Gewaltstreichs Kapitän Ball's, die Krise zu beenden. Eine Anzahl Getreideschiffe wurde durch die Boote eines englischen Kriegsschiffs auf Ball's Befehl aus dem Hafen von Girgenti fortgeführt und durch den Ertrag derselben wenigstens vorläufig die Blokade von Malta gesichert.

Inzwischen hatte Lord Keith von neuem den Oberbefehl im Mittelländischen Meere übernommen. In der dritten Januarwoche des Jahres 1800 suchte Nelson ihn zur Verabredung weiterer Operationspläne in Livorno auf. Gegen Ende des Monats fuhr er von dort endlich selbst nach Malta. Er kam gerade zu rechter Zeit; denn eine französische Flotille mit Truppen und Lebensmitteln näherte sich zum Entsatz der Insel. Nelson begegnete derselben am 10. Februar, nahm das Admiralschiff Le Généreux (eins der beiden von Abukir entkommenen Linienschiffe), jagte den Rest des Geschwaders in die Flucht und vereitelte dadurch das Unternehmen. Seine leidende Gesundheit zwang ihn indeß schon einen Monat später zur Rückkehr nach Palermo. „Ich kann noch nicht sagen, was daraus werden wird", schrieb er am 20. März an Lord Keith; „aber vor zwei Tagen war ich durch Anschwellen der Herzkammern dem Tode nahe. Ich weiß, meine Seelenangst, als ich im Jahre 1798 nach Syrakus zurückkam, war die erste Ursache davon, und es sterben wol mehr Leute an gebrochenem Herzen, als man denkt." — „Ohne einige Ruhe", schrieb er in einem andern Briefe, „ist es aus mit mir"; und an Troubridge: „Meine Laufbahn hat wol ihr Ende erreicht, sollte nicht etwa die französische Flotte ins Mittelländische Meer kommen; dann soll nichts mich hindern, an meinem Posten zu sterben." In diese düstere Stimmung warf einige Wochen später die Kunde, daß auch das letzte Linienschiff der bei Abukir geschlagenen Flotte, der Guillaume Tell, von dem Blokade-

Digitized by Google

geschwader bei Malta genommen sei, ein plötzliches Licht. Aber so stolz Nelson auf diesen Erfolg war, sein Entschluß, sobald als möglich seinem Commando im Mittelländischen Meere zu entsagen, war gefaßt. Manche bestimmende Gründe wirkten, abgesehen von dem tiefgefühlten Ruhebedürfnisse, dabei zusammen. Es hatte ihn gekränkt, daß nach der Abberufung Saint-Vincent's nicht ihm, sondern Lord Keith der Oberbefehl über die Mittelmeerflotte übertragen wurde. „Wir vom Nil", bemerkte er gegen Troubridge, „sind dem Lord Keith seiner Meinung nach nicht gewachsen, und sollten es für eine Ehre halten, unter einem so klugen Manne zu dienen." Auch einige tadelnde Aeußerungen der Admiralität über seine Geschäftsführung während Lord Keith's Abwesenheit hatten ihn verletzt. Und zu allem diesen kam nun die Abberufung Sir William Hamilton's. Bei den vertrauten persönlichen Beziehungen, welche seit seiner Rückkehr von Abukir zwischen ihm und den Hamiltons bestanden hatten, empfand Nelson diese Maßregel des englischen Ministeriums als einen theilweise gegen ihn selbst gerichteten Schlag; und ganz unrecht hatte er mit diesem Gefühle wol nicht. Man misbilligte in England, wie es scheint, nicht blos manches in dem diplomatischen Verfahren Sir William Hamilton's; auch das offenkundige Verhältniß seiner Gemahlin zu Nelson hatte Anstoß erregt, und aus beiden Gründen schien eine Veränderung wünschenswerth. In der That wurde Nelson's Gesuch um Entlassung von seinem Commando ohne Widerrede zugestanden. Während der Zwischenzeit besuchte er im Mai 1800 in Begleitung der Hamiltons noch einmal das Blokadegeschwader bei Malta. Die Uebergabe der Festung schien nahe bevorzustehen; aber er war entschlossen, sie nicht abzuwarten. Am 1. Juni war er wieder in Palermo. Da kein Schiff im Mittelländischen Meere für seine Ueberfahrt nach England entbehrt werden konnte, sollte die Rückkehr zu Lande stattfinden. Die Königin von Neapel, die einen Besuch in Wien beabsichtigte, und die Hamiltons schlossen sich ihm an, und am 7. Juni brach er in ihrer Begleitung mit den Linienschiffen Foudroyant und Alexander nach Livorno auf.

Von Livorno, wo Nelson am 13. Juli seine Flagge strich,

Digitized by Google

ging seine Reise über Florenz, Ancona und Triest nach Wien. Ueberall wurde er mit lebhaften Ehrenbezeigungen empfangen. Auf Fürst Esterházy's Einladung brachte er einige Tage in Eisenstadt, einem der ungarischen Landsitze des Fürsten, zu. In Prag hatte er eine Zusammenkunft mit dem Erzherzoge Karl. In Dresden, wo er eine Woche blieb, ließ er zwei Schiffe zur Weiterreise auf der Elbe nach Hamburg ausrüsten. Das Gerücht von seinem Kommen verbreitete sich rasch und die Ufer des Flusses in der Nähe der Orte, wo seine Schiffe anlegten, standen gedrängt voll von Volk, das zusammenströmte, um den Sieger vom Nil zu sehen. In Magdeburg bezog der Wirth des Gasthofs, wo Nelson Quartier nahm, eine ansehnliche Einnahme für die dem neugierigen Publikum ertheilte Erlaubniß, eine Leiter zu besteigen, von der aus der Held von Abukir durch ein kleines Fenster sichtbar war. Während seines Aufenthalts in Hamburg empfing Nelson den Besuch eines alten Landgeistlichen, der viele Meilen weit hergewandert war, um ihn, „den Retter der Christenheit", zu bitten, daß er in die Kirchenbibel seinen Namen schreibe. Ein hamburgischer Weinhändler drängte ihm eine Kiste alten Rheinweins vom Jahre 1725 auf, die er „lange aufgespart habe für eine außerordentliche Gelegenheit", worauf Nelson, der das Geschenk annahm, scherzhaft bemerkte: sechs Flaschen des seltenen Weins wolle er aufheben, um sie zu trinken auf die sechs Siege, die er noch zu gewinnen hoffe. Für den Rest seiner Heimfahrt durch die Nordsee hatte er an der Mündung der Elbe eine Fregatte erwartet; da aber diese nicht eintraf, miethete er in Cuxhaven ein Packetboot, mit dem er nach einer fünftägigen stürmischen Fahrt am 6. November 1800 den Hafen von Yarmouth erreichte.

Seine Reise nach London glich einem Triumphzuge. Am Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt (9. November) empfing er in der Guildhall vom Lord-Mayor das Ehrenschwert, welches die City ihm votirt hatte nach seinem Siege am Nil. Am 20. November nahm er seinen Sitz im Oberhause. Ueberall begrüßte und ehrte man ihn als den heimgekehrten Sieger und Helden.

Dennoch war Nelson nicht glücklich. Seine Gemahlin und sein alter Vater erwarteten ihn in London; aber er kam mit

Digitized by Google

den Hamiltons, und dieser Umstand genügte, von Anfang an das Wiedersehen mit denen, die ihm am nächsten standen, zu trüben. Schon wenige Tage nach seiner Rückkehr von Abukir, im September 1798, war es in Neapel zwischen ihm und seinem Stiefsohn in Bezug auf sein Verhältniß zu Lady Hamilton zu ärgerlichen Scenen gekommen. Nicht lange darauf hatte er die ersten eifersüchtig besorgten Briefe seiner Gemahlin empfangen, und in demselben Verhältniß, wie seine Beziehungen zu Lady Hamilton vertrauter und offenkundiger wurden, war die Entfremdung der getrennten Gatten gewachsen. Seine eigenen Briefe an seine Gemahlin waren immer seltener, kühler, kürzer geworden. Jetzt, nach jahrelanger Abwesenheit, kam er ihr entgegen in Gesellschaft der Frau, deren Einfluß sie seiner Liebe beraubt hatte. Lady Nelson hatte ihren Gemahl aufrichtig geliebt. Sie war nie Weltdame genug gewesen, um sich gleichgültig in die veränderte Lage der Dinge zu fügen; sie empfand die ihr widerfahrene Kränkung um so tiefer, je weniger sie sich an Geist und Schönheit mit ihrer Nebenbuhlerin vergleichen konnte. Ein freundschaftlicher Verkehr beider Frauen, wie Nelson ihn verlangte, war unter diesen Umständen unmöglich. Nach mehrern leidenschaftlich aufgeregten Wochen endete das Verhältniß der Gatten durch gegenseitige Uebereinkunft mit einer Trennung. Sie sahen sich zum letzten mal am 13. Januar 1801.

Schon vorher hatte Nelson der Admiralität von neuem seine Dienste angeboten. Seine Gesundheit war völlig hergestellt, das Nichtsthun widerstrebte einem Sinne, der gewöhnt war an die Unruhe des Seelebens und an die Führung großer Geschäfte; auch mochte er von erneuter Thätigkeit ein Vergessen der Vorgänge hoffen, welche seinen Seelenfrieden untergraben hatten. In der allgemeinen Weltlage hatten seit seiner Rückkehr aus dem Mittelländischen Meere bedeutungsvolle Veränderungen stattgefunden. Der Sieg des aus Aegypten entkommenen Napoleon bei Marengo hatte die Wiedereroberung Italiens durch die Franzosen eingeleitet; Moreau's Sieg bei Hohenlinden, von dem man zu Ende des Jahres 1800 in England hörte, zwang Oesterreich zum Frieden. Rußland hatte sich schon

Digitized by Google

länger von der Coalition zurückgezogen und sich Frankreich genähert. Zu allem diesen kam nun im December 1800, bald nach der Schlacht bei Hohenlinden, daß die nordischen Mächte auf Anregung Napoleon's, unter dem Vorsitze Kaiser Paul's, jenen Bund der bewaffneten Neutralität erneuerten, der schon einmal 20 Jahre früher unter der Leitung Katharina's II. den Ansprüchen Englands auf die Oberherrschaft zur See feindlich entgegengetreten war. Alle Erfolge der großen Coalition schienen verloren zu gehen. Nur in Aegypten und auf dem Meere behauptete England noch das Uebergewicht. Man war an einem kritischen Wendepunkt der Revolutionskriege angelangt. Auch in England erhoben sich laute Stimmen für den Frieden. Als Nelson sich wieder zu activem Dienst meldete, war die Thatsache jenes nordischen Bundes noch nicht bekannt geworden. Am 1. Januar 1801 zum Viceadmiral der Blauen Flagge ernannt, erhielt er am 9. Januar Befehl, das Commando des San-Josef in Plymouth zu übernehmen und sich der Flotte Lord Saint-Vincent's in Torbay anzuschließen. Aber schon zu Anfang Februar kamen neue Befehle. Die Nachricht von dem Abschluß der bewaffneten Neutralität war eingetroffen und gab der englischen Politik eine veränderte Richtung. Ohne Verzug beschloß die Regierung, für das bedrohte alte Seerecht einzutreten und nöthigenfalls den Bund der Nordmächte durch Waffengewalt zu sprengen. Es war dies die letzte folgenreiche That Pitt's, ehe er die Leitung der Geschäfte an Addington abtrat. Man wunderte sich nur über Eins, daß nämlich nicht Nelson zum Oberbefehlshaber der für die Ostsee bestimmten Expedition ernannt wurde, sondern Sir Hyde Parker. Indeß der Umstand, daß Parker bis dahin an der Ostküste commandirt hatte, galt für entscheidend. Nelson mußte daher, freilich nicht ohne inneres Grollen, mit der Stelle des Zweitcommandirenden fürliebnehmen. Als Admiralschiff wurde ihm der Dreidecker Saint-George angewiesen. Mit diesem fuhr er, nachdem er in Portsmouth ein Regiment Landungstruppen aufgenommen, am 28. Februar nach dem Rendezvous der baltischen Flotte in Yarmouth.

Digitized by Google

Die Expedition, die aus 20 Linienschiffen, 4 Fregatten und 28 kleinern Fahrzeugen bestand, verließ Yarmouth am 12. März. Sie begleitete Mr. Vansittart als diplomatischer Unterhändler; denn ehe man zu Feindseligkeiten schritt, sollte noch ein Versuch zu einer friedlichen Ausgleichung stattfinden. Am 19. März erreichte die Flotte die Nordspitze von Jütland, wo sie zu Nelson's Verdruß Anker warf, obgleich ein frischer Nordwestwind die Einfahrt in das Kattegat und nach dem Sunde zu begünstigte. Nach seiner Meinung hätte die Expedition unverzüglich nach Kopenhagen vorrücken und den diplomatischen Unterhandlungen durch ihre Gegenwart Nachdruck verleihen sollen. Den empfangenen Befehlen gemäß fuhr indeß Vansittart allein mit einer Fregatte nach Kopenhagen voraus. Er forderte den Rücktritt Dänemarks von der bewaffneten Neutralität und eine freie Durchfahrt der englischen Flotte durch den Sund. Beide Forderungen wurden verworfen. Am 26. brach demzufolge die Flotte in das Kattegat auf und näherte sich am 27. dem Sunde. Ein an den Gouverneur von Kronborg geschickter Unterhändler brachte zur Antwort, daß man der Durchfahrt der Flotte Widerstand leisten werde, worauf Sir Hyde Parker das Signal: Vorbereitung zum Kampfe, aufhißte. Widrige Winde verzögerten indeß mehrere Tage ein weiteres Vorrücken. Nachdem diese nachgelassen, segelte bei Tagesanbruch am 30. März die Flotte in drei Abtheilungen dem Sunde zu. Das Vordertreffen befehligte Nelson, das mittlere Parker, das hintere Admiral Graves. Man war auf einen heftigen Kampf gefaßt. In der That eröffneten, sowie die englische Flotte Elsinore und Kronborg gegenüber ankam, sämmtliche dänische Batterien ihr Feuer; aber die englischen Schiffe hielten sich dicht an der schwedischen Küste, wo die Citadelle von Helsingborg mit ihren acht Kanonen vollständig stumm blieb; und ohne irgendwelchen Schaden erlitten zu haben, erreichte man in wenigen Stunden die Südseite des Sundes. Um Mittag wurde bei der Insel Hüen, drei Meilen nördlich von Kopenhagen, Anker geworfen. Den Nachmittag benutzten die drei Admirale zu einer Recognoscirung; abends

Digitized by Google

versammelte man sich an Bord des Admiralschiffes London zu einem Kriegsrath, bei dem Nelson, der inzwischen seine Flagge auf dem Elephant aufgehißt hatte, sich erbot, den Angriff auf die dänische Hauptstadt zu führen. Parker willigte ein und stellte ihm 12 Linienschiffe, 5 Fregatten und eine entsprechende Anzahl kleinerer Schiffe und Kanonenboote zur Verfügung. Der 31. verging mit Sondirungen des Fahrwassers, Erneuerung der von den Dänen entfernten Baken und sonstigen Vorbereitungen. Am Morgen des 1. April verlegte die Flotte ihren Ankergrund anderthalb Meilen näher nach Kopenhagen, an die Nordwestecke der als „Mittlerer Grund" bekannten Untiefe, welche der ganzen Seefronte der Stadt entlang zwischen den Inseln Amak und Seeland hinzieht. In dem etwa eine Viertelstunde breiten Fahrwasser zwischen dieser Untiefe und der Stadt lag die dänische Flotte, 18 größere und kleinere Schiffe und schwimmende Batterien, unter dem Oberbefehl des Commodore Olfert Fischer, in einer sorgfältig vorbereiteten, anscheinend uneinnehmbaren Stellung. Das auf Pfählen im Meere errichtete Dreikronenwerk mit 70 Kanonen, nebst zahlreichen kleinern Uferbatterien, vertheidigte die nordwestliche Einfahrt. Nelson's Plan war, vom Süden her anzugreifen, indem er das Fahrwasser an der gegenüberliegenden Seite des Mittlern Grundes zwischen diesem und der Insel Amak durchschiffte und so die rechte Flanke der dänischen Aufstellung erreichte. Während daher Admiral Parker dem Kronenwerk gegenüber mit 8 Linienschiffen vor Anker blieb, gab Nelson bald nach Mittag am 1. April das Signal zum Aufbruch und abends 8 Uhr hatte sein Geschwader ohne Unfall den Südarm der Meerenge zwischen Amak und Seeland erreicht, wo eine halbe Meile von der Südspitze der dänischen Schlachtlinie Anker geworfen wurde. Während der Nacht wurde mit Sondiren fortgefahren. Morgens 8 Uhr am 2. April versammelte Nelson seine Kapitäne am Bord des Elephant zur Ertheilung der letzten Befehle. Jedem Schiffe wurde der Platz angewiesen, den es gegenüber der dänischen Stellung einzunehmen habe. Aber die Einfahrt in das enge Fahrwasser war zu schwierig, der Raum innerhalb desselben zwischen der dänischen Schlachtlinie und dem

Digitized by Google

Mittlern Grunde zu beschränkt, als daß eine strenge Ausführung dieser Befehle möglich gewesen wäre. An Zahl und Größe der Schiffe war die englische Flotte der dänischen weit überlegen. Die Gefahr des Angriffs für sie selbst lag in dem engen Raume, der jede Bewegung erschwerte und umfangreiche Manöver durchaus nicht zuließ. Von dieser Gefahr lieferte schon die Verlegenheit, um nicht zu sagen Rathlosigkeit der englischen Lootsen, die sich um $9^1/_2$ Uhr an Bord des Elephant einstellten, eine unerfreuliche Probe. Indeß der Kampf war beschlossen, und nicht lange nachher setzte die englische Schlachtlinie sich gegen die Dänen in Bewegung.

Etwas nach 10 Uhr begann der Kanonendonner. Die Unfälle ließen nicht auf sich warten. Gleich zu Anfang des Gefechts mußte der Agamemnon nach mehrmaligen vergeblichen Bemühungen, die Südspitze des Mittlern Grundes zu umschiffen, in Schußweite Anker werfen. Die Bellona umschiffte freilich die Spitze, fuhr sich aber nicht weit davon auf der Untiefe fest, und der Russell, der unmittelbar folgte, hatte dasselbe Schicksal. Nur dem raschen Blick Nelson's war es zu danken, daß der Elephant, welcher dem Russell folgte, rechtzeitig in das offene Fahrwasser einlenkte. Nun folgten die übrigen Schiffe dem Admiralschiff, und um $11^1/_2$ Uhr wüthete die Schlacht auf der ganzen Linie. Die Dänen fochten mit altnordischem Heldenmuth. In dem engen Raume lagen Schiffe und Schiffe, Breitseiten und Batterien wie im Handgemenge in nächster Nähe einander gegenüber und beide Seiten erlitten große Verluste. Infolge der mangelnden Mitwirkung des Agamemnon, der Bellona und des Russell fand mehr als ein englisches Schiff sich überlegenen Angriffen und einem verheerenden Feuer ausgesetzt. Auch gelangten wegen des geringen Windes und der reißenden Strömung die Kanonen- und Mörserboote nur zu theilweiser Verwendung. Drei Stunden raste die Schlacht ohne Unterbrechung weiter und noch kein dänisches Schiff war zum Schweigen gebracht. Von den gestrandeten englischen Schiffen wehten Nothsignale. Drei Linienschiffe, welche Admiral Parker zur Verstärkung entsandt hatte, rückten nur langsam vom Fleck. Die

Digitized by Google

ganze Lage der Dinge schien dem Admiral in diesem Augenblick so bedenklich, daß er das Signal zum Abbrechen des Kampfes aufhißte. „Nelson", so erzählt Oberst Stewart, der Befehlshaber der Landungstruppen, der sich während der Schlacht an Bord des Elephant befand, „wanderte um diese Zeit, wie er während des ganzen Gefechts gethan, an der Sternseite des halben Verdecks auf und ab. Ein Schuß durch den Hauptmast schleuderte Splitter um uns her. Mit einem Lächeln bemerkte er gegen mich: «Es ist heiße Arbeit, aber nicht um Tausende möchte ich irgendwo anders sein.» Als das Signal zum Abbruch des Kampfes auf dem Admiralschiff Parker's erschien, wurde ihm dies von dem Signallieutenant gemeldet. Er setzte seine Wanderung fort und schien es nicht zu beachten. Als er wieder an den Lieutenant herankam, fragte dieser, ob er das Signal wiederholen solle? Lord Nelson erwiderte: «Nein, beantworten Sie es!» Indem der Offizier nach dem Hinterdeck zurückkehrte, rief Nelson ihm nach: «Ist unser Schlachtsignal noch aufgehißt?» Der Lieutenant antwortete bejahend, worauf Nelson sagte: «Sorgen Sie dafür, daß es so bleibt!» — Dann durchwanderte er das Deck in großer Aufregung, was man auch daran erkannte, daß er den Stumpf seines rechten Armes bewegte. Nach ein- oder zweimaligem Auf- und Abwandern sagte er rasch zu mir: «Wissen Sie, was auf dem Signalbret des Oberbefehlshabers steht, Nr. 39?» Als ich fragte, was das bedeute, sagte er: «Nun, den Kampf abbrechen! — den Kampf abbrechen!», wiederholte er und fügte dann mit Achselzucken hinzu: «Verdammt, wenn ich das thue!» Hierauf bemerkte er gegen Kapitän Foley: «Sie wissen, Foley, ich habe nur ein Auge — ich habe ein Recht, zuweilen blind zu sein.» Und dann mit einem ihm eigenthümlichen Ausdruck von Muthwillen, das Teleskop vor sein blindes Auge haltend, rief er aus: «Wahrhaftig, ich sehe das Signal nicht!»" — Das Schlachtsignal blieb daher an Bord des Elephant und der ihn umgebenden Schiffe aufgehißt. Nur die dem Oberbefehlshaber nähern Fregatten zogen sich aus dem Kampfe mit dem Kronenwerk, in dem sie übel mitgenommen waren, zurück. Auf der ganzen übrigen Linie

Digitized by Google

brüllte der Schlachtendonner weiter, aber der kritische Augenblick war überstanden, und sehr bald zeigte es sich, daß Nelson's heroischer Ungehorsam das schwankende Kriegsglück gerettet, die drohende Niederlage in Sieg verwandelt hatte.

Um $1^1/_2$ Uhr, eine halbe Stunde, nachdem Admiral Parker sein Rückzugssignal aufgezogen, begann das Feuer der Dänen nachzulassen. Um 2 Uhr hatte es in dem größten Theil ihrer Schlachtlinie aufgehört. Zerschossen, zertrümmert, halb versunken, in Brand gesteckt, mit demontirten Kanonen, voll von Verwundeten und Todten, lagen die dänischen Schiffe und Batterien da. Nur von dem Admiralschiff Danebrog und um die Dreikronenbatterie herum dauerte die Kanonade noch fort. Nichtsdestoweniger machte der geschlagene Feind keine Anstalt, sich zu ergeben, und als englische Boote sich näherten, um von den kampfunfähig gewordenen Schiffen Besitz zu ergreifen, wurde vom Ufer auf sie gefeuert. Nelson, an eine solche Kriegführung nicht gewöhnt, schwankte einen Augenblick, ob er nicht seine Brander heranziehen und, da die Uebergabe der besiegten Schiffe verweigert wurde, diese verbrennen solle. Aber die Gefühle der Menschlichkeit und der Bewunderung vor einem so tapfern Feinde bestimmten ihn, zunächst den Weg der Verhandlung zu versuchen. Gegen die Dänen war er von keiner unauslöschlichen Empfindung des Hasses beseelt wie gegen die Franzosen. Vielmehr ehrte er in ihnen die germanische Verwandtschaft; und zur Versöhnung geneigt, sobald der Stand der Dinge eine solche möglich machte, schickte er, während der Kanonendonner noch fortrollte, unter einer Parlamentärflagge an den Kronprinzen von Dänemark einen Brief, der diesen Gefühlen Ausdruck gab. „Viceadmiral Nelson", so lautete das Schreiben, „hat Befehl, Dänemark zu schonen, wenn es keinen Widerstand mehr leistet. Die Vertheidigungslinie, welche seine Ufer schützte, hat vor der britischen Flotte die Flagge gestrichen; wenn aber das Feuer von seiten Dänemarks fortgesetzt wird, muß er alle von ihm genommenen Prisen verbrennen, ohne im Stande zu sein, die Männer zu retten, die sie so tapfer vertheidigt haben. Die braven Dänen sind die Brüder und sollten nie die Feinde Englands

Digitized by Google

sein." Indessen diese Botschaft nach Kopenhagen befördert wurde, langten die von Admiral Parker zur Verstärkung gesandten drei Linienschiffe auf dem Kampfplatz an und brachten durch ihr Feuer auch den Rest der dänischen Schlachtordnung um das Dreikronenwerk zum Schweigen. Zugleich wurden Anstalten getroffen, diese große Batterie, die jetzt allein den Kampf noch fortsetzte, mit den in Bereitschaft gehaltenen Landungstruppen zu stürmen. Aber noch ehe der Sturm stattfand, erhielt das Dreikronenwerk Befehl, sein Feuer einzustellen. Etwas nach 3 Uhr erschien der dänische Generaladjutant Lindholm als Unterhändler an Bord des Elephant. Jetzt gab auch Nelson Befehl zum Abbrechen des Kampfes und verwies Lindholm an Admiral Parker. Kurz darauf flog das Admiralschiff Danebrog, das schon längere Zeit gebrannt hatte, in die Luft. Die Todtenstille, welche der gewaltigen Explosion folgte, der Anblick der furchtbaren Verwüstung ringsumher, die bedenkliche Lage seiner eigenen stark beschädigten Schiffe, von denen mehrere bei dem Versuch, sich aus dem engen Fahrwasser zu entfernen, auf den Grund fuhren, das Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortlichkeit erweckte in dem Sieger Gefühle der Niedergeschlagenheit und der Trauer. Doch sein kühler Muth verließ ihn auch in diesem trüben Augenblicke nicht. „Nun", rief er aus, „ich habe gegen höhern Befehl gefochten und werde vielleicht gehängt werden. Es thut nichts, mag es so sein!"

Um 4 Uhr folgte er Lindholm auf das englische Admiralschiff. Sein Empfang durch Admiral Parker, der ihn als Sieger bewillkommnete, zerstreute sofort jeden Zweifel in Bezug auf die persönlichen Folgen seines Verfahrens. Die Verhandlungen mit den Dänen kamen noch an demselben Abend zum Abschluß. Man vereinigte sich vorläufig zu einem Waffenstillstand von 24 Stunden. Die Prisen sollten von den Dänen friedlich ausgeliefert, die verwundeten Dänen ans Land geschafft werden.

So endete die Schlacht von Kopenhagen. Es war eine der furchtbarsten Seeschlachten der großen Revolutionskriege. Zwischen 1400 und 1500 Kanonen waren auf dem engen Raume im Feuer gewesen. Auf englischer Seite zählte man

Digitized by Google

1800 Todte und Verwundete, mehr als das Doppelte der Verluste der Schlacht am Nil. Die dänischen Verluste, mit Einschluß der Gefangenen und der in der Stadt Getödteten und Verwundeten beliefen sich auf 6000. An Schiffen hatten die tapfern Feinde 7 Linienschiffe, 8 schwimmende Batterien und 2 kleinere Fahrzeuge verloren. Und noch am Tage nach der Schlacht zeigten sie eine so trotzige Miene, daß es Nelson's persönlicher Dazwischenkunft bedurfte, die Uebergabe des Linienschiffes Seeland, das sich unter dem Schutz des Dreikronenwerks befand, zu erzwingen. Indeß der Ausgang des Kampfes war unzweifelhaft. Der Waffenstillstand wurde verlängert und für den 4. April eine Zusammenkunft zwischen Nelson und dem Kronprinzen verabredet. Nelson landete zur festgesetzten Zeit in Kopenhagen und begab sich durch die wogende Volksmasse zu Fuß in das königliche Schloß. Man vereinigte sich zu weitern Unterhandlungen. Diese wurden, während die englische Flotte sich auf alle Eventualitäten rüstete, von Tag zu Tag zwischen Nelson und dem Kronprinzen fortgesetzt und am 9. April zum Abschluß gebracht. Am 10. begaben die dänischen Commissare sich auf das englische Admiralschiff, wo die Convention unterzeichnet wurde. Sie bestimmte, daß der Waffenstillstand auf 14 Wochen ausgedehnt werden und während dieser Zeit die dänischen Verträge mit Rußland und Schweden hinsichtlich der bewaffneten Neutralität außer Kraft treten sollten; der Rest der dänischen Flotte und Vertheidigungsanstalten sollte im Statusquo verharren und inzwischen die Küsten und der Handel Dänemarks von seiten Englands keinerlei Beschädigung erleiden.

Innerhalb weniger Wochen war so ein entscheidender Schlag gegen den Bund der Nordmächte gelungen und Nelson hatte seinen großen Siegen einen neuen hinzugefügt. Die Nachricht von den Ereignissen bei Kopenhagen erweckte in England die lebhafteste Befriedigung. Beide Parlamentshäuser sprachen der Flotte und ihren Führern den Dank der Nation aus. „Das Benehmen der Führer dieser Expedition", so bemerkte Lord Saint-Vincent, der unterdessen zum Marineminister ernannt war, im Oberhause, „übertreffe alles Aehnliche in den ruhm-

Digitized by Google

reichen Annalen der britischen Flotte." Addington im Unterhause erklärte: „Lord Nelson habe sich ebenso weise gezeigt als tapfer, und bewiesen, daß es möglich sei, die Talente des Kriegers und des Staatsmanns in einer Person zu vereinigen." Einen Monat später wurde Nelson zu dem Range eines Viscounts des Vereinigten Königreichs erhoben.

Indeß so groß und glänzend sein Erfolg war, so fehlten doch die Dämonen nicht, die den Frieden seiner stolzen Seele störten. Es kränkte ihn, daß er sich den Befehlen eines andern unterordnen mußte, daß auf Hyde Parker's Verordnung die bei Kopenhagen genommenen Schiffe verbrannt wurden, daß der ganze Feldzug in der Ostsee langsamer fortschritt, als sein rastloser Thatendrang guthieß. Auch das rauhe baltische Klima zehrte an ihm, der so lange an die Sonne des Mittelländischen Meeres gewöhnt gewesen. Seiner Meinung nach hätte man schon längst eine Flottenabtheilung nach Reval entsenden sollen, um das erwartete Auslaufen der russischen Flotte und deren Vereinigung mit der schwedischen zu verhüten, um womöglich den Russen das Schicksal der Dänen zu bereiten. Statt dessen war es ihm beschieden, auch dann noch mit mehrern der Ausbesserung bedürftigen Schiffen bei Kopenhagen zögern zu müssen, als Parker am 12. April, drei Tage nach dem Abschluß des Waffenstillstandes, nach Reval aufbrach. Am 18. war endlich auch Nelson's Abtheilung wieder seetüchtig; doch bei der Durchfahrt zwischen den Inseln Amak und Saltholm fuhren mehrere Schiffe auf den Grund und von seinem eigenen Schiffe mußten zur Verringerung des Tiefgangs die Kanonen verladen werden. In dieser Lage erreichte ihn am Abend des 18. die Nachricht, die schwedische Flotte sei von dem Geschwader Parker's in der Nähe von Bornholm gesehen worden. Mit der Ungeduld Cäsar's bei Brundusium gab er sofort Befehl zur Bemannung seiner Barke, sprang hinein wie er war und feuerte die Matrosen zur Eile an. Der Abend war bitterkalt, Wind und Wellen ungünstig, Bornholm mehr als acht Seemeilen entfernt. Aber es galt, um jeden Preis die englische Flotte zu erreichen, ehe sie der schwedischen folgte; ja, sollte sie schon von Bornholm abgefahren

Digitized by Google

sein, so war Nelson entschlossen, ihr in seinem offenen Boote nachzueilen bis Karlskrona. Nach langer peinlicher Ungewißheit einer sechsstündigen Fahrt näherte er sich endlich um Mitternacht der noch bei Bornholm liegenden Flotte und hißte seine Flagge an Bord des Elephant auf.

Am folgenden Tage steuerte die ganze englische Flotte auf Karlskrona zu. Um Mittag erblickte man neun schwedische Kriegsschiffe am Eingang des Hafens vor Anker. Es wurde beschlossen, dieselben anzugreifen. Vorher jedoch sandte Admiral Parker ein Parlamentärboot an den Gouverneur mit dem Auftrage, diesen von den Begebenheiten bei Kopenhagen in Kenntniß zu setzen und Erklärungen zu verlangen über die Politik, welche Schweden zu befolgen gedenke. Der Gouverneur antwortete versöhnlich, und da einige Tage später der König selbst in Karlskrona eintraf und sich bereit erklärte, über die streitigen Punkte mit England in Verhandlung zu treten, wurden fernere Maßregeln gegen Schweden verschoben und Anordnungen getroffen zu der Fahrt nach Rußland. Auch dort hatten inzwischen wichtige Ereignisse stattgefunden. Kaiser Paul, das Haupt und die Seele des Nordischen Bundes, war am 24. März durch Mörderhand gefallen. Sein Nachfolger Alexander I. neigte zu einer friedlichen Ausgleichung mit England, und noch während die englische Flotte vor Karlskrona lag, langte ein Eilbote des russischen Gesandten in Kopenhagen mit diesen entscheidenden Nachrichten bei Admiral Parker an. So schien denn Aussicht vorhanden auf eine baldige Herstellung des Friedens. Parker hielt es bei dieser Lage der Dinge für das Beste, Befehle aus England zu erwarten, ehe er sich auf weitere Unternehmungen einließ, kehrte Karlskrona den Rücken und ankerte in der Bai von Kröje, südlich von Kopenhagen. Wären die Dinge nach Nelson's Wunsch gegangen, so hätte man die Fahrt nach Rußland nicht verschoben. Dennoch waren auch ihm die Friedensaussichten nicht unwillkommen. Die furchtbare Aufregung der letzten Wochen, die Strapazen des nordischen Klimas hatten seine Gesundheit von neuem tief erschüttert. Er sehnte sich nach Ruhe.

In dieser Stimmung erreichte ihn am 5. Mai die Kunde

Digitized by Google

von der Abberufung Parker's und seiner eigenen Ernennung zum Oberbefehlshaber der baltischen Flotte. Er würdigte die ihm erwiesene Ehre; aber sein Entschluß, sobald als möglich die Heimat aufzusuchen, stand fest. „Ich bin", schrieb er an Lord Saint-Vincent, „in Wahrheit außer Stande, den ehrenvollen Posten, den Sie mir übertragen haben, zu behaupten, und muß bitten, daß ein anderer herkomme und das Commando übernehme." Und an Addington: „Meine Gesundheit ist dahin. Gern würde ich noch einen Monat oder sechs Wochen länger auszuhalten versuchen; allein der Tod nimmt keine Rücksicht auf die Person, und ich gestehe, ich möchte gegenwärtig nicht gern eines natürlichen Todes sterben." Um so erstaunlicher war die Energie, mit der er sich schon wenige Tage später aus so tiefer Niedergeschlagenheit zu neuem Handeln aufraffte. Die von England empfangenen Befehle verordneten eine Einstellung der Feindseligkeiten. Doch der Entwickelung der Dinge unthätig zuzusehen, war gegen Nelson's Natur. Die thatlose Rückkehr von Schweden, die versäumte Fahrt nach Rußland hatten ihn von Anfang an gekränkt. Er traute den friedlichen Versicherungen dieser Mächte nicht, und statt in der Bai von Kiöje stillzuliegen wie sein Vorgänger, beschloß er, seine Vollmachten als Oberbefehlshaber wenigstens zu einer Demonstration zu benutzen, die den Schweden und Russen zeigen sollte, daß die englische Flotte nach wie vor an Ort und Stelle sei, um den Friedensverhandlungen nöthigenfalls den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Sein Sinn stand zunächst nach Reval, wo er die russische Flotte noch im Winterquartier zu finden hoffte; von dort aus wollte er dem neuen Kaiser in Petersburg einen Besuch abstatten. Außerdem dachte er durch sein Vorgehen die Rücknahme der von Kaiser Paul verordneten Gewaltmaßregeln gegen englische Unterthanen, Güter und Schiffe zu beschleunigen, welche bereits von Admiral Parker gefordert, aber von der russischen Regierung noch nicht bewilligt war.

Schon am 7. Mai verließ die Flotte unter Nelson's Führung die Bai von Kiöje und ging an demselben Tage bei Karlskrona vor Anker. Nelson forderte und erhielt hier die Zusicherung:

Digitized by Google

der englische Handel im Kattegat und in der Ostsee solle auf keine Weise von den Schweden belästigt werden, und gab seinerseits die bedeutungsvolle Erklärung ab: er hoffe, nichts werde das gute Einvernehmen Englands und Schwedens stören, denn er habe keinen Befehl, sich der Feindseligkeiten zu enthalten, falls die schwedische Flotte ihm zur See begegne. Dann, einen Theil seines Geschwaders bei Karlskrona zurücklassend, brach er mit zehn Linienschiffen, zwei Fregatten und mehrern kleinern Fahrzeugen nach dem Golf von Finland auf. Am 12. erreichte er Reval, fand aber zu seinem Verdruß, daß die russische Flotte sich schon neun Tage früher einen Weg durch das Eis gebahnt hatte und nach Kronstadt gesegelt war. Gern hätte er diese Flotte wenigstens gesehen; daß er ihr das Schicksal der dänischen hätte bereiten können, bezweifelte er keinen Augenblick. Uebrigens trug nach der jüngsten Wendung der Dinge seine Ankunft von vornherein keinen feindseligen Charakter. Er ankerte vor der Rhede von Reval und schickte die Botschaft an den Gouverneur General Sacken: falls dieser zu dem Schiffsgruß bereit sei, werde die englische Flotte denselben erwidern. Ein Tag verging ohne Antwort; hierauf fand die gegenseitige Begrüßung durch den Mund der Kanonen statt, und am 13. begab Nelson sich ans Land, wo er mit militärischen Ehren empfangen wurde. Ein Brief an den Kaiser Alexander, worin er den Wunsch aussprach, diesen zu seiner Thronbesteigung persönlich beglückwünschen zu dürfen, und an die Freilassung der mit Beschlag belegten englischen Schiffe und Waaren erinnerte, wurde an demselben Tage nach Petersburg befördert. Am 14. erwiderte Sacken den Besuch Nelson's. Während der folgenden Tage war die Flotte beschäftigt, sich mit frischem Proviant zu versehen. Die Antwort des Kaisers kam am 16. Sie äußerte Verwunderung über die Ankunft der englischen Flotte in Reval und den Wunsch nach deren Entfernung; Rußland hege freundschaftliche Gefühle gegen England, doch den Besuch Nelson's in Petersburg müsse man ablehnen, falls er nicht mit einem einzigen Schiffe komme. Der in dieser Clausel ausgesprochene Argwohn verletzte Nelson. Er bemerkte, die russischen Minister würden nicht gewagt haben,

Digitized by Google

ihm so zu antworten, wäre die russische Flotte noch in Reval gewesen. In seiner Antwort auf das ministerielle Schreiben legte er die stolze Erklärung ab: „Das Wort eines britischen Admirals sei ebenso heilig wie das eines europäischen Monarchen." Uebrigens bedauerte er, unter den Umständen dem Besuche in Petersburg entsagen zu müssen. Nach Absendung dieser Antwort verließ er mit seinen Schiffen ohne Verzug den Golf von Reval. Am 19. war er wieder auf der Höhe von Karlskrona. Hier hatte er eine Zusammenkunft mit dem russischen Admiral Tschitschagow, der die englische Flotte schon einige Zeit gesucht hatte, um die Erwiderung des russischen Cabinets auf Admiral Parker's Friedensvorschläge zu überbringen, welche friedlich und freundschaftlich lautete. Ein neuer Ausbruch der Feindseligkeiten war also vorläufig nicht vorauszusehen. Um so eifriger war Nelson bemüht um die Erhaltung der Gesundheit und Kriegstüchtigkeit seiner Flotte. Kein persönliches Ruhebedürfniß konnte ihn abhalten, den Anstoß und das Beispiel zu geben zu jener Bewegung und Thätigkeit, die er für die stete Kampfbereitschaft der Flotte nothwendig hielt. „Seine Flotte beständig in Bewegung zu halten", sagt ein sachverständiger Augenzeuge jenes baltischen Feldzugs, „und sie reichlich mit frischem Wasser und Lebensmitteln zu versehen, war Lord Nelson's unablässige Sorge, und diesem Umstand muß in hohem Maße ihre Gesundheit und Disciplin zugeschrieben werden. Er selbst stand gewöhnlich um 4 oder 5 Uhr auf und ging um 10 zur Ruhe. Sein Frühstück nahm er nie später als 6, gewöhnlich bald nach 5 Uhr. Einige Midshipmen nahmen immer theil daran, und wenn er mit diesen zu Tische saß, ging er oft ein auf ihre jugendlichen Späße und schien der jüngste von der Gesellschaft. Bei dem Diner, zu dem er regelmäßig alle Offiziere seines Schiffes der Reihe nach einlud, zeigte er sich zugleich als höflicher und gastfreier Wirth. Alle gewöhnlichen Geschäfte der Flotte waren immer um 8 Uhr morgens erledigt. Der große Zeitgewinn, den er sich dadurch verschaffte, und die Behendigkeit, welche sein Beispiel der ganzen Flotte mittheilte, können nur von denen gewürdigt werden, die zugegen waren und den Werth

Digitized by Google

früher Stunden kennen." — „Niemandem", fügt derselbe Augenzeuge hinzu, „wurde je treuer gehorcht; doch verstand er es auch, sich des Schreckens zu bedienen. Er beherrschte seine Leute durch Zuneigung, Vernunft und Beispiel in solchem Maße, daß er die Feigheit selbst mit Muth und Begeisterung zu erfüllen wußte. Man fand nie, daß er einen seiner Offiziere unfreundlich behandelte. Wenn sie sich schlecht betrugen und man ihn aufforderte, sie in Anklagezustand zu versetzen, erwiderte er meist: er fühle sich nicht gedrungen, einen armen Teufel zu Grunde zu richten, der schon hinlänglich sein eigener Feind sei, um dies selbst zu thun. Entlassung vom Schiff war die schwerste Strafe, die er verordnete. Er war im vollsten Sinne des Wortes, was ich seine Matrosen oft in ihrer einfachen, ausdrucksvollen Sprache habe sagen hören: «Unser Nel ist tapfer wie ein Löwe und sanft wie ein Lamm.»"

Nach der Erledigung seiner Geschäfte mit dem russischen Admiral schickte Nelson einen Theil seiner Flotte nach der Bai von Kiöje, um die Dänen im Auge zu behalten; ein anderer wurde nach Danzig beordert; er selbst ging mit mehrern Schiffen zur Verproviantirung nach Warnemünde. Während er hier vor Anker lag, brachte ein russisches Schiff von Petersburg die Antwort auf sein letztes Schreiben an die russische Regierung. Dieselbe war in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt. Man bedauerte das Misverständniß hinsichtlich der Zwecke von Nelson's Fahrt nach Reval, wiederholte die Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden und lud ihn zu einem Besuche in Petersburg ein, wann und wie ein solcher ihm am angenehmsten sei. Als das russische Packetschiff mit Nelson's Antwort die Flotte verließ, salutirte es mit seinen Kanonen, worauf Nelson zu einem neben ihm stehenden Offizier bemerkte: „Hören Sie, wie der kleine Kerl salutirt? Nun, der Friede mit Rußland ist da, verlassen Sie sich darauf! Unser Ausflug nach Reval war also doch am Ende nicht so übel."

Unter den Bewohnern der norddeutschen Küste erregte Nelson's Erscheinen das lebhafteste Interesse. Der Herzog von Strelitz, ein Bruder der Königin von England, besuchte ihn

Digitized by Google

auf dem Saint-George; dieses Schiff war fortwährend von Booten mit Neugierigen umgeben. Aus dem mecklenburgischen Binnenlande erschienen Deputationen an den Helden von Abukir und Kopenhagen mit der Bitte, seinen Namen in ihre Stadtbücher einzuschreiben. Zu Ende Mai verließ Nelson Warnemünde und fuhr nach Kiöje zurück. Dort erreichten ihn am 13. Juni die lange erwarteten Depeschen aus England. Der erbetene Urlaub wurde ihm bewilligt. Es galt nur noch, die letzten Anordnungen zu treffen und seinem Nachfolger, Admiral Pole, das Commando zu übergeben. Am 19. Juni nahm er von der baltischen Flotte Abschied; am 1. Juli landete er in Yarmouth.

Die Thaten und Strapazen des baltischen Feldzugs hatten Nelson wol das Recht zu einem längern Ausruhen erworben. Aber erst wenige Wochen hatte er friedlich im Kreise seiner Familie und seiner Freunde zugebracht, als die öffentliche Stimme ihn von neuem in den Kampf rief. Der große Krieg dauerte damals nur noch in Aegypten fort. Mit Ausnahme Englands und der Türkei hatten alle Mächte mit Frankreich Frieden geschlossen, und Bonaparte, auf dem europäischen Festlande vor feindlichen Angriffen sicher, ging, wie es schien, mit dem Plane um, auch jenen letzten und größten Feind, der seine ehrgeizigen Entwürfe in der Ostsee wie im Mittelländischen Meere vereitelt hatte und aus allen Kämpfen unbesiegt hervorgegangen war, durch einen entscheidenden Schlag zu demüthigen und zum Frieden zu zwingen. So wenigstens legte man in England die umfassenden Rüstungen aus, welche während der Sommermonate des Jahres 1801 in den Häfen der französischen Kanalküste, besonders in Boulogne, stattfanden. In Wahrheit war, bei dem Mangel an einer mächtigen französischen Kanalflotte, die Gefahr nicht groß. Daß indeß eine Landung nicht unmöglich sei, hatte die französische Expedition nach Irland im Jahre 1798 bewiesen. Das Gerücht vergrößerte die französischen Rüstungen. Bald war die Besorgniß vor der drohenden Invasion allgemein geworden, und niemand schien der allgemeinen Ansicht nach in höherm Grade berufen, den übermüthigen Feind von den

Digitized by Google

englischen Küsten abzuwehren, als der Mann, dessen heldenhafter Kühnheit noch eben die Sprengung der bewaffneten Neutralität gelungen war. Nelson wurde daher zum Befehlshaber des bedrohten Theils der englischen Südküste, von Orfordneß bis Beachy-Head, ernannt. Ein Geschwader von 16 Fregatten und sämmtliche zu jenem Küstenstrich gehörenden Kanonenboote und kleinern Schiffe nebst der Küstenmiliz wurden unter seinen Befehl gestellt, und schon am 27. Juli hißte er von neuem seine Flagge in Sheerneß auf. Ihm selbst gefiel dieser ungewohnte Dienst von Anfang an nicht; aber der öffentlichen Stimme gehorchend, ging er mit charakteristischem Eifer an die Lösung seiner Aufgabe. Schon am 4. August fand eine angriffsweise Recognoscirung des Hafens von Boulogne statt, bei der mehrere französische Kanonenboote in den Grund gebohrt wurden. Es ergab sich, daß der Hafen voll liege von kleinen Kriegsfahrzeugen und Flachbooten für Landungstruppen; als Endresultat seiner Beobachtung erklärte jedoch Nelson dem Marineminister, daß er einen erfolgreichen Angriff dieser Streitmacht auf die englische Küste für unausführbar halte. Auch in Ostende und Vliessingen waren feindliche Rüstungen im Werke; der Hauptschlag schien indeß von Boulogne aus beabsichtigt zu werden. Nach einigem Schwanken beschloß Nelson, die dort gesammelte Flotille anzugreifen. Das Unternehmen kam in der Nacht vom 15. zum 16. August zur Ausführung. Allein die Franzosen waren von dem beabsichtigten Angriff in Kenntniß gesetzt und vollkommen gerüstet, als derselbe erfolgte. Mehrere der englischen Boote erreichten den Hafendamm und bemächtigten sich einer Anzahl feindlicher Fahrzeuge; aber das heftige Feuer der um den Hafen postirten Truppen und Batterien nöthigte sie nach einem heldenmüthigen Kampf zum Rückzuge. Nelson's Angriff auf Boulogne misglückte, wie einst sein Angriff auf Teneriffa fehlgeschlagen war. Der Commandant von Boulogne, Admiral Treville, durfte sich eines Erfolges über seinen gefürchteten Gegner rühmen. Nur war es nichts weniger als der glänzende Sieg „im Angesicht beider Nationen", als welchen die französischen Berichte die Abwehr dieses nächtlichen Ueberfalls dar-

Digitized by Google

stellten. Kein größeres Schiff hatte an dem Angriff theilgenommen, Boote und schwimmende Batterien hatten ihn ausgeführt; der englische Gesammtverlust betrug 172 Todte und Verwundete. Dennoch kränkte der Unfall Nelson tief. Von dem Mislingen als solchem abgesehen, beklagte er vor allem den Verlust Kapitän Parker's, eines jungen Freundes, der an seinen bei Boulogne empfangenen Wunden starb. „Ich fürchte", schrieb er an Lord Saint-Vincent, „sein Tod hat meinem Herzen eine Wunde geschlagen, welche die Zeit schwerlich heilen wird", und in einem Briefe an den Schiffsarzt, der ihm Parker's Tod meldete: „Ich bitte Sie, sein Haar abzuschneiden und es mir zu geben; es soll mit mir begraben werden. Der arme Vater! Was für einen Sohn hat er verloren!" Ihm persönlich wurde sein Commando im Kanal seitdem immer mehr verleidet. Zu größern Unternehmungen fehlten die Mittel. Stürmisches Wetter, Seekrankheit (welchem kläglichen Uebel er, der große Seeheld, nie ganz entwuchs), zudringliche Neugierige, die, während er in den Downs vor Anker lag, sein Schiff belagerten, Erkältungen, Unbehaglichkeiten aller Art belästigten ihn. Außerdem rief man auch in England lauter als je nach Frieden, und in der That wurden bald nach dem Angriff auf Boulogne die Unterhandlungen angeknüpft, welche am 1. October 1801 den Abschluß der Präliminarien von Amiens herbeiführten. Aber umsonst wiederholte Nelson die Bitte um seine Entlassung. Erst am 22. October wurde ihm diese bewilligt.

Im Hinblick auf das Herannahen des Friedens hatte Nelson schon einige Zeit vorher durch die Hamiltons, mit denen immer noch die vertrauteste Freundschaft ihn verband, einen Landsitz ankaufen lassen, wo er, nach so vielen Kämpfen und Mühen, gemeinsam mit jenen Freunden in Zurückgezogenheit ruhige Jahre zu verleben hoffte. Merton-Place, so hieß der Landsitz, lag in der Grafschaft Surrey, acht englische Meilen von London, in einer stillen ländlichen Gegend und doch, Nelson's Wunsche gemäß, in nicht zu weiter Entfernung von dem Mittelpunkt der Ereignisse. Von seinen 43 Lebensjahren waren

Digitized by Google

fast 25 auf den Meereswellen dahingeflossen. Nach der Schlacht von Kopenhagen hatte er mehr als hundert größere und kleinere Kämpfe gezählt, an denen er während seiner sturmvollen seemännischen Laufbahn theilgenommen. Es mochte scheinen, als sei genug geschehen für seinen Ruhm. In der That sah er der wohlverdienten Ruhe mit lebhafter Befriedigung entgegen. Dennoch war es nicht seine Absicht, dem Kriegsdienst und den Geschäften völlig zu entsagen. Ein großes Haus machen konnte und wollte er nicht. Trotz aller seiner Triumphe und Würden war er aus dem Kriege nicht als reicher Mann hervorgegangen. Seine Verwandten nahmen seine Unterstützung in Anspruch, und eine jährliche Summe von 1800 Pfd. St., mehr als die Hälfte seines Einkommens, war für seine von ihm geschiedene Gemahlin ausgesetzt. Ein Landsitz wie Merton-Place entsprach daher ganz seinen Bedürfnissen. Dorthin fuhr er von Deal aus, nachdem er sein Commando in den Downs niedergelegt, und dort vor allem hatte er seinen Wohnsitz während der anderthalb Friedensjahre zwischen dem Abschluß der Präliminarien von Amiens und dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten im Mai 1803.

Im ganzen verfloß diese friedliche Zwischenzeit des Landlebens für Nelson ruhig und glücklich. Er lebte gern auf dem Lande und hatte seine Freude an dem festen sichern Besitz, dem eigenen Grund und Boden, der ihn mit Gärten, Wiesen und Waldland in Merton-Place umgab. Das Grundstück umfaßte 115 Morgen und bot in seiner gesammten Anlage Gelegenheit zu manchen Veränderungen und Verbesserungen. Die Gebäude sollten erweitert, der Garten verschönert, die Heerden auf den Wiesen vermehrt werden. Oft sah man hier nun den Sieger von Abukir in der ländlichen Umgebung umherwandern. Gelegentlich half er mit dem einen ihm gebliebenen Arm beim Pflanzen von Blumen und Büschen; dann wieder vertrieb er sich die Zeit mit Angeln in einem Flüßchen, das seine Besitzung durchströmte. Mit gewissenhafter Sorge erfüllte er zugleich seine Pflichten als Grundherr gegen die Armen der Umgegend. Zur Abhülfe dringender Noth wie mit einfacher

Digitized by Google

zwangloser Theilnahme an dem Leben und Treiben des Landvolks erschien er häufig in den Hütten und Höfen, ließ sich von Aeltern und Kindern erzählen und hatte für alle ein freundlich ermunterndes Wort. Dennoch würde er sich auf die Dauer wol kaum so heimisch in Merton-Place gefühlt haben, hätten nicht die Freunde, an die vor allen andern eine schwärmerische Neigung ihn fesselte, seine ländliche Einsamkeit getheilt. Sie hatten den Landsitz zu seiner Aufnahme eingerichtet; sie empfingen ihn dort bei seiner Ankunft von Deal, ihre Gesellschaft entschädigte ihn für alles, was er sonst etwa entbehrte. Es fehlte nicht an Gerede und Kopfschütteln über diese schwärmerische Freundschaft. Sir William Hamilton war indeß ein zu alter Diplomat und Weltmann, um sich um diese Kritik der Außenstehenden zu kümmern. Seine Freundschaft für Nelson war aufrichtig. Was er auch über das Verhältniß des Freundes zu seiner Gemahlin denken mochte; offenbar bot es ihm persönlich keinen Grund des Misbehagens oder gar der Trennung. Was Nelson anging, so trug seine Neigung für Lady Hamilton einen entschieden romantischen ritterlichen Grundzug. So empfänglich sein Gemüth für den Zauber weiblicher Reize war, so unzweifelhaft liebte er in Lady Hamilton mehr als blos die weiblich hingebende Liebenswürdigkeit, als den Glanz einer noch immer anmuthig schönen Erscheinung. Er fand bei ihr das mitfühlende Verständniß, die schwärmerische Bewunderung der heldenhaften Impulse seiner Natur, deren Befriedigung ihm selbst höher galt als das Glück der Liebe. Die meisten englischen Biographen Nelson's haben sich bemüht, seine Neigung für Lady Hamilton auf die Grenzen einer romantischen Freundschaft einzuschränken. Sein Briefwechsel nebst andern bald zu erwähnenden Thatsachen widerspricht dieser Annahme. Auch kann man den Umstand, daß sein Vater ihn bald nach seiner Niederlassung in Merton-Place besuchte, nicht als Beweis des Gegentheils gelten lassen. Nelson's Trennung von seiner Gemahlin hatte zwischen Vater und Sohn eine Entfremdung hervorgerufen. Seitdem war Nelson von seinen Feldzügen in der Ostsee und im Kanal heimgekehrt, und bei den hohen Jahren des Vaters war nichts natür-

Digitized by Google

licher als der Wunsch einer Versöhnung. Der alte Mann fand sich, wie es scheint, in das Unvermeidliche. Wie seit vielen Jahren, wollte er den Winter wieder in Bath zubringen, und auf dem Wege dorthin suchte er seinen Sohn in Merton-Place auf. Beide sahen sich dort zum letzten mal; denn im April 1802 starb er, 79 Jahre alt, in Bath.

Daß die Freunde von Merton-Place viel mit den umliegenden Landsitzen verkehrt hätten, wird nicht erwähnt. Aber öftere Besuche in London sorgten dafür, daß die Zurückgezogenheit des Landaufenthalts nicht einförmig wurde. Seit seinem Siege bei Abukir war Nelson als Baron Nelson vom Nil Mitglied des Oberhauses gewesen. Seinen Sitz in dieser hochansehnlichen Versammlung hatte er zuerst eingenommen während der kurzen Zwischenzeit seiner Rückkehr aus dem Mittelländischen Meere und seiner Abfahrt in die Ostsee. Jetzt fand er mehrfach Gelegenheit, die Pflichten auch jener Würde zu üben. Wenn er seinem innersten Wesen nach immer mehr ein Mann der That als des Wortes war, so beweisen doch seine zahlreichen Depeschen und Briefe, daß er auch die Feder wirksam zu führen verstand; und wenn er nicht als Redner glänzte, so erkennt man doch aus dem, was von seinen Reden erhalten ist, daß er sich auch in einer politischen Versammlung treffend auszudrücken wußte. Der Natur der Sache nach blieb übrigens seine Theilnahme an den Parlamentsdebatten wesentlich auf Gegenstände beschränkt, welche mit dem Seedienst zusammenhingen. Seine erste größere Rede hielt er am 30. October 1801, als auf den Antrag Lord Saint-Vincent's das Oberhaus dem Admiral Sir James Saumarez seinen Dank aussprach für den Kampf, den dieser kurz vor der Unterzeichnung der Präliminarien von Amiens bei Algesiras gegen die spanische Flotte bestanden hatte. Am 3. November nahm er theil an der Debatte über die Friedenspräliminarien, mit besonderer Rücksicht auf die Räumung von Malta, am 12. November an den Verhandlungen über das Dankesvotum an die Matrosen und Seesoldaten, unter deren Mitwirkung im August 1801 die schließliche Vertreibung der Franzosen aus Aegypten gelungen war. Niemand konnte groß-

Digitized by Google

herziger bereit sein, die Verdienste seiner Waffenbrüder anzuerkennen, als Nelson; jeder kleinliche Neid lag ihm fern. Andererseits erwartete er freilich auch, daß seine eigenen Leistungen zu voller Geltung gelangten, sowol in Bezug auf ihn selbst als auf die unter ihm dienenden Genossen. Es hatte ihn schon lange gekränkt, daß nach seinem Dafürhalten der Sieg bei Kopenhagen nicht nach Gebühr gewürdigt worden sei. Die Regierung weigerte sich, diesen Sieg durch eine Denkmünze zu ehren; die City von London hatte ihn ganz unberücksichtigt gelassen. Als daher im November 1801 die City dem Dankesvotum des Parlaments an die englische Armee und Flotte in Aegypten das ihrige hinzufügte, ergriff Nelson diese Gelegenheit, dem Lord-Mayor in einem Briefe sein Bedauern auszudrücken über jene Versäumniß und die Bedeutung des Sieges von Kopenhagen nach seinem wahren Werthe festzustellen. Seiner Ansicht nach hatten englischer Muth und englische Tapferkeit nie in hellerm Lichte geglänzt, war dem Vaterlande nie ein wichtigerer Dienst erwiesen als in jenem mörderischen Kampfe. Doch die City blieb stumm. Ebenso wenig hatten seine wiederholten Vorstellungen bei der Regierung den gewünschten Erfolg; letzteres, wie er selbst und wol nicht ohne Grund meinte, wegen der Eifersucht seines alten Waffengefährten Lord Saint-Vincent, gegen den er sich daher eines gewissen Grolls nicht erwehren konnte. Es fehlte also dem zurückgekehrten Helden auch im Frieden nicht an Kämpfen und Enttäuschungen; aber nach allen Abzügen durchlebte er im großen und ganzen glückliche, friedenvolle Jahre.

Im Juli 1802 begleitete er die Hamiltons auf einer Reise nach Wales. Sir William hatte in der Nähe von Milford einen Landsitz, wo man die Sommermonate zubringen wollte; zugleich wünschte Nelson die Bauten und Schiffe des dortigen Kriegshafens zu besichtigen. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Nur an einer Stelle wurde sie durch einen unerwarteten Zwischenfall getrübt. In Oxford, dem ersten größern Orte, den die Freunde berührten, ertheilte die Stadt Nelson das Bürgerrecht, die Universität den Doctorgrad. Von Oxford begab man sich nach Woodstock, um dem in der Nähe

Digitized by Google

gelegenen berühmten Blenheimpalast einen Besuch abzustatten. Der Herzog von Marlborough, der Nachkomme des Siegers von Blenheim, befand sich eben dort, geruhte indeß nicht, die Anwesenheit des Siegers von Abukir in anderer Weise zu bemerken als durch den Befehl an seine Dienerschaft, ihm Erfrischungen anzubieten. Vielleicht sollte diese Behandlung das Urtheil des Herzogs über Nelson's Verhältniß zu den Hamiltons andeuten; jedenfalls mußte sie peinliche Gefühle erwecken. Um so erfreulicher waren die spätern Reiseeindrücke. Glockenläuten, Kanonendonner, Ehrenpforten, Deputationen der städtischen Behörden empfingen Nelson an allen Hauptorten. Auf der Hinreise ertheilten Glouceſter und Monmouth, auf der Rückreise Swansea, Hereford und Worceſter ihm das Bürgerrecht. Große Festlichkeiten fanden in Milford statt. Alle Volksklassen wetteiferten, dem großen Seehelden die Gefühle des Dankes und der Bewunderung auszudrücken, welche der Ruf seiner Thaten durch die entlegensten Districte verbreitet hatte. Dieser volksthümliche Empfang entschädigte ihn für manche Enttäuschungen, und in der heitersten Stimmung kehrte er während der ersten Septemberwoche mit seinen Freunden nach Merton-Place zurück.

Während der neuen Parlamentssession, die am 23. November eröffnet wurde, betheiligte Nelson sich öfter an den Debatten. Seine längste Rede hielt er am 21. December auf Veranlassung einer Bill zur Abschaffung einiger der vielfachen Misbräuche, die sich in die Flottenverwaltung eingeschlichen hatten. Zu Anfang des neuen Jahres beschäftigten ihn Plane zu einer zweckmäßigern Bemannung der Flotte. Die Fortdauer des Friedens war damals bereits sehr zweifelhaft geworden. Man fand in England bei genauerm Nachdenken die Bedingungen von Amiens im Verhältniß zu den großen Opfern der vorhergegangenen Kriegsjahre zu ungünstig. Zugleich bot Napoleon's dictatorisches Verfahren auf dem Festlande, in Holland, in der Schweiz, in Italien der englischen Presse Gelegenheit zu heftigen Ausfällen und Angriffen; die französischen Zeitungen blieben die Antwort nicht schuldig. Napoleon selbst lieferte bittere Artikel für den „Moniteur". Dazu kam, daß man von englischer Seite auf Grund

Digitized by Google

jener Unzufriedenheit die Friedensbedingungen sehr zögernd ausführte. Malta war noch immer nicht geräumt. Die Verhandlungen über diesen Punkt zogen sich in die Länge und nahmen einen immer gereiztern Ton an. Während der ersten Monate des Jahres 1803 bemerkte man in den Kriegshäfen der französischen Nordküste eine gesteigerte Thätigkeit. Am 8. März verkündete eine königliche Botschaft dem englischen Parlament die Nothwendigkeit neuer Rüstungen. Seitdem war es klar, daß der Wiederausbruch des Krieges unvermeidlich sei. Die Friedensverhandlungen gingen weiter, aber auf beiden Seiten wol nur zu dem Zwecke, um Zeit zu gewinnen zur Vollendung der kriegerischen Vorbereitungen. Am 6. April wurde Nelson zum Oberbefehlshaber der Mittelmeerflotte ernannt. Am 18. Mai wurde der Krieg an Frankreich erklärt.

Schon fast zwei Monate früher hatte das friedliche Leben in Merton-Place sein Ende erreicht. Um die Zeit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche wurde Sir William Hamilton von einer Krankheit befallen, die er sofort als unheilbar erkannte. Von seiner Gemahlin und von Nelson begleitet, hatte er sich ohne Verzug nach London aufgemacht, und schon am 6. April ereilte ihn dort der Tod. Er starb, Nelson's Hand gefaßt haltend, in den Armen seiner Gemahlin. Seine letzten Worte waren Worte des Dankes für Nelson's Freundschaft und für die ausdauernde Liebe Lady Hamilton's, die er Nelson's Schutze empfahl. In einem während seiner letzten Lebenstage geschriebenen Codicill zu seinem Testament hinterließ er Nelson ihr Porträt. Ob er das wahre Verhältniß beider kannte, muß dahingestellt bleiben. An Muthmaßungen über ein Für und Wider fehlt es nicht. Wenn man die Sitten der Zeit bedenkt und den Vertrag, durch welchen einst Emma Harte aus der Maitresse Charles Greville's Lady Hamilton wurde; wenn man sich erinnert, daß Sir William wahrscheinlich 34 Jahre älter war als seine Gemahlin und als dreiundsiebzigjähriger Greis starb, scheint ein stillschweigendes Einverständniß nicht undenkbar. Der Umstand dagegen, daß erst von dieser Zeit an in der Correspondenz Nelson's und Lady Hamilton's von einer Adoptivtochter

Digitized by Google

Nelson's die Rede ist, und daß diese Adoptivtochter, obgleich schon am 30. oder 31. Januar 1801 geboren, erst am 13. Mai. 1803, fünf Wochen nach Sir William's Tode, im Beisein Lord Nelson's und Lady Hamilton's als Horatia Nelson Thomson getauft wurde, scheint jener Annahme zu widersprechen. Auch später wurde über den Ursprung jenes Adoptivkindes lange ein Schleier des Geheimnisses gebreitet. Daß sie nicht blos Nelson's Adoptivtochter, sondern seine wahre Tochter sei, bestätigte dieser selbst noch kurz vor seinem Tode bei Trafalgar. Dagegen soll Lady Hamilton in spätern Jahren erklärt haben: Horatia sei freilich Nelson's Tochter, aber ihre Mutter stehe zu hoch, als daß man sie nennen dürfe. Diese Andeutung, die sich nur auf die Königin von Neapel beziehen kann, widerspricht jedoch allen sonst bekannten Thatsachen. Schon aus dem noch zu Lady Hamilton's Lebzeiten veröffentlichten Briefwechsel zwischen ihr und Nelson geht vielmehr klar hervor, daß Horatia die Tochter beider war, und der letzte Schatten des Zweifels an dieser Thatsache wird beseitigt durch einen von Pettigrew abgedruckten Brief Nelson's vom 1. März 1801, worin dieser im überströmenden Gefühl des Glückes über die Geburt seines Kindes Lady Hamilton als „mein geliebtes Weib" anredet. Man mag über die Sache selbst urtheilen wie man will: Nelson's Beziehungen zu Lady Hamilton sind zu unauflöslich und offenkundig mit seiner Lebensgeschichte verflochten, als daß der Geschichtschreiber, den meisten englischen Biographen folgend, sie beschönigen oder verhüllen dürfte. Wenn sie einen Schatten auf Nelson's Heldenlaufbahn werfen, so fehlt es ihnen auch nicht an ihrer Lichtseite, da sie zugleich den Beweis liefern, wie der Held auch die Gefühle einer leidenschaftlich schwärmerischen Liebe den Geboten der Pflicht opferte. Ebenso kann das unparteiische Urtheil nicht umhin, in Lady Hamilton, trotz aller ihrer Schwächen, mehr zu erkennen als blos die blendenden Reize der koketten Intriguantin, die den Helden irreführt. Ihre abenteuerliche Natur hatte eine heroische Ader. Sie liebte den Helden in Nelson, und er selbst bezeichnete den Kern seiner

Digitized by Google

Liebe bei seinem letzten Abschied von ihr in dem Ausrufe: „Wenn es mehr Emmas gäbe, so gäbe es auch mehr Nelsons.

So glücklich Nelson in Merton-Place gewesen war, so zögerte er doch keinen Augenblick, diesem friedlichen Glück zu entsagen, als Ehre und Vaterland ihn von neuem in den Kampf riefen. Merton-Place überließ er als Wohnsitz an Lady Hamilton. Am 18. Mai, dem Tage der Kriegserklärung, hißte er seine Flagge an Bord des Dreideckers Victory in Portsmouth auf, am 20. segelte er nach dem Mittelländischen Meere ab. Seine nächste Aufgabe war die Blokade der französischen Flotte in Toulon. Er kehrte also noch einmal auf denselben Schauplatz zurück, wo er beim Ausbruch der Kriege gegen das revolutionäre Frankreich im Jahre 1793 seine Laufbahn im Mittelländischen Meere begonnen hatte. Außerordentliche Begebenheiten, wunderbare Veränderungen in den öffentlichen Zuständen Europas hatten seitdem stattgefunden. Aus dem von den Wehen der Revolution zerrissenen Frankreich war ein mächtiger centralisirter Staat geworden, ein Staat, welchen derselbe junge Artillerieoffizier, der damals die aufständischen Royalisten in Toulon überwand und die Engländer zum Rückzuge nöthigte, als Erster Consul kraftvoll regierte. Die Mittelmeerstaaten hatten die erobernde Macht dieses Staates gefühlt. Sie waren theils wie Nord- und Mittelitalien mit ihm verbündet, theils wie Neapel, Spanien und die Türkei mit ihm in gezwungenem Frieden. Auch die Wichtigkeit der englischen Interessen im Mittelländischen Meere war durch die französische Expedition nach Aegypten in helleres Licht gesetzt als je vorher; und niemand schien in höherm Grade berufen, diese Interessen erfolgreich zu wahren, als der kühne Seeheld, der inzwischen durch seinen Sieg am Nil unsterblichen Ruhm errungen hatte. In der That faßte Nelson seine Aufgabe ganz in diesem großen Sinne auf. Wenn die Bewachung der französischen Flotte in Toulon sein nächster Zweck war, so ließ er deshalb den Gesammtzustand der Dinge im Mittelländischen Meere doch keinen Moment aus den Augen. Schon während seiner Ueberfahrt von England legte er seine Ansichten in Bezug auf die Lage der Mittelmeerstaaten und die

Digitized by Google

entsprechenden Ziele und Möglichkeiten der englischen Politik in einer an den Premierminister Addington gerichteten interessanten Denkschrift nieder. Zugleich trat er mit der neapolitanischen Regierung und dem türkischen Großvezir in brieflichen Verkehr. Er wußte gut genug, daß seine Anwesenheit an der Spitze der englischen Mittelmeerflotte an sich als ein starkes Gegengewicht gegen den französischen Einfluß gelten durfte; dennoch hielt er es für seine Pflicht, jene Staaten vor den französischen Eroberungsgelüsten zu warnen und sie von Thatsachen und Vorfällen in Kenntniß zu setzen, die ihm bedeutsam erschienen im Interesse des allgemeinen Widerstandes gegen die Ausbreitung der französischen Macht. Dem englischen Ministerium gegenüber bestand er dringend auf Vorschlägen zu einer Erwerbung der Insel Sardinien. Seiner Meinung nach war diese Insel durch ihre vorzügliche Lage mitten in der Westhälfte des Mittelländischen Meeres für England „hundert Maltas werth", während ihr zeitiger Ankauf sie retten konnte vor der drohenden Besetzung durch die Franzosen. Gewarnt durch das Andenken an die frühern Erfahrungen mit Corsica, schenkte das Ministerium allerdings dem Drängen Nelson's in Bezug auf Sardinien kein Gehör; aber den praktischen Werth seiner Rathschläge bethätigte er selbst, indem er sein Uebergewicht zur See benutzte, um sich der Hülfsquellen der Insel soweit als möglich zur Aufrechthaltung der Blokade zu bedienen.

Wie lange diese Blokade sein Hauptgeschäft bleiben sollte, mochte er kaum ahnen; sicher ist, daß sie sein feuriges Temperament auf eine schwere Probe stellte. Die französische Mittelmeerflotte war, als Nelson im Juli 1803 auf der Höhe von Toulon anlangte, noch in sehr unfertigem Zustande. Sie rüstete sich, und Nelson's Gegenwart war wenig geeignet, sie zu voreiligen Wagnissen zu ermuntern. In der That verflossen volle anderthalb Jahre, ehe Ereignisse von Bedeutung die Eintönigkeit jener Seewache auf der Höhe von Toulon unterbrachen. An Gerüchten und aufregenden Erwartungen war kein Mangel; aber erst im Mai und Juni 1804 wagte das französische Geschwader sich aus dem von Nelson bewachten Hafen heraus, und auch dann nur, um nach einer Fahrt von wenigen Stunden und dem

Digitized by Google

Austausch einiger Schüsse an seinen alten Ankerplatz zurückzukehren. Nelson seinerseits begab sich zur Versorgung seiner Flotte mit frischen Nahrungsmitteln und mit Wasser öfter an die Küste von Sardinien. Die Gesundheit, die Seetüchtigkeit, der frische kampfesmuthige Geist der von ihm befehligten Streitmacht bildeten, wie einst in der Ostsee, sein Hauptaugenmerk, und wiederholt drückt er in seinen Briefen seine Befriedigung über den musterhaften Zustand der Flotte aus, obgleich er ihr ein besseres Los wünschte als die bloße Hafenwache und den Kampf mit den Stürmen des Golfes von Lyon. Von schlagendem Interesse ist in dieser Hinsicht ein Brief, den er am 1. August 1804 an den Lord-Mayor von London richtete. An ebendiesem Tage, dem Jahrestage der Schlacht bei Abukir, erreichte ihn ein Schreiben jenes Großwürdenträgers, in welchem ihm der Dank der londoner Bürgerschaft ausgesprochen wurde für die wirksame Blokade von Toulon und die dem englischen Handel aus derselben erwachsenden Vortheile. Nelson hatte die Versäumniß der londoner City in Bezug auf seinen Sieg bei Kopenhagen nicht vergessen, und am Jahrestage seines Sieges am Nil den Dank ebendieser Körperschaft zu empfangen für die Blokade und für nichts als die Blokade eines französischen Hafens beleidigte seine ganze Sinnesweise zu tief, als daß er das wohlgemeinte Compliment ohne Einspruch hätte hinnehmen können. Er erwiderte sofort, er schätze die gute Meinung seiner londoner Mitbürger hoch, aber er werde sich ebenso sehr schämen müssen, ihren Dank zu empfangen für einen besondern Dienst, wenn er fühle, daß er einen solchen Dienst nicht erwiesen, als es ihn kränken würde, wenn ein großer Sieg, den er errungen, unbeachtet bliebe. Er erlaube sich daher, den Lord-Mayor zu benachrichtigen, daß er den Hafen von Toulon nie blokirt habe; ganz im Gegentheil, er habe dem Feinde jede Gelegenheit geboten, in See zu gehen; denn da sei es, wo er die Wünsche und Erwartungen Englands zu befriedigen hoffe; auch baue er fest darauf, in dieser Hoffnung nicht getäuscht zu werden. Zum Schluß äußerte er ebenso charakteristisch sein Bedauern, die unter ihm dienenden Admirale von dem Dankesvotum der City ausgeschlossen zu finden; denn

Digitized by Google

niemand könne ein solches mehr verdienen, noch könne er seinerseits zugeben, hierin getrennt zu werden von solchen Kameraden.

Gelegentlich machte das Blokadegeschwader Handelsprisen; doch waren diese nicht bedeutend, und häufig kehrt in Nelson's Correspondenz die Klage wieder, daß es ihm in diesen Dingen an dem Geschick oder dem Glück anderer Flottenführer fehle. Verdrießlich war ihm im April 1804 die Wegnahme des Kutters Swift, der außer amtlichen Depeschen von England Briefe und Bilder von Lady Hamilton an Bord hatte. Mit dieser Freundin stand er fortwährend in lebhafter Correspondenz. Aus den Unbehaglichkeiten und Stürmen des Seelebens schweiften seine Gedanken oft hinüber in die ländliche Einsamkeit von Merton-Place, wo die schwärmerisch geliebte Dame seines Herzens wohnte. Er meinte anfangs, der Krieg werde nicht lange dauern, und seine ersten Briefe verweilen wiederholt bei der Freude des bevorstehenden Wiedersehens. Im September 1803 ergänzte er sein Testament durch ein Codicill, in dem Lady Hamilton zur alleinigen Vormünderin seiner Tochter Horatia ernannt und dieser letztern eine Summe von 4000 Pfd. St. vermacht wurde. In einem Briefe vom 18. October 1803 drückt er seine Befriedigung darüber aus, daß Lady Hamilton beabsichtige Horatia „heimzuholen" nach Merton-Place. Im März 1804 beauftragt er die Freundin, „ein starkes Netzgeflecht von 3 Fuß Höhe am Ufer des Nil" (so nannte er das durch den Park fließende Flüßchen) „anzubringen, damit das kleine Ding nicht hineinfalle". Mitunter läßt er sich auch über die an den Gebäuden und Anlagen seines Landgutes vorzunehmenden Verbesserungen aus. Wenn der Krieg vorüber sei, werde es keine höhere Freude für ihn geben, als nach Merton zurückzukehren und dort in Lady Hamilton's und Horatia's Gesellschaft zu leben; eines Tages hoffe er sie noch zu seiner Herzogin von Bronte zu machen. Ihr und Horatia's Bild schmückten seine Kajüte. „Sie bedarf", schrieb er, „keinen andern Schmuck. Ich kann die Bilder betrachten und jeden Tag neue Schönheiten darin finden und verlange nach niemand sonst." So lebhaft er sich jedoch nach der Freundin sehnte, so entschieden wies er ihren Vorschlag,

Digitized by Google

ihm ins Mittelländische Meer zu folgen, als unvereinbar mit seiner öffentlichen Stellung zurück. Ebenso wenig konnte das ungewöhnlich stürmische Wetter ihn auch während der rauhesten Jahreszeit von seinem Posten vor Toulon vertreiben. „Ich weiß gut genug", schrieb er einem Freunde, „daß, wenn ich nach Malta ginge, ich die Schiffe schonen könnte. Aber wenn ich die Franzosen bewachen soll, muß ich zur See sein, und wenn ich zur See bin, muß ich schlechtes Wetter haben, und wenn die Schiffe das schlechte Wetter nicht aushalten können, sind sie nutzlos. Unglücklicherweise bin ich bei schlechtem Wetter immer seekrank. Dazu nimmt meine Sehkraft furchtbar ab; ich glaube fest, daß ich in einigen Jahren stockblind sein werde. Das ist die Krankheit, die mich vor allem andern unglücklich macht; doch Gottes Wille geschehe!"

Monate auf Monate flossen so ohne erwähnenswerthe Begebenheiten dahin. Auch die Proclamation des französischen Kaiserreichs im Mai 1804 brachte keine Aenderung. Die Franzosen rüsteten in Toulon; sie bedrohten England mit einer Invasion von den Häfen der Kanalküste; aber es blieb bei den Rüstungen und Drohungen. Nelson, des einförmigen Blokadedienstes müde und in seiner Gesundheit leidend, bat endlich im August 1804 um seine Abberufung. Bevor jedoch die Antwort aus England anlangte, trat ein Ereigniß ein, welches seinen Gedanken eine neue Richtung gab.

Das Verhältniß Englands zu Spanien war schon längst von sehr gespannter Art gewesen. Man wußte, daß Spanien sich seine Neutralität durch Zahlung eines jährlichen Tributs an Frankreich erkaufte; zugleich wurde diese Neutralität fortwährend in unfreundlicher Weise gegen England geltend gemacht. Die active Erneuerung der französisch-spanischen Allianz schien nur eine Frage der Zeit. Die englischen Minister beschlossen daher endlich, die Krise selbst herbeizuführen und der spanischen Kriegserklärung durch einen Gewaltschritt zuvorzukommen. Ein kleines von der Kanalflotte detachirtes Geschwader unter Sir John Orde erhielt Befehl zur Wegnahme der von Südamerika erwarteten Silbergaleonen, und am 5. October 1804 wurde dieser Auftrag ausgeführt. Eine gegenseitige

Digitized by Google

Kriegserklärung war die Folge. Es schmerzte Nelson, daß man unter den erwähnten Umständen nicht ihn an die spanische Küste geschickt hatte; aber im Hinblick auf die nun vorauszusehenden kriegerischen Ereignisse ließ er den Gedanken der Rückkehr nach England sofort fahren. „Lieber", schrieb er, „wollte ich zehntausend Tode sterben, als mein Commando aufgeben, wenn der Feind jeden Tag zur See erwartet wird." In der That mehrten sich zu Ende des Jahres 1804 die Zeichen, daß die französische Flotte von Toulon demnächst in See gehen werde. Vorräthe und Truppen wurden in großem Maßstabe eingeschifft. Nach Einigen galt es eine Landung in Neapel und Sicilien, nach Andern in Morea oder Aegypten. Zu Anfang des Jahres 1805 war Nelson mit dem Gros seiner Flotte zur Verproviantirung nach den Maddalena-Inseln gegangen, als am 19. Januar die Fregatte Seahorse mit der Meldung eintraf: die französische Flotte habe Toulon tags zuvor verlassen. Unverzüglich brach Nelson zur Verfolgung auf. In stürmischem Wetter umfuhr er Sardinien, steuerte von dort nach Neapel, dann durch die Meerenge von Messina die sicilianische Küste entlang, ohne eine Spur von dem Feinde zu entdecken. Das Ziel der Expedition mußte nun, seiner Meinung nach, Aegypten sein; dorthin richtete er daher mit vollen Segeln seinen Lauf. In der ersten Februarwoche erreichte er die Höhe von Alexandria; aber statt der ersehnten französischen Flotte erblickte man nur drei schläfrige türkische Fregatten vor Anker. Unmuthig kehrte Nelson nach Westen um. In Malta erwartete ihn die Nachricht: die französische Flotte sei durch das stürmische Wetter nach Toulon zurückgetrieben. Die Stürme dauerten noch immer mit unverminderter Wuth fort, aber es litt Nelson nicht länger in Malta. Am 27. Februar war er wieder bei den Maddalena-Inseln. Während des folgenden Monats kreuzte er, um den Feind glauben zu machen, daß er nicht mehr vor Toulon stationirt sei, an der Küste von Barcelona, anscheinend jedoch ohne den gewünschten Erfolg. Die französische Flotte verließ den Hafen nicht. Am 4. April, nachdem er sich bei den Maddalena-Inseln von neuem verproviantirt, segelte Nelson daher wiederum der

Digitized by Google

Höhe von Toulon zu, als eins seiner Wachtschiffe die unerwartete Kunde brachte, eine feindliche Flotte von 11 Linienschiffen und 7 Fregatten unter Admiral Villeneuve sei am 31. März von Toulon in See gegangen. Sein Verdruß, daß der Feind ihn noch einmal getäuscht, war groß; größer aber war doch seine Befriedigung, ihn wieder außerhalb des Hafens zu wissen, wo er erreicht und angegriffen werden konnte. Und in dem stürmischen Drängen nach diesem Ziele begann nun eine Verfolgung, die in der Geschichte der Seekriege wol einzig in ihrer Art ist.

Nach allen Richtungen wurde zunächst das Meer zwischen Sardinien und Afrika durchkreuzt, ohne daß man des Feindes ansichtig wurde. Dies gab Nelson die Gewißheit, daß die französische Flotte nicht nach Aegypten gegangen sei, und seine Gedanken richteten sich nun nach Westen. Nicht lange, so hörte er: Villeneuve sei am 8. April bei Gibraltar vorübergefahren. Er eilte ihm mit vollen Segeln nach; doch ein heftiger Westwind drängte ihn von seinem Ziele ab, sodaß er nach endlosen Mühen Gibraltar erst am 30. April erreichte. Hier hemmte die Wuth widriger Winde jeden Fortschritt. Erst am 5. Mai gelang es ihm, die Meerenge zu durchfahren; am 9. ankerte er in der Bai von Lagos, wo er sich aus den dort liegenden englischen Vorrathsschiffen zu einer weiten Fahrt verproviantirte; denn inzwischen war die Kunde ihm zugegangen, daß ein spanisches Geschwader von 6 Linienschiffen und 1 Fregatte unter Admiral Gravina sich bei Cadix mit Villeneuve vereinigt habe und daß die vereinigte französisch-spanische Flotte mit 5—6000 Landungstruppen an Bord nach Südwesten weiter gesegelt sei. Er schloß aus diesen Thatsachen, daß die Westindischen Inseln das Ziel der Expedition seien, und rasch war sein Entschluß gefaßt, dem weit überlegenen Feinde zu folgen und seine Plane zu vereiteln. Villeneuve und Gravina hatten einen Vorsprung von mehr als 30 Tagen, aber mit Anstrengung aller Kräfte hoffte er trotzdem sie einzuholen, ehe ein entscheidender Schlag ihnen gelang. Mit rastlosem Eifer wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Eine schnellsegelnde Schaluppe eilte mit Depeschen voraus, welche den Gouverneur von Barbadoes von

Digitized by Google

der Lage der Dinge in Kenntniß setzten. Am 11. Mai brach Nelson selbst von Lagos auf. „Es kommt", bemerkte er gegen seine versammelten Kapitäne, „gerade ein französisches auf jedes englische Schiff, wenn mir die Spanier überlassen bleiben. Aber so stark sie sind, ungestraft sollen sie doch keinen großen Angriff machen. Meine Flotte ist compact, ihre ist unbehülflich. Es mag eine recht hübsche Violine sein, aber ich zweifle sehr, daß Gravina und Villeneuve darauf zu spielen verstehen. Wenn ich meine Flagge streiche, mag jeder Kapitän der Flotte dasselbe thun — nicht eher."

Die Fahrt ging rasch von statten. Am 15. Mai erreichte Nelson's Flotte Madeira, am 4. Juni kam sie bei Barbadoes an. Hier hatte man die Nachricht erhalten, der Feind sei sechs Tage vorher mit 18 Linienschiffen bei Santa-Lucia gesehen worden und von dort gegen Süden weiter gesegelt. Hiernach schienen Tobago und Trinidad die nächsten Zielpunkte der französisch-spanischen Expedition. Nelson fand in Barbadoes zu seiner Verstärkung 2 Linienschiffe; der Commandant der Insel erbot sich, ihn mit 2000 Landungstruppen zu begleiten. Rasch wurden diese eingeschifft, und schon am 6. erreichte das englische Geschwader die Höhe von Tobago. Was Nelson dort hörte, schien die Anwesenheit des Feindes bei Trinidad zu bestätigen. Die Kunde verbreitete sich rasch durch die Flotte, und allgemein erwartete man einen entscheidenden Kampf. Aber als man am 7. bei Trinidad eintraf, war kein Feind sichtbar. Zu seiner unsäglichen Enttäuschung erfuhr Nelson, man habe bei Trinidad nichts vom Feinde gehört oder gesehen. Am 8. brachte ein Packetboot von Barbadoes die Meldung: die vereinigte Flotte sei am 4. bei Martinique gesehen worden, wo sie schon drei Wochen gelegen habe; vermuthlich sei sie jedoch am 5. zu einem Angriff gegen Granada aufgebrochen. Mit unerhörter Anstrengung erreichte Nelson Granada am 9., doch nur um zu hören, daß der Feind drei Tage früher bei Dominica nach Norden vorübergesegelt sei. Nach Norden steuerte also auch er, vorbei an Dominica und Monserrat, ohne den so leidenschaftlich gesuchten Gegner zu Gesicht zu bekommen. Am 12. erreichte er Antigua. Auch dort deuteten alle Nachrichten

Digitized by Google

darauf hin, daß die Franzosen und Spanier ihre Fahrt nach Norden fortgesetzt hatten. Jetzt erst begann plötzlich der Sinn dieser Bewegungen ihm klar zu werden. Er hatte die feindliche Flotte nicht gefunden, weil der Schrecken seines Namens sie verjagt hatte. Es war dem Feinde gelungen, einem entscheidenden Kampfe auszuweichen; aber Nelson's rasches Erscheinen hatte den Zweck der Expedition vereitelt und in der kurzen Zeit einer Woche die westindischen Colonien Englands vor Verwüstung und Eroberung gerettet. Von Antigua aus schrieb er dem Herzoge von Clarence: „Sie werden sich mein Elend vorstellen können, daß ich die französische Flotte bisjetzt verfehlt habe. Wäre ich nicht durch falsche Nachrichten getäuscht worden, so würde unsere Schlacht wahrscheinlich an derselben Stelle stattgefunden haben, wo einst der tapfere Rodney den de Grasse besiegte. Es scheint mir, daß die Feinde nach Europa zurückeilen, um uns aus dem Wege zu gehen, und sobald ich darüber klar sehe, werde ich nach Gibraltar aufbrechen. Aber nachdem ich diese Colonien und mehr als zweihundert mit Zucker beladene Schiffe gerettet habe, darf ich mich nicht entfernen, ehe ich gewiß bin, daß sie fort sind."

Nelson hatte richtig geschlossen. Bereits am 13. fuhr er von Antigua nach Norden weiter. Am 18. traf er ein Schiff, das mehrere Tage vorher die französisch-spanische Flotte in derselben Richtung hatte vorbeifahren sehen. Nun schwanden seine letzten Zweifel. Am 19. schickte er zwei schnellsegelnde Schiffe mit der Nachricht von der Rückkehr des Feindes nach Gibraltar und Lissabon voraus. Seine eigene Fahrt wurde durch widrige Winde verzögert. Erst am 17. Juli erreichte er Cap Saint-Vincent, am 20. Gibraltar. Seit mehr als zwei Jahren betrat er dort zum ersten mal wieder festes Land. Nachrichten von der feindlichen Flotte fand er nicht vor. Erst am 25. Juli kam die Meldung: dieselbe sei an der Nordwestküste von Spanien gesehen worden. Dies schien die Ansicht zu bestätigen, welche der Befehlshaber des vor Cadix stationirten Geschwaders, Admiral Collingwood, schon vorher gegen Nelson ausgesprochen, daß der Feind einen Angriff auf Irland beabsichtige; und auch dorthin beschloß er nun, ihm ohne Verzug zu folgen. Indeß

Digitized by Google

noch einmal hatte er mit widrigen Winden zu kämpfen, die ihn von seinem Ziele verschlugen. Erst am 15. August erreichte er die Kanalflotte unter Admiral Cornwallis auf der Höhe von Ouessant, und erst dort erwartete ihn die zweifellose Bestätigung der Thatsache, daß die französisch-spanische Flotte nach ihrer Flucht aus Westindien jene Gewässer der Bai von Biscaya aufgesucht habe. Am 22. Juli hatte sie auf der Höhe von Finisterre mit Admiral Calder ein Gefecht bestanden, in dem sie 2 Linienschiffe einbüßte, und dann im Hafen von Ferrol Schutz gesucht. Die französische Flotte in Brest war nach wie vor blokirt; für den Augenblick hielt keine feindliche Streitmacht die See. Unter diesen Umständen konnte es nach den gewaltigen Mühen der letzten Jahre Nelson nur willkommen sein, als er gleich darauf Befehl erhielt, in Portsmouth vor Anker zu gehen.

Die Kunde seiner jüngsten Thaten hatte sich schon in England verbreitet, und man empfing ihn überall mit der größten Begeisterung; aber er sehnte sich nach Ruhe. Von London, wo er das officielle Journal seines Commandos der Mittelmeerflotte der Admiralität überlieferte und eine Dankadresse der westindischen Kaufleute entgegennahm, eilte er daher so bald als möglich nach Merton-Place, wo er nun endlich in Lady Hamilton's und Horatia's Nähe die so oft herbeigewünschte Festzeit eines friedlichen Glückes zu verleben hoffte. Auch seine Geschwister und deren Familien fanden sich dort ein. Nelson fühlte sich wohl in diesem vertrauten Kreise. Auf seine Neffen und Nichten hindeutend, bemerkte er gegen den Herzog von Clarence, der ihn in Merton besuchte: es sei das größte Glück für ihn, die heitere junge Gesellschaft unter seinem Dache versammelt zu sehen. Allein dieses Glück sollte nicht lange dauern. Am 18. August war Nelson in Portsmouth gelandet. Noch vor dem Ende desselben Monats wurde er eines Morgens bei Tagesanbruch durch die Ankunft Kapitän Blackwood's überrascht, der die Nachricht brachte, die französisch-spanische Flotte habe Ferrol verlassen und befinde sich, durch zwei andere Geschwader auf 36 Linienschiffe angewachsen, im Hafen von Cadix, wo sie von Admiral Collingwood bewacht werde. Diese Kunde versetzte ihn in die heftigste

Digitized by Google

Aufregung. Umsonst versuchte er, dieselbe vor seiner Umgebung zu verbergen. Lady Hamilton errieth seine Gedanken, und mit dem Muthe jener heroischen Aufwallung, welche Nelson an ihr liebte, drang sie in ihn, dem Zuge seiner Seele zu folgen, der Admiralität von neuem seine Dienste anzubieten. Es war nur eine Stimme darüber, daß Nelson vor allen andern zu einem entscheidenden Schlage gegen die feindliche Armada berufen sei. Seine Dienste wurden sofort angenommen. Der hohen Bedeutung seiner Aufgabe entsprechend, wurde er mit fast unbeschränkten Vollmachten zum Oberbefehlshaber der Mittelmeerflotte ernannt. Diese Ernennung fand in demselben Zeitpunkt statt, als der Krieg gegen Frankreich, den England seit 1803 allein geführt hatte, auch auf dem europäischen Festlande wieder ausbrach. Es war Pitt's rastlosem Bemühen gelungen, Rußland, Schweden und Oesterreich zu einer dritten Coalition zu vereinigen. Napoleon's großes Lager bei Boulogne, von wo die englischen Küsten so lange mit einer Landung bedroht waren, löste sich auf. Am 1. September 1805 trat die französische Hauptarmee den berühmten Marsch an den Rhein an, der sie nach Ulm, Wien und Austerlitz führen sollte; am 9. fielen die Oesterreicher in Baiern ein. Alles deutete auf die Nähe großer Entscheidungen hin. Nelson selbst betrieb die Rüstungen zur Abfahrt mit gewohntem Eifer. Oefters ging er zu Berathungen mit den Ministern nach London. Bei dieser Gelegenheit hatte er auch mehrere Zusammenkünfte mit dem großen Manne, der das englische Staatsschiff seit so vielen Jahren gelenkt hatte; doch keine Berichte haben sich über diese persönlichen Begegnungen zwischen Pitt und Nelson erhalten. Klar ist nur das Eine, daß der Begriff der Regierung von dem Genie des Helden, dem sie eine große Aufgabe anvertraute, nicht hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Man schätzte den Sieger von Abukir und Kopenhagen nach seinem wahren Werthe. Seine Führung der Mittelmeerflotte während der Blokade von Toulon, seine großartige Verfolgung der feindlichen Flotten von Europa nach Westindien und von Westindien zurück nach Europa hatten ihren Eindruck nicht verfehlt. Alles was rastlose Wachsamkeit, unermüdliche Ausdauer, Kühnheit der Entschlüsse, heroisches Pflicht-

Digitized by Google

gefühl und heldenhafte todesmuthige Tapferkeit vermochten, traute man Nelson zu. Es wurde ihm überlassen, selbst die Schiffe zu wählen, die er zur Verstärkung wünschte, und in allem nach Gutdünken zur Erreichung des großen Zweckes zu handeln. Am 13. September nahm er in Merton von den Seinigen Abschied. „Freitag Abend", schrieb er in sein Tagebuch, „fuhr ich von dem lieben, lieben Merton ab, wo ich alles zurückließ, was mir theuer ist, um meinem König und Vaterlande zu dienen. Möge der große Gott, den ich anbete, mich befähigen, die Erwartungen meines Vaterlandes zu erfüllen! Wenn es ihm gefällt, daß ich zurückkehre, werde ich nie aufhören, meinen Dank darzubringen am Throne seiner Gnade. Wenn es sein Wille ist, meine Tage auf Erden abzukürzen, beuge ich mich vor ihm mit Ergebung, in der Zuversicht, daß er die mir so Theuern beschützen wird, die ich zurücklasse."

In Portsmouth, wo ein begeisterter Empfang ihn erwartete, hißte er von neuem seine Flagge an Bord des Victory auf. Fünf Linienschiffe und eine Fregatte hatten Befehl erhalten, sich ihm von verschiedenen Theilen der englischen Küste her anzuschließen; um jedoch keine Zeit zu verlieren, ging er schon am 15. in See, nur von der Fregatte Euryalus begleitet. Bei Plymouth stießen der Ajax und der Thunderer zu ihm. Nach einer stürmischen Fahrt erreichte er mit diesen Schiffen am 29. September, seinem 47. Geburtstage, die Höhe von Cadix. Um dem Feinde womöglich seine Ankunft zu verbergen, hatte er den Euryalus vorausgeschickt mit dem Befehle an Admiral Collingwood: der gewöhnliche Flottengruß solle unterbleiben, und so gut wurde das Geheimniß gewahrt, daß noch bis zum Schlachttage der Feind über Nelson's Anwesenheit in Zweifel blieb. In der englischen Flotte war die Freude über seine Ankunft allgemein. „Die Offiziere, die an Bord kamen", schrieb Nelson an Lady Hamilton, „vergaßen meinen Rang als Oberbefehlshaber in der Begeisterung, mit der sie mich begrüßten." Auch verlor er keine Zeit mit den nöthigen Anordnungen für den bevorstehenden Entscheidungskampf. Er fand die Flotte zu nah vor dem Hafen von Cadix stationirt. Mit dem doppelten Zweck,

Digitized by Google

den Feind über ihre Stärke zu täuschen und ihn dadurch herauszulocken und zu verhindern, daß der Westwind seine eigenen Schiffe durch die Meerenge von Gibraltar treibe, sammelte er daher seine Hauptmacht in einer Entfernung von 16—18 Seemeilen von Cadix bei dem Cap Santa-Maria und ließ vor Cadix nur die Fregatten Euryalus und Hydra zur Beobachtung der feindlichen Flotte zurück, während eine Vorhut von 4 Linienschiffen die Verbindung zwischen jenen Fregatten und seiner Hauptmacht vermittelte. Eine Recognoscirung des Hafens von Cadix durch den Euryalus am 1. October ergab die Thatsache, daß 18 französische und 16 spanische Linienschiffe in dem äußern Hafen versammelt seien. Die englische Flotte belief sich im ganzen auf 27 Linienschiffe. Zwischen dem 9. und 13. October wurde sie durch die Ankunft des Royal-Sovereign, Belleisle, Africa und Agamemnon verstärkt; da aber ebenso viele Schiffe nach Gibraltar gingen, um Lebensmittel und Wasser einzunehmen, blieb die unmittelbar verfügbare Streitmacht dieselbe wie vorher.

Seit dem 10. bemerkte man, daß die feindliche Flotte sich dem Eingange des Hafens nähere; starke Westwinde verhinderten jedoch ihr Auslaufen bis zum 18. Unterdessen hatte Nelson alle Vorbereitungen zur Schlacht getroffen. Bereits am 10. hatte er seinen Kapitänen den Schlachtplan mitgetheilt. Ihn verlangte um so mehr nach dem Beginn des Kampfes, als die bevorstehende Abfahrt der französischen Flotte von Brest nach dem Mittelländischen Meere gemeldet wurde und ein anderes französisches Geschwader den Hafen von Rochefort verlassen hatte. „Jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick", schrieb er seinem alten Freunde Davison nach London, „erwarte ich, daß die feindliche Flotte in See geht. Und Sie können sich darauf verlassen, wenn es menschenmöglich ist, an sie heranzukommen, so wird es geschehen. Ich weiß, daß alle meine Waffenbrüder diesem Tage als dem Ende unsers mühsamen Umherkreuzens entgegenblicken. Den Ausgang kann niemand bestimmt vorhersagen; aber ohne denen, die unter mir dienen, große Ungerechtigkeit zu thun, kann ich nicht anders denken, als daß es eine Schlacht werden wird, die nie übertroffen worden ist. Mein erschütterter Körper wird, wenn ich

Digitized by Google

den Tag überlebe, der Ruhe bedürfen; das ist alles, um was ich bitten werde. Wenn ich bei einer so glorreichen Veranlassung falle, so wird es mein Stolz sein, Sorge zu tragen, daß meine Freunde nicht über mich zu erröthen brauchen. Ich kann, Gott sei Dank, denen, die mir am theuersten sind, eine Kleinigkeit hinterlassen und habe das Nöthige gethan, dies nicht zu versäumen. Denken Sie deshalb nicht, daß ich niedergeschlagen bin, oder mir einbilde, daß mir etwas zustoßen wird — ganz im Gegentheil. Mein Geist ist ruhig, und ich denke nur an die Vernichtung unsers unversöhnlichen Feindes."

Am 18. schlug der Wind endlich nach Nordosten um, und früh morgens am 19. meldeten die Signale der wachthaltenden Fregatten, daß die feindliche Flotte den Hafen von Cadix verlasse. Sie stand unter dem Oberbefehle des französischen Admirals Villeneuve. Der Kaiser Napoleon zürnte diesem wegen seines Verhaltens bei Cap Finisterre in dem Kampfe mit Sir Robert Calder, und Villeneuve wußte, daß bereits ein anderer Admiral ernannt sei, um ihn als Oberbefehlshaber der vereinigten Flotten abzulösen. Allem Anschein nach war es der Wunsch, diese Scharte durch einen vor der Ankunft seines Nachfolgers geführten entscheidenden Schlag auszuwetzen, was Villeneuve zur Schlacht bestimmte. Vielleicht unterschätzte er die Stärke seiner Gegner und hoffte von seiner Uebermacht einen leichten Sieg. Jedenfalls wurde selten von einem Befehlshaber ein folgenreicherer Entschluß gefaßt und durchgeführt.

Wegen des schwachen Windes, der von Norden wehte, gelang es am 19. October nur 12 französischen Schiffen, den Hafen von Cadix zu verlassen. Am Morgen des 20. folgte diesen der Rest der feindlichen Flotte. Nelson hatte schon tags zuvor seine Beobachtungslinie verstärkt und enger zusammengezogen und wurde Tag und Nacht durch Signale über das Vorrücken des Feindes in Kenntniß gehalten. Seine Hauptmacht lag zwischen Cap Spartel und Cap Trafalgar, etwa 9 Seemeilen südöstlich von Cadix. Am Abend des 20. meldeten seine Fregatten, daß 31 feindliche Linienschiffe in See seien. Schon vorher hatte er wiederholt die Meinung ausgesprochen, daß es

Digitized by Google

am 21. zur Schlacht kommen werde; das sei, bemerkte er, ein glücklicher Tag in seiner Familie; denn am 21. October hatte einst sein Onkel, Kapitän Suckling, gegen ein französisches Geschwader ein rühmliches Gefecht bestanden. Alles deutete nun darauf hin, daß diese Vorahnung sich erfüllen werde. Bei Tagesanbruch am 21. erblickte man vom Bord des englischen Admiralschiffs deutlich die imposante feindliche Schlachtordnung in einer Entfernung von etwa 5 Seemeilen. Sie war nach Süden gerichtet, der englischen Flotte entgegen. Kurz vor 7 Uhr gab Nelson das Signal, zur Schlacht zu rüsten.

Er war gleich nach Tagesanbruch auf dem Verdeck erschienen in seinem gewöhnlichen „Kampfrock", wie er ihn nannte, d. h. dem Admiralsrock mit vier daraufgestickten Orden, den er immer zur See trug. Seinen Degen hatte er in der Kajüte vergessen; auch während der Schlacht trug er ihn ausnahmsweise nicht. Er schien in der heitersten Stimmung und drückte gegen seine Umgebung die Befriedigung aus über die Aussicht, die Seemacht Frankreichs und Spaniens in einer großen gemeinsamen Niederlage zu zerstören. Sein Vertrauen auf einen glänzenden Sieg stand trotz der feindlichen Uebermacht fest. Gegen Hardy, den Kapitän des Victory, bemerkte er: er werde nicht zufrieden sein, wenn er nicht wenigstens 20 feindliche Linienschiffe erobere.

Das Wetter war von früh auf klar, aber der Wind so schwach, daß die Bildung der Schlachtordnung und das Vorrücken beider Flotten nur langsam von statten ging. Zwischen 7 und 8 Uhr waren die Flotten noch etwa 4 Seemeilen voneinander entfernt. Es war um diese Zeit, als Nelson, nachdem er alle nöthigen Anordnungen getroffen, sich in seine Kajüte zurückzog und den Gefühlen, die ihn in diesem entscheidenden Augenblick bewegten, in zwei Documenten, die er in sein Tagebuch eintrug, einen letzten denkwürdigen Ausdruck gab. Das erste war ein Gebet an den Gott der Schlachten, den er für sein Vaterland und für Europa um einen „großen glorreichen Sieg" anflehte; das zweite ein Zusatz zu seinem Testament, in dem er für den Fall seines Todes Lady Hamilton und seine Tochter Horatia der Fürsorge seines Königs und Volkes „als

Digitized by Google

Vermächtniß" hinterließ. Inzwischen hatten die Feinde ihre Aufstellung vollendet. Dieselbe war geschickt gewählt. Ihre Schiffe lagen in Form eines Halbmondes und in doppelter Linie so hintereinander, daß sie die Untiefen des Cap Trafalgar unter die Leeseite der englischen Flotte brachten, während sie für sich selbst die Rückzugslinie in den Hafen von Cadix offen hielten. Die Besorgniß, daß sie in dieser Richtung entkommen möchten, beunruhigte Nelson mehr als die imposante Fronte, welche die von der Morgensonne beschienenen gewaltigen Dreidecker vor ihm entwickelten. Er telegraphirte daher an Collingwood: er beabsichtige das Hintertreffen des Feindes zu durchbrechen und ihn an dem Rückzuge nach Cadix zu verhindern. Er selbst hatte seine Flotte in zwei Colonnen getheilt. Die eine von 14 Linienschiffen auf der Windseite stand unter seiner eigenen unmittelbaren Leitung; die andere von 13 Linienschiffen auf der Leeseite führte Admiral Collingwood. Alle Segel waren aufgespannt, und getrieben von einer starken Strömung und leichten Südwestwinden bewegte die englische Flotte sich majestätisch dem Feinde entgegen, der sie in großartiger Aufstellung erwartete. Umsonst suchte man Nelson zu überreden, daß er dem Victory eine andere Stelle gebe als an der Spitze seiner Colonne, da vorauszusehen sei, daß die feindlichen Schiffe ihr Feuer sofort auf das Admiralschiff concentriren würden. Er bemerkte: der Téméraire möge ihm voransegeln, konnte es dann aber trotzdem nicht über sich gewinnen, auch nur ein einziges Segel einzureffen, und blieb deshalb wie vorher an der Spitze seiner Colonne. Sein Auge suchte das Admiralschiff Villeneuve's. Als ihm nicht gelang, dieses zu finden, steuerte er auf das größte Schiff der feindlichen Flotte, seinen alten Gegner von Cap Saint-Vincent, den kolossalen Vierdecker Santissima-Trinidad, los, in dessen Nähe er dem französischen Admiral zu begegnen hoffte.

Die Entfernung zwischen beiden Flotten wurde unterdessen immer geringer. Um $11\frac{1}{2}$ Uhr betrug sie wenig mehr als eine englische Meile. In dieser verhängnißvollen Pause, kurz vor dem Ausbruch des Kampfes, gab Nelson sein letztes Signal

Digitized by Google

an seine Flotte, das unvergeßliche, weltberühmte: „England erwartet, daß ein jeder seine Pflicht thut!“ Ein lautes begeistertes Beifallsrufen antwortete von allen Schiffen. Nicht lange nachher fingen die ersten Kanonenschüsse der feindlichen Flotte zu donnern an. Sie waren gegen den Royal-Sovereign, das Admiralschiff Collingwood's, gerichtet, der mit seiner Colonne eher in Schußweite kam als Nelson, da dieser, um die Flucht der Feinde nach Cadix abzuschneiden, einen Umweg nach Norden einschlug. Zehn Minuten nach Mittag war Collingwood in vollem Kampfe mit der Santa-Anna und dem Fougeux; 10 Minuten später feuerte der Bucentaure, auf dem Villeneuve sich befand, den ersten Schuß gegen den Victory, und sowie ein zerfetztes Segel den Feinden zeigte, daß das englische Admiralschiff sich in Schußweite befinde, geschah, was man vorausgesehen: sieben oder acht der feindlichen Schiffe concentrirten ein furchtbares Feuer auf den Victory. In wenigen Augenblicken zählte man an Bord des englischen Admiralschiffs 50 Todte und Verwundete. Segel, Raaen, Masten, das Steuerruder selbst waren durchschossen, als der Victory sich der feindlichen Schlachtordnung auf 500 Meter genähert hatte. Ein einziger Schuß tödtete 8 Seesoldaten auf dem Hinterdeck. Ein Splitter fuhr zwischen Nelson und Kapitän Hardy hindurch und riß dem letztern die Schnalle vom Schuh. Beide sahen einander ernst und besorgt an, denn jeder meinte, der andere sei verwundet. Nelson lächelte und sagte: „Das ist zu warme Arbeit, um lange zu dauern, Hardy!“ Zugleich schien die Schwierigkeit, die gegenüberliegende dichtgedrängte Masse der feindlichen Schiffe zu durchbrechen, unüberwindlich. Nelson entschied sich unter diesen Umständen für den Kampf in nächster Nähe. Um 1 Uhr hatte er den Stern des Bucentaure erreicht und erschütterte dieses Schiff durch eine Breitseite, deren Feuer fast 400 Mann tödtete und verwundete und 20 Kanonen demontirte. Indem er sich dann seitwärts wandte, kam er in Zusammenstoß mit dem Linienschiff Redoutable, das ebenfalls ein furchtbares Feuer von ihm empfing. Während ihres Zusammenstoßes hatten beide Schiffe sich mit ihren Raaen ineinander verfangen, und

Digitized by Google

so Bord an Bord zusammengedrängt, setzten sie nun den Kampf fort. Der Redoutable hatte unmittelbar vor dem Zusammenstoß seine Luken geschlossen, feuerte aber weiter mit den Kanonen seines Hauptverdecks und unterhielt ein verheerendes Kleingewehrfeuer aus seinem Tauwerk, in dem zahlreiche Scharfschützen vertheilt waren. Der Victory bestrich den Redoutable mit den Kanonen seines Steuerbords; mit denen seiner rechten Breitseite beschoß er den Bucentaure und die Santissima-Trinidad. Unterdessen waren auch die übrigen Schiffe von Nelson's Colonne herangekommen, und bald wüthete die Schlacht auf der ganzen Linie. Aus dem Tauwerk des Redoutable knatterte das Kleingewehrfeuer der französischen Scharfschützen verheerend über das Verdeck des Victory hin. Die Verluste waren so groß, daß Hardy, der mit Nelson auf dem halben Verdeck auf- und abwanderte, diesen bat, er möge seine Uniform wechseln oder doch durch einen Ueberrock verdecken; aber die Antwort war, es sei keine Zeit dazu. Wenige Minuten nachher wurde Nelson durch eine Musketenkugel getroffen. Hardy sah ihn fallen und eilte, ihn zu halten. „Sie haben mir's endlich angethan, Hardy", sagte er. „Ich hoffe nicht", rief dieser. „Ja", fuhr Nelson fort, „mein Rückgrat ist durchschossen." Die Kugel war durch die Epaulette der linken Schulter eingedrungen, hatte das Rückenmark durchbohrt und saß in den Muskeln der rechten Schulter fest. Mehrere Matrosen trugen den verwundeten Admiral in die Verbandkajüte hinunter, wo man ihm unter den übrigen Verwundeten ein Lager bereitete. Der Schiffsarzt sondirte die Wunde und erkannte sie sofort als tödlich. Nelson selbst war sich seines Zustandes vollkommen bewußt. „Sie können mir nicht helfen", sagte er zu dem Arzt; „sorgen Sie für die, deren Leben noch zu retten ist." Aus einem Zustande von Betäubung erwachend, fragte er mitten in seinen Schmerzen wiederholt nach dem Stande der Schlacht, die über ihm und um ihn her weiter donnerte. Dann rief er plötzlich: „Grüßen Sie Lady Hamilton von mir, Doctor, grüßen Sie Horatia. Sagen Sie ihr, daß ich ein Testament gemacht und sie meinem Vaterlande als Vermächtniß hinterlassen habe." Dann wieder, in den Pausen der

Digitized by Google

Beklemmung, welche das innere Verbluten verursachte, fragte er besorgt nach Hardy, von dem er über den Fortgang des Kampfes zu hören wünschte. Es war die Krise der Schlacht, und mehr als eine Stunde verfloß nach Nelson's Fall, ehe jener das Verdeck verlassen konnte. Aber es fehlte dem sterbenden Helden nicht an Trost. Denn während er hülflos und qualvoll wartend dalag, scholl in längern und kürzern Zwischenräumen, den Donner der Schlacht übertönend, das Hurrahrufen der Mannschaft des Victory zu ihm hinunter, und auf seine Frage, was dasselbe bedeute, sagte man ihm, ein feindliches Schiff habe die Flagge gestrichen. Und indem wiederholt neues Hurrahrufen neue Erfolge verkündete, hellten seine Züge sich zu immer größerer Befriedigung auf, bis endlich Hardy an seinem Lager erschien, die Besiegung von 10 Schiffen der feindlichen Flotte meldete und seine Zuversicht auf einen vollständigen Sieg kundthat. Nelson's Kräfte nahmen inzwischen schnell ab. Auf die Frage des Arztes: ob er große Schmerzen empfinde, erwiderte er: so große, daß er wünsche, er sei todt; „und doch", fügte er hinzu, „möchte man gern noch etwas länger leben". Noch eine Stunde verfloß. Die Schlacht donnerte weiter und weiter, und wieder und wieder hörte der sterbende Nelson das siegverkündende Hurrahrufen der Mannschaft des Victory, bis der Kanonendonner allmählich verstummte und Hardy von neuem erschien, um ihm Glück zu wünschen zu dem gewonnenen Siege. Er wisse noch nicht, wie viele, aber wenigstens 14 Schiffe seien genommen. „Gott sei gelobt", sagte Nelson, „aber ich hatte auf 20 gerechnet." Dann kehrten seine Gedanken von neuem zu Lady Hamilton und Horatia zurück. Von Hardy nahm er einen warmen Abschied. „Gott sei Dank!" sagte er, „ich habe meine Pflicht gethan." Mehrmals wiederholte er diese letzten Worte. Um $4^1/_2$ Uhr, etwas mehr als drei Stunden, nachdem die tödliche Kugel ihn getroffen, athmete er seine große Seele aus.

Am Ende des Kampfes sah man in einer Entfernung von etwa $3^1/_2$ Seemeilen gegen Südosten das Land bei Cap Trafalgar, nach dem die Schlacht genannt wurde. Nelson war in dem Bewußtsein gestorben, einen großen Sieg errungen zu haben;

Digitized by Google

aber sein Sieg bei Trafalgar war in Wahrheit noch vollständiger, als er in seinen letzten Augenblicken denken durfte. Nicht 14, sondern 20 Schiffe der französisch-spanischen Flotte, darunter die Admiralschiffe Bucentaure und Santissima-Trinidad, hatten die Flagge gestrichen. Villeneuve selbst und der spanische Admiral Cisneros waren unter den Gefangenen. Auch die englische Flotte hatte furchtbar gelitten, denn auf beiden Seiten war mit der größten Tapferkeit gekämpft worden; aber so zerschossen und zerfetzt sie aus dieser gewaltigen Feuerprobe hervorging, so hatte sie doch keins ihrer Schiffe verloren. Von der feindlichen Flotte waren die meisten, sowol der eroberten als der entkommenen, Schiffe in halbzertrümmertem Zustande, und ein heftiger Südweststurm, der sich gleich nach dem Ende der Schlacht erhob, verminderte die Trophäen der Sieger. Neun der eroberten Schiffe wurden an die Küste getrieben und von Wellen und Felsen zerschmettert, vier mußten zur See zerstört werden, eins entkam nach Cadix, eins ging unter, ein anderes flog in die Luft. Nur den größten Anstrengungen gelang es, die übrigen vier nach Gibraltar zu retten. Doch die Niederlage der feindlichen Macht war deshalb nicht minder erschütternd. Verstärkt wurde ihre Wirkung zwei Wochen später durch die Wegnahme von vier von Trafalgar geflüchteten französischen Linienschiffen unter Admiral Dumanoir, die auf der Höhe von Ferrol von Sir Richard Strachan angegriffen und sämmtlich zur Uebergabe gezwungen wurden. Von der gewaltigen französisch-spanischen Armada, die am 19. October den Hafen von Cadix verlassen hatte, waren so nicht mehr als 10 Schiffe übriggeblieben, und auch diese befanden sich meist in kampfunfähigem Zustande. Nie in der neuern Geschichte war eine entscheidendere Seeschlacht geschlagen worden. Und wie sich später zeigte, war sie entscheidend nicht blos im Sinne des augenblicklichen Erfolges. Vielmehr bezeichnete man sie in England mit Recht als den großen Hauptsieg, der alle vorhergegangenen krönte; denn der Sieg bei Trafalgar entschied endgültig das Uebergewicht Englands zur See. Von einer französischen Invasion war seitdem keine Rede mehr. So lange die Kriege des Napoleonischen

Digitized by Google

Kaiserthums das europäische Festland noch verwüsteten, nennenswerthe Kämpfe zur See fanden seitdem nicht mehr statt.

Im Augenblicke eines solchen Sieges zu fallen, war wol eines großen Helden würdig. Aber freilich trübte auch die Trauer um seinen Tod die Freude des Triumphs. Allgemein war dieses Gefühl in der siegreichen Flotte, und dieselbe Empfindung, daß der Sieg theuer erkauft sei um solchen Preis, erschütterte das englische Volk, als die Kunde von Trafalgar London erreichte. Nelson hatte öfters während seiner Abwesenheit auf fernen Meeren und zuletzt noch kurz vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen, in England begraben zu werden. Nachdem daher sein zerschossenes Admiralschiff in Gibraltar nothdürftig ausgebessert war, wurde seine Leiche auf diesem nach England übergeführt. Am 5. December erreichte der Victory die Rhede von Spithead. Am 11. brach er von dort nach Sheerneß auf. Es war inzwischen verordnet, daß der todte Held, einem ebenfalls öfter von ihm geäußerten Verlangen gemäß, in der Paulskirche in London seine letzte Ruhestätte finden solle, und es war nur angemessen, daß er der Hauptstadt auf dem Element zugeführt wurde, auf dem er seine Schlachten geschlagen hatte. An der Mündung der Themse angelangt, wurde die Leiche von dem Victory auf die Admiralitätsjacht Chatham gebracht, die dann mit dem Sarge den Fluß hinauffuhr. Alle Schiffe auf der Themse senkten im Vorbeifahren ihre Flaggen; bei Tilbury und Gravesend feuerten die Forts den Leichengruß, die Glocken in den Städten läuteten mit gedämpftem Klang. Am Abend des 23. December langte die Jacht bei dem Invalidenhospital in Greenwich an, wo der Gouverneur Lord Hood den Sarg empfing, bis die Vorbereitungen in der großen Halle vollendet waren, wo ein feierliches Todtenamt gehalten werden sollte. Vom 5. bis zum 7. Januar 1806 lag die Leiche Nelson's dort auf dem Paradebette ausgestellt, und viele Tausende seiner Landsleute kamen herbeigeströmt, die wohlbekannten Züge zum letzten mal zu sehen. Eingeschlossen in dem aus dem Hauptmast des L'Orient gezimmerten Sarge, wurde sie dann am 8. Januar in feierlicher Procession auf der Themse von

Digitized by Google

Greenwich nach Whitehall geführt und in dem Gebäude der Admiralität aufgestellt. Am 9. fand das Leichenbegängniß statt. Nie hatte man eine so großartige Todtenfeier in London gesehen. Das Volk der Hauptstadt drängte sich in ehrerbietiger Stille in den Straßen; 20000 Freiwillige bildeten Spalier. Ein Armeecorps von 10000 Truppen aller Waffengattungen marschirte voraus. Der Leichenwagen, von einem imposanten Katafalk überwölbt, stellte das Hauptdeck von Nelson's Admiralschiff dar. Dahinter zogen die wettergebräunten Matrosen des Victory mit der bei Trafalgar zerfetzten Flagge. Die königlichen Prinzen und sämmtliche Würdenträger des Staats folgten dem Leichenwagen. So zog man der Paulskirche zu, wo der Sarg mitten unter dem Hauptdome in seine Gruft versenkt wurde.

Schon vorher hatte König Georg III. Nelson's überlebenden Bruder in den Grafenstand erhoben. Das Parlament votirte ihm eine Pension von 6000 Pfd. St. und 100000 Pfd. St. zum Ankaufe eines Familiengutes; auch Nelson's Schwestern wurden versorgt. Ihm selbst erhoben sich in allen Hauptstädten des Königreichs Denkmäler, und mit wärmerer Neigung und Bewunderung hängt noch immer das englische Volk an keinem der großen Männer jener Zeit als an dem Sieger von Trafalgar. Erst einige Jahre nach Nelson's Tode begann Englands größter Feldherr, Wellington, jene Gefühle mit seinem größten Seehelden zu theilen. Um so befremdender muß es erscheinen, daß die letzten Wünsche des sterbenden Helden in Bezug auf Lady Hamilton und seine Tochter Horatia völlig unbeachtet blieben. Einen Haupttheil der Schuld dieser Versäumniß trifft wol Nelson's Bruder, der mit unverzeihlicher Herzlosigkeit das kurz vor dem Beginn der Schlacht bei Trafalgar geschriebene Codicill seines heroischen Bruders verheimlichte, bis das Parlament ihn und seine Familie bedacht hatte. Alle spätern Bemühungen, Nelson's Letzten Willen in Kraft zu setzen, blieben vergeblich. Lady Hamilton starb verarmt, verlassen, vergessen im Jahre 1815 in Calais. Horatia verheirathete sich mit einem englischen Geistlichen und war noch vor kurzem am Leben.

Digitized by Google

Von Nelson selbst kann man mit Recht sagen, daß er so unter den Schatten wandelt, wie er die Erde verließ. Sein Ruhm ist nicht verblichen, und als Held und Sieger wird er, trotz aller seiner menschlichen Schwächen, in der Geschichte fortleben, solange man sich der großen Kämpfe der Revolution und des Kaiserreiches erinnert. Sein altes Admiralschiff Victory, obgleich längst jedem kriegerischen Gebrauche entfremdet, liegt noch als ehrwürdige Ruine im Hafen von Portsmouth, und noch immer wird am Jahrestage der Schlacht bei Trafalgar an der Stelle, wo er fiel, das Andenken an seinen Heldentod erneuert.

Digitized by Google

Wolfgang Amadeus Mozart.

Von

August Reißmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Seitdem die Reformation nicht nur dem religiösen, sondern auch dem politischen und socialen Leben in Deutschland eine ganz veränderte Gestalt gegeben hatte, gewann auch die Tonkunst eine wesentlich andere, nach verschiedenen Seiten sich ausbreitende Entwickelung. Solange diese ausschließlich unter dem Einflusse der Kirche stand, verfolgte sie eine ziemlich strengbegrenzte einheitliche Richtung. Wol lösen sich die einzelnen Völker: Niederländer, Franzosen, Italiener und Deutsche, in der hervorragenden Pflege der Vocalmusik während der vorreformatorischen Zeit ab; aber überall erfolgte sie nach den strengen Regeln des Gregorianischen Gesanges, und so vermochten nationale Einflüsse nur sehr beschränkt Geltung zu gewinnen. Erst durch die Reformation wurde auch auf diesem Gebiete die Freiheit der Individualität gewährleistet; volksthümliche und nationale Einflüsse gaben von nun an selbst der Kirchenmusik eine veränderte Gestalt. Auf dem Gebiete der profanen Musik aber erzeugten sie eine Fülle bis dahin unbekannter Formen und erhoben dieselbe dadurch zu einer künstlerischen Bedeutung, welche die ausschließlich mit peinlichster Sorgfalt gepflegte Vocalmusik kaum zu erreichen im Stande gewesen war. Seit dem 17. Jahrhundert gewinnt denn auch die dramatische Musik allmählich imponirend künstlerische Form, und im 18. bereits schuf geniale Kraft eine Reihe von Kunstwerken, in denen das Leben der Nation faßbare, ewig mustergültige Kunstgestaltung gewonnen hat, die uns nicht nur mit Staunen und Bewunderung erfüllen, sondern in denen wir uns

Digitized by Google

mit unserm eigenen Denken und Empfinden, mit unsern Leiden und Freuden in höchster Verklärung wiederfinden. Die ersten Meister, welche, erfüllt von diesem neuen Geiste, die ersten monumentalen Kunstwerke gestalteten: Georg Friedrich Händel, Johann Sebastian Bach und Christoph von Gluck, sind an den höchsten und heiligsten Ideen großgezogen, und diese kommen in ihren Kunstwerken zur Erscheinung. Händel wurde so der Sänger der Wunderthaten des Reiches Gottes, Bach der Verkündiger ihrer Wunderwirkung im Gemüth, und Gluck stellte sich unter den unmittelbaren Einfluß jener großartigen mythischen Welt, welche der realen Welt nachgebildet ist, von dieser nur Formen und Vorgänge entlehnte, um sie ins Gewaltige, Gigantische und Fabelhafte auszuweiten. Erst mit den nachfolgenden Meistern gewinnt das Leben unmittelbar Einfluß auf die Gestaltung des in Tönen dargestellten Kunstwerks. Die Individualität des Künstlers tritt in ein bestimmtes Verhältniß zur Außenwelt. Das gemüthliche Verhalten zur Natur, der Liebe Lust und Leid gewinnen Form und Klang und wirken neben den Wundern der Schöpfung und der Macht der Weltbegebenheiten anregend und schaffend auf die Phantasie des Tonkünstlers. Joseph Haydn war der erste, der auf dem Grunde dieser Anschauungen das neue Kunstwerk schuf, das indeß anfangs einseitig auf dem Boden der Phantasie emportrieb. Erst Wolfgang Amadeus Mozart erfüllte es dann mit der ganzen Innigkeit und Weichheit eines wunderbar fein und warm empfindenden Herzens, und wirkte dadurch nicht nur befruchtend auf den ältern Meister Haydn, sondern bahnte damit jenem gewaltigern die Wege, der diesen Proceß zu einem ersten Abschluß brachte: Ludwig van Beethoven.

Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus (oder Gottlieb) Mozart wurde den 27. Januar 1756 zu Salzburg geboren. Sein Vater, Leopold Mozart, Vicekapellmeister des Fürstbischofs von Salzburg, war einer der bedeutendsten Musiker seiner Zeit und als solcher hochgeachtet. Als Sohn eines Bäckers am 14. November 1719 in Augsburg geboren, hatte er sich anfangs dem Studium der Jurisprudenz gewidmet. Neigung und

Digitized by Google

äußere Umstände veranlaßten ihn, nachdem er seine Examina sämmtlich glücklich bestanden hatte, die Musik als Lebensberuf zu erwählen; 1743 wurde er Hofmusikus des Fürstbischofs von Salzburg und erlangte als solcher bald einen bedeutenden Ruf als Geiger; 1745 verheirathete er sich mit Anna Maria Pertlin (von Sanct-Gilgen), und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß beide zu ihrer Zeit für das schönste Ehepaar in Salzburg galten. Von ihren sieben Kindern waren ihnen nur zwei erhalten geblieben: eine Tochter, Marie Anna, am 30. Juli 1751 geboren, und unser Wolfgang, deren Ausbildung der Vater sich mit gewissenhaftester Sorgfalt unterzog. Hierzu war kaum ein anderer berufener als er. Mit einer ausgezeichneten wissenschaftlichen Bildung verband er zugleich die vollständigste Herrschaft über die musikalischen Darstellungsmittel seiner Zeit. Seine „Violinschule", welche er 1756 in Augsburg veröffentlichte und die in mehrern Auflagen erschien, zeigt ihn uns als einsichtsvollen Pädagogen, und seine Instrumentalcompositionen namentlich, unter denen seine Klaviersonaten zu den besten der vorclassischen Periode zählen, beweisen, mit wie sicherm Blick er die Aufgaben der neuen Zeit begriffen hatte, und wie emsig er bemüht war, den neuen Instrumentalstil fördern zu helfen. Als das bedeutende Talent der Tochter mit unzweifelhafter Bestimmtheit zu Tage trat, gab der Vater alle Nebenbeschäftigungen auf, um sich ganz der Ausbildung desselben widmen zu können, und er erzielte sehr bald die günstigsten Resultate. Aber auch für den damals etwa dreijährigen Wolfgang blieb diese Unterweisung, welche die Schwester erhielt, nicht erfolglos. Sie erweckte in ihm die Lust zum Klavierspielen; stundenlang saß er oft am Instrument, suchte Terzen und die andern wohlklingenden Intervalle zusammen, und brach in hellen Jubel aus, wenn er sie glücklich gefunden hatte. Nach Jahresfrist ungefähr begann der Vater auch mit ihm den Unterricht, und der kaum vierjährige Knabe machte staunenerweckende Fortschritte, die allgemeine Bewunderung erregten. In seinem fünften Jahre wurde sogar schon der Schaffenstrieb in ihm wach; er versuchte eigene kleine Musikstücke zu erfinden, die er seinem Vater auf dem Klavier

Digitized by Google

spielte und die dieser dann zu Papier brachte. Ein Notenheft mit solchen Stücken, aus dem Jahre 1762 herstammend, befindet sich noch im Mozarteum zu Salzburg. Ueber diese früheste Zeit des genialen Knaben gibt ein Bericht des Hoftrompeters Andreas Schachtner in Salzburg ausführliche Nachricht. Die Schwester Mozart's, mit dem Reichsfreiherrn von Sonnenburg seit 1784 vermählt, hatte bald nach dem frühen Tode ihres Bruders von dem erwähnten Freunde ihres väterlichen Hauses Mittheilungen über Wolfgang's Kindheit erbeten, und Schachtner schreibt unter anderm darüber:

„Auf Ihre erste Frage, was Ihr seliger Herr Bruder in seiner Kindheit NB. außer seiner Beschäftigung in der Musik für Lieblingsspiele hatte? — auf diese Frage ist nichts zu antworten, denn sobald er mit Musik sich abzugeben anfing, waren alle seine Sinne für alle übrigen Geschäfte soviel als todt, und selbst die Kindereien und Tändelspiele mußten, wenn sie für ihn interessant sein sollten, von der Musik begleitet werden. Wenn wir, er und ich, Spielzeuge zum Tändeln von einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemal derjenige von uns, so leer ging, einen Marsch dazu singen oder geigen. Vor dieser Zeit aber, ehe er die Musik anfing, war er für jede Kinderei, die mit ein bischen Witz gewürzt war, so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken und alles andere vergessen konnte. Ich ward daher ihm, weil ich, wie Sie wissen, mich mit ihm abgab, so äußerst lieb, daß er mich oft zehnmal an einem Tage fragte, ob ich ihn lieb hätte, und wenn ich es zuweilen, auch nur im Spaße, verneinte, standen ihm gleich die helllichten Zähren im Auge, so zärtlich und so wohlwollend war sein gutes Herzchen."

Auf die Frage: Welche wissenschaftliche Beschäftigung er am meisten lernte? antwortet Schachtner:

„Hierinfalls ließ er sich leiten; es war ihm fast einerlei, was man ihm zu lernen gab; er wollte nur lernen, und ließ die Wahl seinem innigstgeliebten Papa, welches Feld er ihm zu bearbeiten auftrug. Es schien, als hätte er es verstanden, daß er in der Welt keinen Lehrmeister noch minder Erzieher wie

Digitized by Google

seinen Vater hätte finden können. Was man ihm immer zu lernen gab, dem hing er so ganz an, daß er alles übrige, auch sogar die Musik, auf die Seite setzte; z. B. als er rechnen lernte, war Tisch, Sessel, Wände, ja sogar der Fußboden voll Ziffern mit der Kreide überschrieben." Weiterhin erzählt Schachtner „einige sonderbare Wunderwürdigkeiten von seinem vier- bis fünfjährigen Alter, auf deren Wahrhaftigkeit er schwören will". Als er einmal mit dem Vater aus der Kirche nach Hause kommt, treffen sie den kleinen Wolfgang schreibend an. Auf die Frage des Vaters: Was er da mache? antwortet der Knabe: „Ein Concert fürs Klavier; der erste Theil ist bald fertig." „Der Papa", erzählt Schachtner wörtlich weiter, „nahm's ihm weg und zeigte mir ein Geschmiere von Noten, die meistentheils über ausgewischte Dintendolken geschrieben waren, NB. der kleine Wolfgangerl tauchte die Feder aus Unverstand allemal bis auf den Grund des Dintenfasses ein; daher mußte ihm, sobald er damit aufs Papier kam, ein Dintendolken entfallen; aber er war gleich entschlossen, fuhr mit der flachen Hand darüber und wischte es auseinander, und schrieb wieder darauf fort; wir lachten anfänglich über dieses scheinbare Gallimathias, aber der Papa fing hernach seine Betrachtungen über die Hauptsache, über die Noten, über die Compositionen, an; er hing lange Zeit steif mit seiner Betrachtung an dem Blatte; endlich fielen zwei Thränen, Thränen der Bewunderung und Freude, aus seinen Augen. «Sehen Sie, Herr Schachtner», sagte er, «wie alles richtig und regelmäßig gesetzt ist; nur ist's nicht zu brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen im Stande wäre.» Der Wolfgangerl fiel ein: «Drum ist's ein Concert; man muß so lange exerciren, bis man es treffen kann; sehen Sie, so muß es gehen.» Er spielte, konnte aber auch just so viel herausbringen, daß man erkennen konnte, wie er aus wollte. Er hatte damals den Begriff, daß Concert spielen und Mirakel wirken einerlei sein möchte." Fast märchenhaft klingt, was Schachtner von dem fein entwickelten Gehör des wunderbaren Knaben erzählt. „Sie wissen", schreibt er der Schwester, „daß ich eine sehr gute Geige habe, die wei-

Digitized by Google

land Wolfgangerl wegen ihrem sanften und vollen Ton immer Buttergeige nannte. Einmal, bald nachdem sie von Wien zurückkamen (zu Anfang 1763), geigte er darauf, und konnte meine Geige nicht genug loben; nach ein oder zwei Tagen kam ich wieder, ihn zu besuchen, und traf ihn an, als er sich eben mit seiner eigenen Geige unterhielt; sogleich sprach er: «Was macht Ihre Buttergeige?», geigte dann wieder in seiner Phantasie fort; endlich dachte er ein bischen nach und sagte zu mir: «Herr Schachtner, Ihre Geige ist um einen halben Viertelton tiefer gestimmt als meine da; wenn Sie sie doch so gestimmt ließen, wie sie war, als ich das letzte mal darauf spielte.» Ich lachte darüber; aber der Papa, der das außerordentliche Tönegefühl und Gedächtniß dieses Kindes kannte, bat mich, meine Geige zu holen und zu sehen, ob er recht hätte. Ich that's und richtig war's."

Ohne noch die geringste Anweisung im Violinspiel genossen zu haben, spielte Wolfgang, wie Schachtner gleichfalls erzählt, um diese Zeit die zweite Violinstimme bei der Aufführung von sechs vom Geiger Wenzl componirten Trios ohne Anstoß vom Blatte zur großen freudigen Ueberraschung des Vaters und der andern Anwesenden. Schließlich erbot er sich sogar, auch die erste Violinstimme zu spielen, und führte auch dies mit seltenem Geschick durch.

Bei so ungewöhnlicher Begabung mußte natürlich die ausgezeichnete Unterweisung des Vaters bald auch außergewöhnliche Erfolge haben, und als der Knabe kaum das sechste Jahr erreicht hatte — im Januar 1762 — konnte der Vater schon mit den beiden Kindern ausziehen, um ihre seltenen Gaben und Kunstfertigkeiten der staunenden Welt zu zeigen.

In München, wohin dieser erste Ausflug zunächst gerichtet wurde, fanden der Vater und die beiden Kinder am Hofe des Kurfürsten Maximilian II. die freundlichste Aufnahme und ernteten reichsten Beifall. Im Herbst desselben Jahres führte der Vater die Kinder nach Wien, und schon auf der Reise dorthin erregten die kleinen Künstler ungemeines Aufsehen. In

Digitized by Google

Passau spielte, wie Briefe des Vaters an den Kaufmann Hagenauer berichten, Wolfgang vor dem Bischof, der ihm dafür „einen ganzen Dukaten" gab; der fünftägige Aufenthalt daselbst hatte dem Vater 80 Gulden gekostet, die dieser „während dieser Zeit in Linz eingenommen hätte". „Die Kinder", schreibt er, „setzen übrigens alle in Verwunderung, besonders der Bube, der auch die Mauthbeamten zu veranlassen wußte, daß sie ihre Untersuchung des Reisegepäcks der Familie beschleunigten und abkürzten. Daran war auch", schreibt der Vater, „unser Herr Woferl schuld, denn er machte sogleich eine Vertraulichkeit mit dem Herrn Mauthner, zeigte ihm das Klavier, machte seine Einladung, spielte ihm auf dem Geigerl ein Menuet, und hiermit waren wir expedirt."

In Wien öffneten sich dem seltenen Kinderpaar bald die ersten Kreise — zu oberst der kaiserliche Hof.

„Die Gräfin von Sinzendorf", schreibt der Vater, „ist sehr für uns bemüht, und alle Damen sind in meinen Buben verliebt. Nun sind wir schon allerorten in Ruf. Als ich allein den 10. in der Oper war, hörte ich den Erzherzog Leopold aus seiner Loge in eine andere herüber eine Menge Sachen erzählen: daß ein Knabe in Wien sei und so trefflich Klavier spiele u. s. w. Selbigen Abend noch um 11 Uhr erhielt ich Befehl, den 12. nach Schönbrunn zu kommen. Nun läßt die Zeit nicht mehr zu, als in Eile zu sagen, daß wir von den Majestäten so außerordentlich gnädig sind aufgenommen worden, daß, wenn ich es erzählen würde, man es für eine Fabel halten wird. Genug, der Woferl ist der Kaiserin auf den Schos gesprungen und hat sie um den Hals bekommen und rechtschaffen abgeküßt. Kurz, wir sind von 3—6 Uhr bei ihr gewesen, und der Kaiser kam selbst in das andere Zimmer heraus, mich hineinzuholen, um die Infantin auf der Violine spielen zu hören. Den 15. schickte die Kaiserin durch den Geh. Zahlmeister, der in Gala vor unser Haus gefahren kam, zwei Kleider, eins für den Buben, eins fürs Mädel. Sobald der Befehl kommt, müssen sie bei Hofe erscheinen, und der Geh. Zahlmeister wird sie abholen. Heute um $^1/_2$3 Uhr müssen wir zu den zwei jüngsten Erzherzogen."

Digitized by Google

Franz Niemetschek, 1802 Professor der Logik und Moral in Prag, ein Verehrer von Mozart und mit diesem persönlich bekannt, sagt in seiner 1789 veröffentlichten Biographie des Meisters über diesen ersten Aufenthalt in Wien: „Eine verehrungswürdige Dame, die damals am Hofe war, versicherte mir, daß beide Kinder ein allgemeines Erstaunen erregt haben; man konnte kaum seinen Augen und Ohren trauen, wenn sie sich producirten. Vorzüglich hat der verewigte Schätzer der Künste, Kaiser Franz I., an dem kleinen Hexenmeister, wie er ihn scherzweise nannte, viel Wohlgefallen gefunden. Er unterhielt sich vielmal mit ihm. Der Kaiser hat unter anderm mit ihm gescherzt: es sei wol keine so außerordentliche Kunst, zu spielen, wenn man auf die Klaviatur schauen kann; aber bei verdeckter Klaviatur, das wäre etwas? Mozart war damit nicht in Verlegenheit gesetzt; er läßt sich die Klaviatur bedecken und spielt ebenso gut wie vorher. Auch dies sei noch nichts Besonderes, versetzte der Kaiser, wenn man mit allen Fingern spielt; aber mit einem einzigen zu spielen, das wäre erst Kunst! Auch diese Zumuthung machte den Knaben nichts weniger als verlegen; er versuchte es mit Entschlossenheit auf der Stelle und spielte zur Verwunderung mehrere Stücke auf diese Art mit Nettigkeit vor."

Eine artige Anekdote, die von der kindlichen Unbefangenheit Zeugniß gibt, mit welcher der Knabe in diesen höchsten Kreisen verkehrte, möge noch hier stehen, wie sie Nissen in seiner Biographie Mozart's mittheilt. Als der Knabe einst bei der Kaiserin war, führten ihn zwei der Erzherzoginnen, von denen die eine die nachmalige unglückliche Königin von Frankreich, Antoinette, war, herum. Er fiel auf dem ihm ungewohnten geglätteten Fußboden. Die eine der Prinzessinnen machte sich nichts daraus; die andere, Marie Antoinette, hob ihn auf und war sehr gütig gegen ihn. Er sagte zu ihr: „Sie sind brav, ich will Sie heirathen." Sie erzählte das der Mutter, und als diese den Wolfgang fragte, wie ihm dieser Entschluß käme, antwortete er: „Aus Dankbarkeit; sie war gut gegen mich, während ihre Schwester sich um nichts kümmerte." Dem Beispiel des kaiserlichen Hofes

Digitized by Google

folgten auch die übrigen mit diesem in Verbindung stehenden Gesellschaftskreise. „Allerorten", schreibt der Vater, „wurden wir durch den herrschaftlichen Wagen mit einem Bedienten abgeholt und zurückgeführt. Von 6—9 Uhr sind wir für 6 Dukaten zu einer großen Akademie veraccordirt, wobei die größten Virtuosen, die dermal in Wien sind, sich produciren werden. Man bestellt uns 4, 5, 6—8 Tage voraus, um nicht zu spät zu kommen; so bei dem Oberpostmeister Grafen Paar auf den Montag. Einmal sind wir um $2^1/_2$ bis gegen 4 Uhr an einem Ort gewesen. Da ließ uns der Graf Hardegg mit seinem Wagen holen und zu einer Dame in vollem Galop führen, wo wir bis $5^1/_2$ Uhr blieben; dann ging es zum Grafen Kaunitz, bei dem wir bis gegen 9 Uhr waren."

Doch nur zu bald wurde das Glück, das die Familie in diesen Tagen genoß, empfindlich gestört. Der Vater schreibt darüber unterm 30. October 1762: „Gott hat uns ein kleines Kreuz zugeschickt, und wir danken seiner unendlichen Güte, daß es noch so abgelaufen ist. Den 21. waren wir abends um 7 Uhr abermals bei der Kaiserin. Woferl war schon nicht recht wie sonst. Später zeigte es sich, daß der Woferl eine Art Scharlachausschlag hatte. Die Herrschaften hatten nicht nur die Gnade, sich täglich um die Umstände des Buben erkundigen zu lassen, sondern sie empfahlen ihn auf das eifrigste dem Arzte der Gräfin Sinzendorf, Bernhard, der auch sehr besorgt war. Jetzt nähert sich die Krankheit sehr dem Ende. Indessen ist sie mir, gering gerechnet, 50 Dukaten Schade." Wol kann er am 6. November dann berichten, daß die Gefahr vorüber ist, aber unterm 24., „daß ihn die Krankheit des Buben fast 4 Wochen zurückgeschlagen, da die hiesige Noblesse sich vor Blattern und allen Gattungen Ausschlag fürchtet", und „daß sie in Geduld abwarten müssen, ihre Sache in den alten Gang bringen zu können". Das scheint ihm auch nur zum Theil gelungen zu sein. Gegen Ende December machte die Familie noch einen kurzen Ausflug nach Preßburg, von dem sie am 29. wieder nach Wien ging, um kurze Zeit darauf nach Salzburg zurückzukehren.

Digitized by Google

Mit großem Eifer setzten hier die Kinder ihre Studien fort; bald reifte im Vater der Plan, sie über die Grenzen Deutschlands hinauszuführen, und am 9. Juni 1763 begann er bereits mit der thatsächlichen Verwirklichung desselben.

Wieder ging die Reise zunächst nach München, wo sie am 12. Juni ankamen. Die Kinder spielten vor dem Kurfürsten und wurden von diesem und dem Prinzen von Zweibrücken reich beschenkt. Das darauf in Augsburg veranstaltete Concert brachte ihnen wieder reiche Ehren, aber mit dem materiellen Erfolge glaubte der Vater nicht zufrieden sein zu können. Daß jetzt schon niederer Neid sich regte, um dem genialen Knaben seinen Lebensgang zu erschweren, mußten sie bereits in Ludwigsburg erfahren, wohin der Vater die Kinder führte, um sie vor dem Herzoge von Würtemberg spielen zu lassen. Hier blieben seine Bemühungen erfolglos; sie scheiterten, wie er und wol mit Recht annimmt, an dem Widerstande des Oberkapellmeisters Jomelli, der sich alle Mühe gab, die Deutschen an diesem Hofe auszurotten. Besser erging es ihnen in Schwetzingen, wo der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, der den Sommer hier zubrachte, eigens ihretwegen eine Akademie veranstalten ließ. „Meine Kinder", schreibt der Vater, „haben ganz Schwetzingen in Bewegung gesetzt. Die kurfürstlichen Herrschaften hatten ein unbeschreibliches Vergnügen und alles gerieth in Verwunderung." Von hier ging die Reise über Worms, Manheim und Mainz nach Frankfurt, und überall erregten die Kinder außerordentliches Aufsehen. In Frankfurt sollte ursprünglich nur ein Concert veranstaltet werden, allein die allgemeine Bewunderung, welche den Kindern gezollt wurde, veranlaßte eine mehrmalige Wiederholung ihres Auftretens in öffentlichen Concerten. Ueber Bonn und Aachen ging dann die Reise nach Brüssel und von da nach Paris. Bei all den großen Erfolgen, welche die Kinder überall errangen, verließen den Vater die peinigendsten Sorgen nicht. In Aachen schon ist er in Sorge um die Bezahlung seiner Zeche und der Reisekosten nach Paris, die er auf 200 Gulden veranschlagt. „Meine Kinder haben zwar verschiedene kostbare Geschenke bekommen, die ich aber nicht zu Gelde machen will;

Digitized by Google

z. B. Wolfgang 2 magnifique Degen, von welchen der eine vom Erzbischof von Mecheln, Grafen Frankenberg, der zweite vom General Ferraris. Das Mädel hat niederländische Spitzen vom Erzbischof, von andern Saloppen, Mäntel u. dgl. erhalten. Von Tabatièren, Etuis u. s. w. könnten wir bald eine Boutique errichten. Schon in Salzburg ließ ich eine Schachtel, die unsere peruanischen Kostbarkeiten und Schätze enthält. Aber an Geld bin ich arm. Ich habe zwar Hoffnung, am Montag, da ein großes Concert sein wird, eine gute Beute von Louisdor und großen Thalern zu machen; weil man sich aber allezeit sicherstellen muß, bitte ich Sie um einen neuen Creditbrief."

In Paris, wo sie am 18. November anlangten, fanden sie im Hotel des bairischen Gesandten, Grafen von Eyck, gastliche Aufnahme. Nach des Vaters eigener Angabe war es namentlich der geistreiche Kunstkenner Friedrich Melchior Baron von Grimm, bekannt durch seine hervorragende Theilnahme an den Kämpfen, die zwischen den Vertretern der national-französischen und der italienischen Komischen Oper stattfanden und allgemeines Aufsehen erregt hatten, der sich auch der Familie Mozart energisch annahm. Ueber seine thätige Verwendung für die Kinder schreibt der Vater: „Dieser Monsieur Grimm, mein großer Freund, von dem ich hier alles habe, ist Secretär des Herzogs von Orléans, ein gelehrter Mann und ein großer Menschenfreund. Alle meine übrigen Briefe waren nichts. Ja wohl, der kaiserliche Gesandte in Paris und alle Empfehlungsschreiben vom Minister in Brüssel, Grafen Cobenzl! Ja wohl, Prinz Conti, Herzogin von Aiguillon und die andern, deren ich eine Litanei hersetzen könnte. Der einzige, Monsieur Grimm, an den ich von einer Kaufmannsfrau in Frankfurt einen Brief hatte, hat alles gethan. Er hat die Sache nach Hof gebracht. Er hat das erste Concert besorgt. Er allein hat mir 80 Louisdor bezahlt, also 320 Billets abgesetzt, und noch die Beleuchtung mit Wachs bestritten; es brannten über 60 Tafelkerzen. Nur dieser Mann hat die Erlaubniß zu dem Concert ausgewirkt, und wird nun auch das zweite besorgen, wozu schon 100 Billets ausgetheilt sind."

Digitized by Google

Die Einführung der Kinder bei Hofe in Versailles hatte Grimm jedenfalls durch die Marquise von Pompadour bewirkt. Nissen erzählt: „Die Schwester erinnert sich davon nur, daß die Pompadour ihren Bruder auf einen Tisch stellen ließ, daß er sich gegen sie hinüberneigte, um sie zu küssen, was sie aber abwehrte, und er darauf unwillig fragte: «Wer ist die da, daß sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die Kaiserin geküßt!»"

Auch am französischen Hofe fanden die beiden Kinder enthusiastische Aufnahme. „Wenn", so schreibt der Vater an Frau Hagenauer, „die Erkenntlichkeit dem Vergnügen gleichkommt, welches meine Kinder dem Hofe gemacht haben, so muß es sehr gut ausfallen." Nachdem er dann auseinandergesetzt hat, daß es in Frankreich nicht Sitte ist, sich vor der königlichen Familie zu verbeugen oder ihr sonst eine Ehrenbezeigung zu erweisen, fährt er fort: „Sie können sich demnach leicht einbilden, was es denen in ihre Hofgebräuche verliebten Franzosen für einen Eindruck und Verwunderung muß gemacht haben, wenn die Töchter des Königs nicht nur in ihren Zimmern, sondern in der öffentlichen Passage bei Erblickung meiner Kinder stille gehalten, sich ihnen genähert, sich nicht nur die Hände küssen lassen, sondern solche geküßt und sich ohne Zahl küssen lassen. Eben das Nämliche ist von der Madame Dauphine zu verstehen. Das Außerordentlichste schien den Herren Franzosen, daß au grand-Concert, welches am Neujahrstage nachts war, nicht nur uns allen bis an die königliche Tafel hin mußte Platz gemacht werden, sondern daß mein Herr Wolfgangus immer neben der Königin zu stehen, mit ihr beständig zu sprechen und sie zu unterhalten, ihr öfters die Hände zu küssen und die Speisen, so sie ihm von der Tafel gab, neben ihr zu verzehren die Gnade hatte." Weiterhin berichtet der Vater das unstreitig wichtigste künstlerische Ereigniß dieses ersten pariser Aufenthalts: „Nun sind 4 Sonaten von Monsieur Wolfgang Mozart beim Stecher. Stellen Sie sich den Lärm vor, den diese Sonaten in der Welt machen werden, wenn auf dem Titel steht, daß es ein Werk eines Kindes von 7 Jahren ist, und wenn man die Ungläubigen herausfordert, eine Probe diesfalls zu unternehmen, wie es bereits

Digitized by Google

geschehen ist, wo er jemand ein Menuet oder sonst etwas niederschreiben läßt und dann gleich, ohne das Klavier zu berühren, den Baß und wenn man will, auch die zweite Violine darunter setzt. Sie werden seinerzeit hören, wie gut diese Sonaten sind; ein Andante ist dabei von einem ganz sonderbaren Goût. Und ich kann Ihnen sagen, daß Gott täglich neue Wunder an diesem Kinde wirkt. Bis wir, wenn Gott will, nach Hause kommen, ist er im Stande, Hofdienste zu verrichten. Er accompagnirt gegenwärtig allezeit bei allen öffentlichen Concerten; er transponirt sogar prima vista die Arien beim Accompagniren und allerorten legt man ihm bald italienische, bald französische Stücke vor, die er vom Blatte spielt. Mein Mädel spielt die schwersten Stücke, die wir jetzt von Schobert und Eckart haben, darunter die Eckart'schen Stücke die schwerern sind, mit einer unglaublichen Deutlichkeit und so, daß der niederträchtige Schobert seine Eifersucht und seinen Neid nicht bergen kann, und sich bei Monsieur Eckart, der ein ehrlicher Mann ist, und bei vielen Leuten zum Gelächter macht."

Am 10. April 1764 verließ die Familie Paris nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt, und ging über Calais nach England, um dort länger als ein Jahr zu verweilen.

Namentlich durch Händel's Genius war hier und besonders in London der deutschen Musik eine bleibende Stätte bereitet. Auch am Hofe des Königs Georg III. fand sie selbstverständlich begeisterte Pflege, und der Lehrer der Königin Sophie Charlotte, Johann Christian Bach, der jüngste Sohn des großen leipziger Thomas-Cantors, fand an unserm Wolfgang großes Gefallen. „Den 27. April", schreibt der Vater, „5 Tage nach unserer Ankunft, waren wir von 6—9 Uhr abends bei den Majestäten. Das Präsent war zwar nur 24 Guineen, die wir im Herausgehen aus des Königs Zimmer empfingen. Allein die uns von beiden hohen Personen bezeugte Gnade ist unbeschreiblich. Ihr freundschaftliches Wesen ließ uns gar nicht denken, daß es der König und die Königin von England wären. Man hat uns an allen Höfen noch außerordentlich höflich begegnet; allein was wir hier erfahren haben, übertrifft alles

Digitized by Google

andere. Acht Tage darauf gingen wir im Saint-James-Park spazieren. Der König kam mit der Königin gefahren, und obwol wir alle andere Kleider anhatten, erkannten sie uns, grüßten uns nicht nur, sondern der König öffnete das Fenster, neigte das Haupt heraus und grüßte lächelnd mit Haupt und Händen besonders unsern Master Wolfgang."

Bei alledem studirte der Knabe unabläßig weiter. „Der König", heißt es in des Vaters Brief weiter, „hat ihm nicht nur Stücke von Wagenseil, sondern auch von Bach, Abel, Händel vorgelegt; alle hat er prima vista weggespielt. Er hat auch auf des Königs Orgel so gespielt, daß alle sein Orgelspiel weit höher als sein Klavierspiel schätzen. Dann hat er der Königin eine Arie, die sie sang, und einem Flötisten ein Solo accompagnirt. Endlich hat er die Violinstimme der Händel'schen Arien, die von ohngefähr dalagen, hergenommen und über dem glatten Baß die schönste Melodie gespielt, sodaß alles in das äußerste Erstaunen gerieth. Mit einem Worte, das, was er gewußt hat, als wir Salzburg verließen, ist ein purer Schatten gegen das, was er jetzt weiß. Es übersteigt alle Einbildungskraft." In einem spätern Briefe vom 8. Juni heißt es: „Genug ist es, daß mein Mädel eine der geschicktesten Spielerinnen in Europa ist, wenn sie gleich nur 12 Jahre hat, und daß der großmächtige Wolfgang, kurz zu sagen, alles in diesem seinem achtjährigen Alter weiß, was man von einem Manne von 40 Jahren fordern kann. Mit kurzem, wer es nicht sieht und hört, kann es nicht glauben. Sie selbst alle in Salzburg wissen nichts davon; denn die Sache ist nun ganz etwas anderes."

In London ließ der Vater wieder sechs von Wolfgang componirte Sonaten stechen, die der Königin auf ihr Verlangen gewidmet wurden. Ueber die Composition der ersten Symphonie Wolfgang's, die hier entstand, erzählt die Schwester: „In London, wo unser Vater bis zum Tod krank lag, durften wir kein Klavier berühren. Um sich aber zu beschäftigen, componirte Wolfgang seine erste Symphonie mit allen Instrumenten, vornehmlich mit Trompeten und Pauken. Ich mußte sie, neben ihm sitzend, abschreiben. Indem er componirte und ich abschrieb,

Digitized by Google

sagte er zu mir: «Erinnere mich, daß ich dem Waldhorn was Rechts zu thun gebe.»"

Infolge des unerhörten Aufsehens, welches die ungewöhnlichen Leistungen des Knaben überall machten, erbat das Britische Museum sich die pariser und londoner Sonaten und eine Abbildung der Familie, wie einen vierstimmigen Chor und andere Originalmanuscripte Wolfgang's. Der ausgezeichnete englische Rechtsgelehrte und Naturforscher Barrington aber verfaßte, nachdem er sich durch den Geburtsschein von der Wahrheit der Altersangabe des Knaben überzeugt hatte, für die „Philosophischen Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft in London" einen ausführlichen Bericht über den Wunderknaben (1769).

Endlich mußte der Vater an die Heimreise denken, um so mehr, als er seinen Urlaub längst überschritten hatte. Am 1. August 1765 verließ die Familie England; auf Veranlassung des holländischen Gesandten nahm sie ihren Weg zunächst nach dem Haag, da die Prinzessin von Weilburg, Schwester des Prinzen von Oranien, eine außerordentliche Begierde hatte, den genialen Knaben zu sehen. In Lille wurden sie wieder vier Wochen durch Krankheit aufgehalten, und im Haag, wo sie von der Prinzessin und dem Prinzen von Oranien gut aufgenommen wurden, erkrankte die Tochter so, daß die Aeltern das Schlimmste fürchten mußten. Kaum war sie wiederhergestellt, so erkrankte Wolfgang an einem hitzigen Fieber, das ihn mehrere Wochen sehr elend machte.

Anfang des Jahres 1766 gingen sie nach Amsterdam, wo sie wieder vier Wochen verweilten; dann reisten sie zurück nach dem Haag zu dem Feste der Installation des Prinzen Wilhelm V. von Oranien als Erbstatthalter, für welche Festlichkeit Wolfgang ein Quodlibet: „Gallimathias musicum", für Orchester und Klavier componirte. Außerdem schrieb er hier außer mehrern Arien für die Prinzessinnen sechs Sonaten für Klavier mit Begleitung einer Violine für die Prinzessin von Nassau-Weilburg, die auch gleich gestochen wurden.

Dann begaben sie sich über Mecheln nach Paris, „da es", wie der Vater schreibt, „für seine Kinder und seinen Geldbeutel

Digitized by Google

zu beschwerlich wäre, schnurgerade nach Salzburg aufzubrechen. Es wird mancher noch etwas zu dieser Reise bezahlen, der jetzt nichts davon weiß".

Von Paris wandte sich die Familie nach Lyon, wo sie vier Wochen verweilte, um dann durch die Schweiz nach Hause zu reisen. Trotz der in Genf ausgebrochenen Unruhen nahm sie auch dort längern Aufenthalt; in Lausanne dagegen wollte sie nur einige Stunden verweilen, allein der Prinz Ludwig von Würtemberg hielt sie fünf Tage fest. In Zürich machten die Reisenden die Bekanntschaft von Salomon Geßner, der ihnen seine Schriften mit einer warmgeschriebenen Widmung schenkte. In Donaueschingen, wohin sie dann ihren Weg über Winterthur und Schaffhausen nahmen, wurden sie vom Fürsten von Fürstenberg sehr freundlich aufgenommen. Von da ging die Reise über Moskirch, Ulm, Günzburg und Dillingen nach München, wo sie der Kurfürst wiederum sehr gnädig empfing.

Gegen Ende November waren sie wieder in Salzburg, und nun ging für Wolfgang eine Zeit der ernstesten Studien an. Niemetschek schreibt darüber: „Diesen Zeitraum der Muße wendete der junge Künstler auf das höhere Studium der Composition, deren größte Tiefen er nun bald ergründet hatte. Emanuel Bach, Hasse und Händel waren seine Männer, ihre Werke sein unablässiges Studium. Er vernachlässigte auch nicht die alten italienischen Meister, deren Vorzüge in Rücksicht der Melodie, der Gründlichkeit des Satzes so auffallend gegen die heutigen Italiener abstachen." Doch dauerte diese Zeit der stillen Arbeit kein volles Jahr; die bevorstehende Verlobung der Erzherzogin Josepha mit dem Könige von Neapel veranlaßte den Vater, mit den Kindern im September 1767 nach Wien zu gehen, um an den glänzenden Festlichkeiten theilzunehmen, die mit derartigen Ereignissen verbunden sind. Allein diesmal nahm die Angelegenheit einen sehr trübseligen Verlauf. Um jene Zeit wurde Wien von einer Pockenepidemie heimgesucht, welcher auch im October die Prinzessin erlag. Eilig verließ der Vater mit den Kindern Wien, aber in Olmütz kamen die Pocken zunächst bei Wolfgang zum Ausbruch. Großherzig nahm ihn

Digitized by Google

der Domdechant Graf Podstatsky bei sich auf, und unter der besten ärztlichen Pflege überstand Wolfgang die böse Krankheit ohne die geringsten schlimmen Folgen. Erst im nächsten Jahre, 1768, kam Wolfgang wieder dazu, vor dem kaiserlichen Hofe in Wien zu spielen.

„Am 19.", schreibt der Vater unterm 23. Januar 1768 von dort, „waren wir von $2^1/_2$—$4^1/_2$ Uhr bei der Kaiserin. Der Kaiser kam heraus in das Vorzimmer, wo wir warteten, bis der Kaffee genommen war, und führte uns selbst hinein. Der Prinz Albert und alle Erzherzoginnen waren da, sonst keine Seele. Es würde zu lang sein, Ihnen alles zu schreiben, was gesprochen ward und was alles geschah. Ueberhaupt will ich nur anführen, daß Sie sich unmöglich vorstellen können, mit welcher Vertraulichkeit die Kaiserin mit meiner Frau sprach und sich theils wegen der Blattern ihrer Kinder und theils wegen unserer großen Reise unterhielt, sie über die Wangen strich und bei den Händen drückte, da inzwischen der Kaiser mit mir und mit dem Wolfgangerl von der Musik und vielen andern Sachen sprach und dem Nannerl sehr oft die Röthe ins Gesicht trieb." Allein damit hatte es auch sein Bewenden. Der Vater klagt in dem Briefe vom 30. Januar ziemlich bitter darüber: „Allein was hilft alle die erstaunliche Gnade, die unbeschreibliche Leutseligkeit? Was ist die Wirkung davon? Nichts als eine Medaille, die zwar schön ist, aber so wenig beträgt, daß ich gar nicht einmal deren Werth herzusetzen wage. Sie überläßt das übrige dem Kaiser, und dieser schreibt es in das Buch der Vergessenheit ein und glaubt ganz gewiß, daß er uns mit seinen gnädigen Unterredungen bezahlt hat." Noch weniger aber war von den andern hohen Gesellschaftskreisen zu erwarten, und da, wie der Vater berichtet, auch der Neid der Berufsgenossen immer offener und feindseliger auftrat, so hieß es alle Kräfte anspannen, um die bereits erworbene Position auch nur zu behaupten. „Einen von dieser Art Leute habe ich in das Garn bekommen. Wir hatten mit jemand abgeredet, uns in der Stille Nachricht zu geben, wann er zugegen wäre. Er sollte aber dahin kommen, um dieser Person ein recht ordentlich schweres Concert zu über-

Digitized by Google

bringen, welches man dem Wolfgangerl vorlegen sollte. Wir kamen also dazu, und er hatte hiermit Gelegenheit, sein Concert von dem Wolfgangerl so weg spielen zu hören, als wüßte er es auswendig. Das Erstaunen dieses Componisten und Klavierspielers, die Ausdrücke, deren er sich in seiner Bewunderung bediente, gaben uns alles zu verstehen, was ich Ihnen oben angezeigt habe. Zuletzt sagte er: «Ich kann als ehrlicher Mann nicht anders sagen, als daß dieser Knabe der größte Mann ist, welcher dermalen in der Welt lebt; es war unmöglich zu glauben.»"

Um diese Opposition gründlich zum Schweigen zu bringen, sollte, wie der Vater weiter in dem Briefe berichtet, Wolfgang eine Oper schreiben. „Und was glauben Sie", schreibt er, „was für ein Lärmen unter der Hand unter den Componisten entstanden ist. Was? heute soll man einen Gluck und morgen einen Knaben von 12 Jahren bei dem Flügel sitzen und seine Oper dirigiren sehen? Ja trotz allen Neidern! Ich habe sogar den Gluck auf unsere Seite gebracht, so zwar, wenn es ihm auch nicht gänzlich von Herzen geht, daß er es nicht darf merken lassen, denn unsere Protectoren sind auch die seinigen. Und um mich wegen der Sänger sicherzustellen, die den Componisten gewöhnlich den meisten Verdruß machen, so habe ich die Sache mit ihnen selbst angefangen, und einer von ihnen mußte mir selbst alle Anschläge dazu geben. Den ersten Gedanken aber, den Wolfgangerl eine Oper schreiben zu lassen, gab mir, die Wahrheit zu bekennen, der Kaiser selbst, indem er den Wolfgang zweimal gefragt hat, ob er nicht eine Oper schreiben und selbst dirigiren wolle? Dieser antwortete freilich Ja, allein der Kaiser konnte auch mehr nicht sagen, indem die Opern dem Affligio (damals Theaterpächter) gehören."

Nur zu bald sollte der Vater einsehen lernen, daß von allen Intriguen die am Theater gespielten am schwersten zu überwinden sind. Mozart schrieb die Oper: „La finta semplice"; aber die Aufführung vermochte der Vater dennoch nicht durchzusetzen. Noch unterm 30. März 1768 glaubt er ein Triumph-

Digitized by Google

lied anstimmen zu können: „Unsere Feinde sind geschlagen. Mit der Oper geht es auch gut. Allein sie wird erst bei der Rückkunft des Kaisers aus Ungarn vielleicht aufgeführt.“ Doch unterm 30. Juli schon schreibt er höchst misvergnügt, „daß nichts als die Ehre sie noch in Wien zurückhält, sonst würden sie schon längst in Salzburg sein. Denn wollten Sie wol, daß man in ganz Wien sagen sollte, der Wolfgangerl hätte die Oper in Wien nicht verfertigen können oder sie wäre so elend ausgefallen, daß man sie nicht hätte aufführen können, oder er hätte sie nicht gemacht, sondern der Vater? Wollten Sie, daß man mit kaltem Blute erwarten sollte, daß derlei Verleumdungen in alle Länder ausgeschrieben würden?“ Vergebens wandte der Vater alles an, um die Opposition zu besiegen, welche die Aufführung der Oper hinderte; schließlich wandte er sich direct an den Kaiser und legte diesem mit schonungsloser Offenherzigkeit das unwürdige Spiel, das man mit ihm getrieben hatte, dar. Allein der Kaiser hatte das Theater an Affligio verpachtet und konnte in der Angelegenheit nichts thun. Dafür wurde dem Knaben eine Genugthuung anderer Art bereitet. Am Feste der unbefleckten Empfängniß wurde die neue Kirche des P. Parhammerischen Waisenhauses benedicirt, und Wolfgang hatte dazu eine Messe, ein Offertorium und ein Trompetenconcert für einen Knaben componirt. Die Messe kam am 7. December unter seiner Leitung und in Gegenwart des kaiserlichen Hofes zur Aufführung, und die Kaiserin belohnte ihn dafür mit einem entsprechenden Geschenk.

Auch eine kleine deutsche Oper: „Bastian und Bastienne“, war in dieser Zeit entstanden und in dem Landhause des der Familie befreundeten Dr. Mesmer (nicht des bekannten Magnetiseur, sondern eines Normalschulinspectors in Wien) aufgeführt worden.

Bald nach der Rückkehr nach Salzburg wurde Wolfgang zum hochfürstlich salzburgischen Concertmeister ernannt; viel später erst erhielt er auch Gehalt als solcher: monatlich 12 Fl. 30 Kr. Vergeblich versuchte der Vater für seinen Sohn in Wien, München oder Florenz einen entsprechenden Wirkungskreis zu gewinnen; an den deutschen Höfen galt damals nur der Musiker,

Digitized by Google

der in Italien seine Sporen verdient hatte, was der Kurfürst von Baiern in ziemlich brüsker Weise gegen den Vater aussprach. So entschloß sich dieser auch dazu, dort seinen Wolfgang einzuführen, um ihn für Deutschland reif erklären zu lassen.

Im December 1769 machten sich beide auf die Reise, die ihnen wieder die höchste Anerkennung und Triumphe aller Art bringen sollte, ohne sie indeß an das ersehnte Ziel zu führen. Wie in Deutschland, wurde er auch in Italien bald der bewunderte Liebling aller aristokratischen Kreise; in Verona, Mantua und Mailand, wohin sie sich zuerst wandten, erkannte man seine ganz ungewöhnlichen Leistungen bereits mit Enthusiasmus an, und mit jener neidlosen Unbefangenheit und Freude, die der Vater in Deutschland so empfindlich vermißte. In Mailand erhielt Wolfgang den Auftrag, die Oper „Mitridate" für die Saison zu schreiben, die auch am 26. December mit gutem Erfolge hier in Scene ging.

In Bologna, wohin sie in der zweiten Hälfte des März 1770 von Mailand aus zunächst gegangen waren, fanden sie in dem berühmtesten Theoretiker Italiens jener Zeit, dem Pater Giambattista Martini, den einflußreichsten Gönner, der mit rückhaltsloser Hochherzigkeit die seltenen Gaben und Fähigkeiten des Knaben anerkannte.

„Wir haben den Pater Martini", schreibt der Vater, „zweimal besucht, und jedesmal hat der Wolfgang eine Fuge ausgeführt, davon der Pater Martini nur den Ducem oder la Guida* mit etlichen Noten aufgeschrieben hat." Diese rückhaltslose Anerkennung seitens des ausgezeichneten Meisters erhöhte natürlich das Ansehen des jungen Mozart außerordentlich. Nachdem sie nur einige Tage in Florenz verweilt hatten, gingen sie nach Rom, wo neue Erfolge ihrer harrten. Hier kamen sie in der Charwoche an; Wolfgang hatte alsbald Gelegenheit, die berühmte Sixtinische Kapelle in einigen ihrer bedeutendsten Leistungen zu hören. Es ist bekannt, daß er das berühmte „Miserere", das am Aschermittwoch und Charfreitag von der Six-

* D. i. das Fugenthema, Führer genannt.

Digitized by Google

tinischen Kapelle gesungen wird, aus dem Gedächtniß aufschrieb, und zwar so treu, daß nachträglich nur wenig Verbesserungen daran nöthig wurden. Mit ihm gleichzeitig machte ein junger Engländer von gleichem Alter, Thomas Linley aus Bath, als Geiger großes Aufsehen. Sie waren in Florenz zusammengetroffen und musicirten sehr viel miteinander. Burney berichtet: „Von Tommasino und dem kleinen Mozart spricht man in ganz Italien als von zwei Genies, welche die größte Hoffnung geben.“ Auch in Neapel, wo sie am 8. Mai anlangten, wurde ihm ebenso wie in Bologna und Rom die Saison-Oper zu schreiben angetragen, was er natürlich ablehnen mußte, da er bereits für Mailand zugesagt hatte. Am 26. Juni kehrten sie wieder nach Rom zurück, und hier wurde der junge Mozart in derselben Weise ausgezeichnet wie vorher Gluck. Der Vater schreibt darüber unterm 7. Juli 1770: „Was ich Dir letzthin von einem Ordenskreuze geschrieben habe, hat seine Richtigkeit. Es ist das nämliche, das Gluck hat, und heißt: te creamus auratae militiae equitem.* Er muß ein schönes goldenes Kreuz tragen, das er bekommen hat, und Du kannst Dir einbilden, wie ich lache, wenn ich allezeit Signore Cavaliere sagen höre. Wir werden morgen deswegen beim Papste Audienz haben.“ Am 10. verließen sie Rom und gingen wieder nach Bologna, wo Wolfgang das Textbuch zur Oper „Mitridate, Rè di Ponto“ erhielt, mit dem er sich nun energisch zu beschäftigen begann. Die Accademia filarmonica machte ihn mit Stimmeneinheit zum Mitgliede, nachdem er die vorausgegangene Prüfung glänzend bestanden hatte. „Er mußte nämlich“, schreibt der Vater darüber, „den 9. October nachmittags um 4 Uhr in dem akademischen Saale erscheinen. Da gab ihm der Princeps Academiae und die zwei Censoren, die alle alte Kapellmeister sind, in Gegenwart aller Mitglieder eine Antiphona aus dem «Antiphonarium» vor, die er in einem Nebenzimmer, wohin ihn der Pedell führte und die Thür zuschloß, vierstimmig setzen mußte. Nachdem er sie fertig hatte, wurde sie von den Cen-

* Wir machen dich zum Ritter des Goldenen Sporns.

Digitized by Google

soren und allen Kapellmeistern und Compositoren untersucht und votirt durch schwarze und weiße Kugeln. Da nun alle Kugeln weiß waren, so wurde er gerufen. Alle klatschten bei seinem Eintritte mit den Händen und wünschten ihm Glück, nachdem ihm vorher der Princeps im Namen der Gesellschaft die Aufnahme angekündigt hatte. Er bedankte sich, und damit war es vorbei."

In Mailand, wo sie am 18. October ankamen, begannen sehr bald die Sorgen und Mühen in Betreff der Oper, und wenn diese auch nicht zu der Höhe anwuchsen wie vorher in Wien, so hatten doch beide vollauf zu thun, um die Ansprüche und Anforderungen der Sänger und Sängerinnen zu befriedigen und die mancherlei Hindernisse, die sich auch hier entgegenstellten, zu besiegen. Daß ihnen das glückte, ist bereits erwähnt; die Oper ging am zweiten Weihnachtsfeiertage mit entschiedenem Beifall in Scene und erhielt sich auf dem Repertoire. Infolge dessen wurde der geniale Componist auch von der Accademia filarmonica zu Verona zu ihrem Mitgliede ernannt.

Nur in Venedig nahmen Vater und Sohn noch einen längern Aufenthalt, dann reisten sie über Piacenza und Verona in die Heimat. Dort fanden sie ein Schreiben des Grafen Firmian aus Mailand vor, in welchem dieser namens der Kaiserin Maria Theresia den jungen Meister beauftragte, die große theatralische Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand zu schreiben, und da auch die Direction der mailänder Oper ihn contractlich verpflichtet hatte, die Carnevalsoper für 1773 zu schreiben, so gingen Vater und Sohn schon im Sommer 1771 wiederum nach Italien. Die Serenata „Ascanio in Alba" wurde am 17. October 1771 mit außerordentlichem Beifall aufgeführt. Mozart wie Hasse, der die Festoper geschrieben hatte, wurden reich beschenkt.

Auch die zweite Oper, die Mozart für Mailand schrieb: „Lucio Silla", und die am 26. December 1772 zum ersten mal in Scene ging, hatte großen Erfolg, und dennoch gelang es dem Vater nicht, für sich oder seinen Sohn eine Stellung zu gewinnen. Und doch war ihm jetzt eine solche sehr wünschens-

Digitized by Google

werth, da sich in Salzburg die Verhältnisse wesentlich verschlechtert hatten. Dort war Hieronymus Colloredo Erzbischof geworden, von dessen herrischem, brutalem Charakter wenig zu hoffen und alles zu fürchten war.

Wieder richtete der Vater seine Augen nach Wien; in der Hoffnung, dort einen Wirkungskreis für seinen Sohn zu finden, reiste er mit diesem im Sommer 1773 hin; und wieder wurden beide freundlich aufgenommen, aber weiter war nichts zu erreichen; beide mußten im Herbst wieder zurück nach Salzburg. Da erhielt Wolfgang eine Einladung, für München eine Opera buffa zu schreiben. Er componirte „La finta giardiniera", und Anfang Januar 1775 ging sie wieder mit außerordentlichem Erfolge in München in Scene. Zu des Vaters und des Sohnes großer Genugthuung mußte der gerade zum Besuch anwesende hochmüthige Erzbischof Hieronymus Zeuge dieses Triumphes sein und sich seines von ihm so schlecht behandelten Concertmeisters wegen beglückwünschen lassen. Allein dies scheint den Grimm des Kirchenfürsten erst recht angefacht zu haben. Er untersagte dem Vater und dem Sohne das fernere Reisen, und der unwürdigen Behandlung müde, forderte der letztere im Sommer 1777 seinen Abschied. Der Erzbischof wollte zugleich auch den Vater mit entlassen, was indeß unterblieb; doch ertheilte er diesem keinen Urlaub weiter, sodaß an seiner Statt die Mutter den Sohn auf der von diesem unternommenen Reise nach Paris begleiten mußte. Am 23. September 1777 reisten sie ab; schweren Herzens sah sie der Vater scheiden; ihn tröstete nur der Gedanke, daß es dem Sohne jetzt endlich gelingen werde, einen bestimmten Wirkungskreis zu gewinnen. Leider wurde auch diese Hoffnung nicht erfüllt; denn die Reise brachte ihm vielmehr schweren Kummer und einen der herbsten Verluste.

In München, wo die Reisenden zunächst Station machten, geschah, was der Vater gefürchtet hatte; trotz der einflußreichen Verwendung des Fürstbischofs von Chiemsee, des Grafen Zeil, war der Kurfürst nicht zu bewegen, den jugendlichen Meister anzustellen. Wol fanden sich Verehrer und Freunde zu Opfern bereit, um ihn in München zu halten, und Mozart hatte auch

Digitized by Google

Luſt, darauf einzugehen; allein der Vater rieth in richtiger Würdigung der Verhältniſſe ab, und ſo verließ Wolfgang mit der Mutter München am 11. October.

Ein vierzehntägiger Aufenthalt in Augsburg brachte ihm, außer reichen Gunſt- und Ehrenbezeigungen, geringen Gewinn, und in Manheim, wo die Reiſenden am 30. October eintrafen, erging es ihm mit ſeiner Bewerbung nicht beſſer wie in München. Anfangs eröffneten ſich ihm ſehr günſtige Ausſichten; er fand an dem Kapellmeiſter Holzbauer und an dem ausgezeichneten Concertmeiſter Cannabich aufrichtige Freunde, und dieſe führten ihn auch beim Kurfürſten Karl Theodor ein, der über ſein Klavierſpiel ganz entzückt war und ihn beim Unterricht ſeiner natürlichen Kinder zu Rathe zog; allein ihn anzuſtellen, lehnte auch er ab. Doch gelang es dem ausgezeichneten Flötiſten Joh. Bapt. Wendling, in deſſen Hauſe Mozart ein gern geſehener Gaſt war, dieſem hinreichende und lohnende Beſchäftigung zu verſchaffen, und da der Hofkammerrath Serrarius ihm und ſeiner Mutter Wohnung nebſt Holz und Licht gewährte, wogegen Wolfgang die Tochter zu unterrichten hatte, ſo blieben ſie den Winter in Manheim, und dieſer Aufenthalt wurde hochbedeutſam für die künſtleriſche Entwickelung des jungen Meiſters. Manheim war damals das Paradies der Künſtler, und ganz beſonders hatte hier die deutſche Oper ſorgſamſte Pflege gewonnen. Wieland's „Alceſte" mit der Muſik von Schweitzer hatte bei ihrer Aufführung in Weimar am 28. Mai 1773 den größten Beifall gefunden, und der Kurfürſt von der Pfalz, Karl Theodor, ſchloß ſich dieſen Beſtrebungen für das deutſche Singſpiel ſofort mit allem Eifer an; er ließ die „Alceſte" in Schwetzingen mit allem Glanz aufführen am 13. Auguſt 1775 und faßte dann den Plan, dem deutſchen Singſpiel überhaupt eine Stätte auf ſeiner Opernbühne zu bereiten. Kapellmeiſter Holzbauer componirte zu dieſem Zwecke die von Anton Klein gedichtete Oper: „Günther von Schwarzburg", die am 5. Januar aufgeführt wurde. Auch Mozart hatte lebhaftes Gefallen an ihr, und ſie blieb nicht ohne nachhaltigern Einfluß auf ſeine eigenen Schöpfungen auf dieſem Gebiete.

Digitized by Google

Hauptsächlich aber stand die Instrumentalmusik auf hoher Stufe in Manheim; das dortige Orchester galt allgemein für das bedeutendste in Europa. Es hatte zu Mitgliedern die vortrefflichsten Virtuosen und war durch Stamitz und durch dessen Schüler Cannabich ausgezeichnet organisirt und disciplinirt. Hier lernte Mozart auch die Clarinetten kennen, von denen er sich alsbald hoch entzückt zeigt. Er kam bald in freundschaftlichen Verkehr mit den bedeutendsten Mitgliedern und componirte für sie ein und das andere Musikstück. Der Oboist Ramm, der Flötist Wendeling und der Fagottist Ritter wollten während der Fastenzeit gemeinschaftlich Concerte in Paris geben und forderten Mozart auf, sich daran mit zu betheiligen. Dieser hatte anfangs auch Lust, darauf einzugehen, und auch die Mutter wie der Vater waren dem Project nicht abgeneigt. Noch ehe es aber zur Ausführung gelangte, trat Mozart zurück, angeblich weil ihm „das Wendeling'sche Leben nicht gefiel" und „Ramm ein braver Mensch, aber Libertin" sei; in der That aber wol hauptsächlich nur deshalb, weil ihn mittlerweile zartere Bande an Manheim fesselten. Aloysia Weber, die Tochter des als Copist und Souffleur beim Theater angestellten Fridolin Weber, eines Verwandten von Karl Maria von Weber, hatte durch die Macht ihres Gesanges wie durch den Reiz ihrer aufblühenden Schönheit sein Herz gewonnen, und da seine Liebe erwidert wurde, so ist es wol klar, daß er selbst nicht gern von Manheim fort wollte ohne Aloysia. Daher entstand in ihm der Plan, mit ihr nach Italien zu gehen. Er bat den Vater, seinen Einfluß dahin zu verwenden, daß sie dort als Primadonna engagirt wurde, und dann wollte er auch mitgehen und dort Opern componiren. Der Vater aber betrachtete die ganze Angelegenheit von wesentlich anderm Standpunkte aus; in energischer und rückhaltsloser Weise überzeugte er den Sohn von der Abenteuerlichkeit seines Plans, dessen Ausführung ihn um seine ganze geträumte Zukunft bringen müsse. Er brachte ihn zur Erkenntniß dessen, was er zu thun schuldig sei, und mit schwerem Herzen entschloß sich Wolfgang, nun nach Paris zu gehen, um dort Ruhm und wenn möglich auch Geld zu

Digitized by Google

erwerben. Am 14. März reiste er mit der Mutter ab und am 23. kamen sie in Paris an. Hier waren die Verhältnisse für die Ausführung seiner Plane indeß wesentlich schwieriger geworden als bei seiner frühern Anwesenheit, und da ihm vor allem das Leben der Pariser und ganz besonders die Weise des Musiktreibens wenig zusagte, so wurde es ihm nicht leicht, hier Boden zu fassen. Wieder fand er bei dem Baron von Grimm herzliche Theilnahme, und dieser suchte ihn auch in den höchsten Kreisen der Gesellschaft einzuführen; aber Mozart wurde es zu schwer, zu verbergen, wie unbehaglich er sich dort fühlte. In den musikalischen Kreisen hatten ihn seine manheimer Freunde: Wendeling, Ramm und der berühmte Sänger Raaf, bekannt gemacht. Am Fronleichnamstage 1778 wurde im Concert spirituel eine Symphonie: „Die sogenannte Pariser", mit solchem Beifall ausgeführt, daß sie am 15. August wiederholt werden konnte. Damit war ein bedeutender Schritt für eine gedeihlichere Entwickelung seiner Verhältnisse in Paris gethan. Da traf ihn um dieselbe Zeit ein harter Schlag: seine Mutter starb am 3. Juli nach kurzem Krankenlager. Um ihm diesen Verlust weniger schmerzhaft zu machen, hatte ihn Grimm in dem Hause seiner Freundin, Madame d'Epinay, untergebracht; allein hier fand er sich wenig zurecht, und die besondere Weise, mit der ihn Grimm zu bevormunden suchte, gefiel ihm äußerst wenig. Er sehnte sich mehr als je von Paris fort. Immer noch war seine Hoffnung auf München gerichtet, und ganz besonders, nachdem, durch den Tod des Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph, veranlaßt, der Kurfürst Karl Theodor seine Residenz von Manheim nach München verlegt hatte. Der Vater knüpfte auch wieder dort an; er bat bei Raaf für seinen Sohn, und dieser hatte auch die energischste Verwendung zugesichert; aber der drohende Krieg wegen der Erbfolge stellte alles wieder in Frage. Da eröffneten sich in Salzburg günstigere Aussichten; wol erschrak Wolfgang bei dem Gedanken, wieder dorthin zurückgehen zu müssen; allein dem Vater zu Liebe und weil er für seine Liebe zu Aloysia Weber manches hoffen durfte, nahm er die ihm angebotene Stellung in Salzburg an; er wurde dort,

Digitized by Google

wie der Vater schreibt, Concertmeister und Hoforganist. Am 26. September verließ er Paris; der Vater hatte ihm aufgegeben, auf dem directesten Wege nach Hause zu eilen; allein das vermochte er nicht auszuführen; in Straßburg schon verweilte er länger, als der Vater gewünscht hatte, und in Mannheim ergriff er begierig die Gelegenheit, die sich ihm zu bieten schien, dort bleiben zu können, und nur dem energisch ausgesprochenen Willen des Vaters, der hier wieder klarer sah als er, fügte er sich und verließ Manheim. Eine schwere Enttäuschung sollte er noch in München erfahren. Aloysia's Liebe zu ihm war erkaltet. Nissen schreibt über den ersten Besuch bei ihr: „Sie schien den, um welchen sie einst geweint hatte, nicht mehr zu kennen, als er eintrat. Deshalb setzte sich Mozart flugs ans Klavier und sang laut: «Ich lass' das Mädel gern, das mich nicht will.»" Wie tief ihn aber dieses Ereigniß bewegte, davon erhalten wir noch später Zeugniß. Nachdem er am 7. Januar 1779 der Kurfürstin die ihr gewidmeten Sonaten persönlich überreicht und in den nächsten Tagen noch einer Vorstellung der Schweitzer'schen „Alceste" beigewohnt hatte, reiste er mit dem salzburger Kaufmann Gschwendner nach der Heimat.

Nicht blos im Aelternhause, auch von seinen Freunden wurde er mit offenen Armen empfangen; aber die außerordentliche Theilnahme, die er hier fand, vermochte ihn doch nicht über die herben Verluste, die er erlitten hatte, zu trösten und die Befürchtungen dessen, was ihm noch bevorstand, hinwegzuscheuchen. Getäuscht in seinen berechtigtsten Hoffnungen in Bezug auf seine Wirksamkeit, tief verletzt in seiner reinsten Herzensneigung und gebeugt durch den Tod der heißgeliebten Mutter, die er hatte in fremder Erde zurücklassen müssen, war er durch die Umstände gezwungen worden, in Verhältnisse zurückzukehren, denen entflohen zu sein ihm als höchstes Glück erschienen war. Glücklicherweise lähmte dies alles nicht seine Arbeitskraft. Eine Reihe von Compositionen aus jener Zeit — seiner amtlichen

Digitized by Google

Stellung entsprechend meist Instrumental- und Kirchenmusik — beweisen das.

Die von wandernden Schauspielertruppen unter Böhm's oder Schikaneder's Direction zeitweise in Salzburg veranstalteten Vorstellungen veranlaßten ihn zu zwei größern dramatischen Compositionen: die Musik zu „Thamos, König in Aegypten" und die Operette „Zaide".

Die Musik zu „Thamos", einem vom Freiherrn von Gebler gedichteten Drama, besteht aus Entre-Acten, in welchen Mozart nicht nur die, durch den Schluß des Actes erregten Empfindungen, sondern auch Personen zu schildern sucht, wie im zweiten: „Thamos' Ehrlichkeit"; der Uebergang vom dritten zum vierten Act wird durch den dritten Entre-Act hergestellt und im vierten dann die allgemeine Verwirrung geschildert, im Schlußsatz: „Pheron's Verzweiflung, Gotterlästerung und Tod." Außerdem enthält das Drama Chöre, die von Mozart ebenfalls in Musik gesetzt wurden.

Die Operette, zu welcher Schachtner den Text gedichtet hatte, ist unzweifelhaft die, welche von André später unter dem Titel „Zaide" herausgegeben wurde. Mozart hatte sie bis auf die Ouverture und den Schluß beendet, als er im November 1780 nach München abreiste. Sie ist dadurch bedeutsam, daß er hier den ersten Versuch machte, das Melodrama in die Operette einzuführen, der indeß mit Recht auch der letzte blieb.

Von München aus war in jener Zeit der Auftrag an ihn ergangen, für 1781 die Carnevalsoper zu componiren, dem er natürlich mit allem Eifer sich unterzog. Der Abbate Giamb. Varesco, seit 1766 Hofkaplan in Salzburg, schrieb das Textbuch nach dem von Danchet gedichteten der Oper „Idomeneo" von Campra, und Mozart schuf demnach jenes erste der sieben Meisterwerke, mit welchen er die Oper in eine neue Bahn lenkte und ihr die ewig mustergültige Form gab.

Jene Menuetten, die er in seinem fünften und sechsten, und die Sonaten für Klavier und Geige, wie die Variationen, die er im siebenten, achten und neunten Lebensjahre schrieb, ebenso wie die Symphonien für Streichinstrumente, zwei Oboen und Hörner, zu denen auch noch Fagotte, Trompeten und Pauken treten, aus

Digitized by Google

späterer Zeit erregen das Interesse namentlich deshalb in so hohem Grade, als sie, ganz im Stil und Geschmack ihrer Zeit gehalten, eine staunenerregende Abrundung der Form bekunden und zugleich erkennen lassen, daß der jugendliche Componist schon nicht etwa nur den Schematismus, sondern daß er den Organismus begriffen hatte. Und diese Beherrschung der Formen steigert sich bei dem genialen Knaben von Jahr zu Jahr, als natürliche Folge des außerordentlichen Fleißes, den dieser entwickelt. Wol mögen die Anregungen des Vaters die größern Werke aus jener Zeit veranlaßt haben. Dieser wollte die Anerkennung der genialen Begabung seines Sohnes erzwingen, und ließ daher keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, die sich ihm hierzu darzubieten schien. So entstanden außer einer Anzahl Kirchenmusiken aller Art auch jene erwähnten größern Werke: „Gallimathias musicum" (1766), die lateinische Komödie „Apollo et Hyacinthus" (1767) u. a., die gleichfalls den Beweis liefern, mit welcher spielenden Leichtigkeit Mozart sich die Kunstmittel seiner Zeit aneignete. Sein Klavierstil ist selbstverständlich der, wie er sich durch Friedemann und Phil. Em. Bach und durch Leopold Mozart ausgebildet hatte: er ist vorwiegend auf die Zweistimmigkeit basirt und aus cantabeln und mehr gang- und passagenartigen Sätzen zusammengefügt. Im Grunde ist auch Mozart in seinen spätern Sonaten wenig über diesen Stil hinausgegangen. Den mehr aus der besondern Klang- und Spielart des Instruments hervortreibenden Klavierstil, der namentlich durch Joseph Haydn angeregt und dann von den spätern Meistern mit so großem Erfolge gepflegt wurde, förderte Mozart vorwiegend nur in seinen spätern Klavierconcerten. Die beiden ersten Werke, in denen seine Individualität sich bedeutender geltend zu machen beginnt, sind die beiden dramatischen, die Operette „Bastian und Bastienne" und die komische Oper „La finta semplice" (1768). Beide enthalten schon Nummern, die auch dem reifen Meister keine Schande machen würden; aber sie beweisen auch, daß der Knabe schon seine Mission zu erfassen begann. Jene Operette ist auf das deutsche Lied gebaut und echt deutsch gehalten, während die komische Oper „La finta

Digitized by Google

gardiniera" den Stil der italienischen Oper festhält. Hervorragender sind dann noch die sechs Streichquartette, die er in Wien 1773 wahrscheinlich auf Bestellung schrieb. Manheim wurde dann von bedeutendem und entscheidendem Einfluß für die Entwickelung des besondern Instrumentalstils, den er später ausbildete, der Aufenthalt in Paris aber namentlich für den Opernstil seiner spätern Zeit. Das durch Clarinetten erweiterte Orchester bot ihm neue Klänge und Klangfarben, die er schon in der pariser Symphonie künstlerisch zu verwenden wußte, ebenso wie ihm dort namentlich die dynamischen Mittel so recht zum Bewußtsein gelangten. In Paris aber lernte er an Gluck's „Armide", „Orpheus", „Alceste" und „Iphigenie in Aulis" die prägnante Art des dramatischen Ausdrucks und an den Opern von Grétry, Philidor u. a. die leichtere Weise desselben kennen, und schon im „Idomeneo" finden wir Mozart bemüht, ihn mit der ganzen sinnlichen Glut und Süße italienischer Melodik zu verbinden. Entsprechend den besondern Verhältnissen, für welche er diese Oper schrieb, erscheinen die verschiedenen Stile noch mehr nebeneinander als in einheitlicher Verschmelzung. Die Darsteller waren hauptsächlich für den italienischen Gesang vorgebildet und zum Theil nicht bedeutend. Die für sie geschriebenen Solosätze halten daher den Stil der italienischen Arie fest, der aber selbstverständlich in höchster Vollendung ausgeprägt ist. Hauptsächlich in einzelnen Sätzen der Ilia gewinnt Mozart bereits den innigern Ausdruck des Gluck'schen Stils. Höher noch stehen nach dieser Seite ein Terzett und ein Quartett und vor allem die Chöre, von denen einzelne, wie der Doppelchor welcher den Schiffbruch des Idomeneus begleitet, oder die noch bedeutendern am Schluß des zweiten Actes von hochdramatischer Wirkung sind. Auch in den Recitativen tritt der Einfluß der französischen Oper zu Tage; sie sind viel sorgfältiger behandelt als in der italienischen Oper. Hauptsächlich aber in der Orchesterbegleitung zeigt sich die Hand schaffend, welche die dramatische Musik zu höchster Stufe der Vollendung führen sollte. Das Orchester ist so reich und glänzend behandelt und so fein ausgeführt wie in keiner seiner spätern Opern. Dabei über-

Digitized by Google

wuchert es durchaus nicht die Singstimmen; es hebt nur ihre Wirkung und geht dem Gesange, seinen Ausdruck verfeinernd, enganschließend zur Seite. Somit war in dieser Oper der Weg genau vorgezeichnet, den der Meister nahm, um die Oper über Gluck hinauszuführen. Dieser hatte dem dramatischen Ausdruck zu Liebe die Formen der italienischen Oper wenn auch nicht hinausgeworfen, doch auf das knappeste Maß beschränkt. Mozart suchte sie beizubehalten, aber auch zugleich ihnen den knappern schlagenden Ausdruck aufzunöthigen, und damit schuf er den neuen Opernstil, wie er schon in seinen nächsten dramatischen Werken so herrlich zur Erscheinung kam.

Die Oper hatte einen sensationellen Erfolg bei ihrer ersten Aufführung in München am 29. Januar 1781, allein seine äußere Lage besserte sie trotzdem nicht.

Der Erzbischof von Salzburg war inzwischen, veranlaßt durch den Tod des Kaisers, nach Wien gereist, und da er dort für längere Zeit festgehalten wurde, so berief er auch mit seinen übrigen Virtuosen Mozart dorthin. Dieser reiste am 12. März nach Wien, und hier wurde er durch die Brutalität des Kirchenfürsten endlich dazu gezwungen, dieses unwürdige Verhältniß zu lösen. Nach den Schilderungen, welche der Sohn von einzelnen Scenen, die er mit dem Erzbischof hatte, in Briefen an den Vater entwirft, muß man sich nur verwundern, daß Mozart eine so empörende Behandlung so lange ertrug, und es ist dies ein Beweis mehr, mit welcher Liebe und Verehrung er an dem Vater hing, der in der festen Stellung immer noch die einzige Möglichkeit ersah, aus ihrer bedrängten Lage herauszukommen. „Alles", schreibt er dem Vater, „was mir der Erzbischof in den drei Audienzen Erbauliches sagte, besonders in der letzten, und was mir jetzt dieser herrliche Mann Gottes Neues erzählte, machte eine so treffliche Wirkung auf meinen Körper, daß ich abends in der Opera mitten im ersten Acte nach Hause gehen mußte, um mich zu legen; denn ich war ganz erhitzt, zitterte am ganzen Leibe und taumelte wie ein Besoffener auf der Gasse, blieb auch den folgenden Tag, als gestern, zu Hause, den ganzen Vormittag aber im Bette, weil ich das

Digitized by Google

Tamarindenwasser genommen." Der Vater aber fühlte sich durch die Schulden, in die ihn die pariser Reise des Sohnes gebracht hatte, zu sehr bedrückt, um mit dem entscheidenden Schritt einverstanden zu sein; er räth ihm selbst, das Entlassungsgesuch zurückzunehmen. Dazu aber war Wolfgang nicht zu bewegen, und so mußte sich der Vater, wenn auch mit sehr schwerem Herzen, endlich auch zufrieden geben.

Wolfgang war nun ernstlich darauf bedacht, sich einen lohnendern Wirkungskreis zu schaffen, wofür allerdings die Zeit wenig günstig war. Der herannahende Sommer lockte die hohen Herrschaften auf ihre Landsitze; die Gräfin Rambeck, geb. Cobenzl, blieb einstweilen seine einzige Schülerin. Da eröffneten sich ihm neue Aussichten wieder auf jenem Gebiete, auf dem er immer am liebsten thätig war: auf dem der Oper. Joseph II. hatte 1776 das wiener Theater zum Hof- und Nationaltheater gemacht und die italienische Oper mit dem kostspieligen Ballet aufgehoben, und war entschlossen, das Nationalsingspiel, d. h. die deutsche Oper, dafür zu pflegen. Im December 1777 bereits wurde der Anfang gemacht mit einer Operette: „Die Bergknappen", von Umlauff, die auch am 18. Februar 1778 mit großem Beifall zur Aufführung gelangte. Ihr folgten im nächsten Jahre noch eine ganze Reihe ähnlicher Werke. Mozart hatte auch seine „Zaide" zur Aufführung angeboten; allein sie war des Textbuches wegen zurückgewiesen worden. Dagegen aber hatte Stephanie dem Jüngern, dem Inspicienten der Oper, die Musik so außerordentlich gefallen, daß er Mozart einen neuen guten Text zu geben versprach, damit er ihn für die wiener Oper componire, und da auch der mit der Oberdirection derselben betraute Graf Rosenberg seine Zustimmung ertheilte, so begann Mozart schon im Juli die Composition der Oper „Belmonte und Constanze", zu welcher ihm Stephanie der Jüngere das ursprünglich von Bretzner für André verfaßte Buch gegeben hatte. Verschiedene Veränderungen am Texte, die nothwendig wurden und die Stephanie ausführte, verursachten mancherlei Verzögerungen, sodaß er mit der Musik viel später fertig wurde, als ursprünglich angenommen war.

Digitized by Google

Inzwischen war auch wieder von seiner Anstellung bei Hofe die Rede gewesen; allein so sehr ihn auch der Kaiser Joseph II. als Klavierspieler schätzte, so fremd war ihm im ganzen doch seine Musik. Joseph II. beschäftigte sich selbst ausübend mit Musik, allein er war viel zu sehr nach italienischer Weise gebildet, um an der strengern deutschen Gefallen zu finden. Ihm war die Musik hauptsächlich nur angenehme, anregende Unterhaltung; dieser Anforderung aber entsprach die des Kapellmeisters Salieri seiner Empfindung nach mehr als die der deutschen Meister; Salieri aber that natürlich nichts, den Kaiser in dieser Anschauung irrezumachen. Trotz aller Gutmüthigkeit und wohlwollenden Gesinnung, die man ihm sonst nachrühmt, hat er gewiß alles gethan, sich eines so gefährlichen Rivalen wie Mozart zu erwehren. Auch eine andere Aussicht, beim Fürsten Aloys von Liechtenstein eine Anstellung zu gewinnen, die sich ihm in jener Zeit eröffnete, verwirklichte sich nicht, und so blieb er nach wie vor auf den Ertrag seiner Stunden und der Compositionen, die er auf Subscription veröffentlichte, angewiesen.

Endlich war er auch mit der Oper so weit, daß die Proben beginnen konnten. „Künftigen Montag", schreibt er am 29. Mai an den Vater, „werden wir die erste Probe machen; ich freue mich recht sehr auf diese Oper, das muß ich gestehen." Doch regte sich sofort auch wieder die Niedertracht, um die Ausführung zu hintertreiben, und es bedurfte eines besondern kaiserlichen Befehls, daß sie wirklich am 12. Juli in Scene ging. Der Erfolg war ein außergewöhnlich großartiger, der Beifall warm und allgemein, obschon die Ausführung durchaus keine ausgezeichnete war. Die Oper wurde im Laufe des Jahres sechzehnmal aufgeführt; unter anderm auch im October bei der Rückkehr des Großfürsten von Rußland, wobei Mozart „es für gut befand, wieder an dem Klavier zu dirigiren", wie er an den Vater schreibt, „theils um das ein wenig in Schlummer gesunkene Orchester wieder aufzuwecken, theils um mich, weil ich eben hier bin, den anwesenden Herrschaften als Vater von meinem Kinde zu zeigen." Im folgenden Jahre ging die Oper in Prag und in Leipzig, in

Digitized by Google

Manheim, Salzburg und Schwedt 1784, in Kassel 1785, in Berlin 1788 in Scene, und überall mit demselben großartigen Erfolge, und fast ausnahmslos stimmte die Kritik dem zu. Das war aber auch der Hauptgewinn, den ihm diese Oper einbrachte; der pecuniäre war recht kärglich. Von Wien erhielt Mozart nach seiner eigenen Angabe 100 Dukaten; den traurigen Rechtsverhältnissen jener Zeit in Bezug auf geistiges Eigenthum entsprechend zahlten die andern Theater nichts; ja Mozart wurde sogar noch um den Ertrag des Klavierauszuges gebracht; vor der Ausgabe des von ihm gefertigten erschien bereits einer in Augsburg.

Mit dieser Oper hatte Mozart alle die vereinzelten Versuche des Jahrhunderts, den neuen Stil zu finden, einheitlich zusammengefaßt, um sie zur Basis der weitern Entwickelung zu machen. Durch seine rastlose Thätigkeit hatte er sich den gesammten Formalismus der bestehenden Oper bis zu technischer Meisterschaft angeeignet, und durch seine reiche Innerlichkeit, die ewig bereit war, empfangend oder mittheilend der Außenwelt sich zu erschließen, beseelte er ihn dann zu einem lebendigen Organismus. Dieser Formalismus der Oper war durch Gluck schon ein anderer geworden, und die gleichzeitigen Italiener Sarti, Paesiello, Salieri, Martin u. a. hatten sich diesem mit mehr oder weniger Geschick angeschlossen. Daneben waren auch die volksthümlichen Bestrebungen eines Hiller und anderer nicht ohne Einfluß geblieben; sie hatten etwas künstlerisch höhere Form durch Georg Benda, Joh. Peter Abraham Schulz, Wolf, Schweitzer, Neefe, André u. a. erhalten; die Gluck'sche Lehre vom Wortaccent hatte das Melodrama erzeugt, das auch in Deutschland Pflege fand, und dem sich selbst, wie erwähnt, Mozart mit Interesse zuwandte. Alle diese vereinzelten Momente dramatischer Darstellung vereinigte dieser nun mit genialer Hand zum enggeschlossenen und festgegliederten dramatischen Kunstwerk. Wie sicher und fest er sein Ziel ins Auge faßt, das zeigen schon die Veränderungen, welche Stephanie nach seinen Angaben vornehmen mußte, und die so durchgreifender Art waren, daß der ursprüngliche

Digitized by Google

Dichter Bretzner sich bewogen fühlte, dagegen zu protestiren; aber es sind wirkliche Verbesserungen, durch welche nicht nur der Musik größerer Antheil an der Darstellung gewährt wurde, sondern die auch die dramatische Entwickelung wesentlich erhöhten. Jener aber galt Mozart nicht weniger als dieser: das bedingt seinen vom Gluck'schen wesentlich abweichenden Standpunkt. Gluck betont bekanntlich einseitig die dramatische Entwickelung, welche die Musik nicht aufhalten soll, während sie Mozart wiederum hauptsächlich in der energischen Ausbreitung der Musik findet. Daher gewinnt das Recitativ, das bei Gluck noch vorwiegend mehr nur rhetorische Bedeutung hat, bei Mozart psychologische; es wird zu einem wesentlichern Factor der dramatischen Entwickelung, und er kommt dann direct dazu, auch der Arie höhere Bedeutung zu geben. Die lyrische Stimmung der Personen ist bei Gluck viel mehr auf sich selbst bezogen; daher genügt ihm auch in den meisten Fällen die knappe Form des Liedes für ihren Ausdruck. Die Arie Mozart's dagegen faßt die einzelnen im Recitativ oder im Dialog dargelegten Momente abschließend zusammen und läßt wenigstens die weitere Entwickelung ahnen. Dadurch wird sie natürlich über die engen Grenzen des Liedes hinausgedrängt und ordnet sich in größern Dimensionen nach durchaus symmetrischen Verhältnissen. In dieser Auffassung werden Recitativ und Arie die wesentlichsten Mittel der dramatischen Darstellung, der individuellen Charakterzeichnung, welche jener zur Voraussetzung dient. Mit ihnen zeichnete Mozart den Charakter der Constanze so treu wie den des Belmonte, und charakterisirte nicht minder vortrefflich den Osmin, Pedrillo und das Blondchen, und kennzeichnet zugleich in den Ensemblesätzen die Situation. Das Orchester aber nahm, wenn auch nicht so reichen, doch nicht minder hochbedeutsamen Antheil an der ganzen Darstellung.

Die süße Innigkeit und übersprudelnde Laune, welche das ganze Werk auszeichnet, ist wol größtentheils auf die heitere Stimmung zurückzuführen, in welcher es der Meister schrieb. Er war zu jener Zeit glücklicher Bräutigam und heirathete noch in demselben Jahre Constanze Weber, eine Schwester jener

Digitized by Google

Aloysia, der er einst sein Herz geschenkt und die ihn dann verrathen hatte. Als Mozart kurz vor seiner Entlassung aus den Diensten des Erzbischofs dessen Haus verlassen mußte, zog er zu Frau Weber, der alten Freundin von Manheim her, die, seitdem Aloysia mit dem Schauspieler Lange verheirathet war, mit den andern drei Töchtern in Wien lebte und gern ein paar Zimmer ihrer Wohnung an Mozart vermiethete. Diesem aber war dies um so angenehmer, als er der kleinlichen wirthschaftlichen Junggesellensorgen enthoben war. Dem Vater aber sagte es nicht zu; er fürchtete der drei Töchter wegen ein ähnliches Erlebniß wie in Manheim, und forderte von Wolfgang, daß er eine andere Wohnung nehme; mit aller Bestimmtheit, namentlich als nach Salzburg auch wirklich das Gerücht gedrungen war, Mozart werde eine Tochter der Frau Weber heirathen. Da gab dieser endlich nach und bezog im September eine neue Wohnung; aber nun erst merkte er, wie nothwendig ihm in der Häuslichkeit eine waltende weibliche Hand sei, und das, was gerüchtweise zum Vater gelangt war, und was er entschieden gegen diesen bisher hatte ableugnen können, mußte er sich jetzt selbst gestehen: die Zuneigung zu Constanze Weber trat immer mehr bei ihm ins Bewußtsein; immer mehr wuchs in ihm die Gewißheit, daß er mit ihr glücklich werden würde, und da er seine Neigung erwidert fand, verlobte er sich mit ihr.

Dem Vater bereitete diese Angelegenheit, wie vorauszusehen war, wieder großen Kummer. Unter allen Bedenken, die er dagegen hatte, war das Mistrauen gegen die Familie Weber, das allerdings durch eine seltsame Verkettung von Umständen nicht ungerechtfertigt schien, nicht das geringste. Der Sohn suchte dieses so gut es ging zu zerstreuen, aber es gelang ihm nicht; mindestens wollte der Vater von einer Heirath so lange nichts hören, als bis Wolfgang eine sichere Stellung erworben habe. Diese glückliche Wendung sollte aber, trotz aller darauf verwandten Mühen, nicht eintreten. Nach dem außerordentlichen Erfolge der „Entführung" traten Verhältnisse ein, welche Mozart bestimmten, seine Constanze zu heirathen. Diese hatte sich bei der Mutter nicht der besten Behandlung zu erfreuen und war

Digitized by Google

von einer Gönnerin der Brautleute, Frau Baronin von Waldstädten, einer berühmten Klavierspielerin, ins Haus aufgenommen worden. Von dort wollte sie indeß die Mutter mit Hülfe der Polizei abholen lassen. Unter diesen Umständen bestürmte Mozart den Vater heftig um seine Einwilligung zur Heirath, und da dieser immer noch sie verweigerte, so hatte Frau Baronin von Waldstädten es möglich zu machen gewußt, daß das Paar am 4. August 1782, noch ehe die Erlaubniß des Vaters eintraf, getraut wurde.

Trotz der schweren Sorgen, von denen ihr kurzer Ehestand heimgesucht wurde, haben sie den verhängnißvollen Schritt nicht zu bereuen gehabt. Niemetschek, der beide kannte, schreibt darüber: „In seiner Ehe lebte Mozart vergnügt. Er fand in ihr ein gutes, liebevolles Weib, die sich an seine Gemüthsart vortrefflich anzuschmiegen wußte, und dadurch sein ganzes Zutrauen und eine Gewalt über ihn gewann, welche sie nur dazu anwendete, ihn oft von Uebereilungen abzuhalten. Er liebte sie wahrhaft, vertraute ihr alles, selbst seine kleinen Sünden, und sie vergalt es ihm mit Zärtlichkeit und treuer Sorgfalt. Wien war Zeuge dieser Behandlung, und die Witwe denkt nie ohne Rührung an die Tage ihrer Ehe. Wohl hatten sie schwere Tage miteinander durchzuleben; die Noth klopfte nur zu oft in erschreckender Weise an ihre Thür, und es ist ein neuer Beweis für die Reinheit ihrer Gesinnungen, daß diese durch solche Verhältnisse nicht abgeschwächt werden konnte. Mozart war auf Unterrichtertheilen und den Ertrag seiner Concerte und der Compositionen angewiesen, und um diese Quellen lohnender, ergiebiger zu machen, dazu gehört vor allem jener industriöse Sinn, den Mozart gar nicht oder doch nur in geringem Maße besaß. Wiederholt faßte er den Plan, nach England oder nach Frankreich zu gehen, wo er sich bessere Erfolge von seiner Thätigkeit versprach, davon aber hielt ihn immer der Vater zurück."

Ende Juli 1783 besuchte er mit seiner vom Wochenbett erstandenen jungen Frau den Vater in Salzburg, und er benutzte zugleich den Aufenthalt daselbst, um mit seinem alten „Libretto"-Dichter Varesco den Plan zu der Opera buffa „L'oca

Digitized by Google

del Cairo" („Die Gans von Kairo") zu besprechen, weil in Wien wieder die italienische Oper eingeführt war. Zugleich fand er Gelegenheit, Michael Haydn einen Liebesdienst zu erweisen, indem er die Duette für Violine und Bratsche componirte, welche Haydn im Auftrage des Erzbischofs arbeiten sollte, was ihm einer heftigen Krankheit halber nicht möglich war. Gegen Ende October reiste Mozart mit seiner Frau wieder zurück, und als der Vater im folgenden Jahre den Besuch seiner Kinder in Wien erwiderte, konnte er sich selbst überzeugen, in welchem Ansehen sein Sohn dort als Klavierspieler und Componist stand. Er selbst berichtet seiner Tochter über eine Aufführung von drei der Haydn gewidmeten Quartette, welcher auch Haydn beiwohnte, wobei dieser ihm sagte: „Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für den größten Componisten anerkenne, von dem ich nur immer gehört; er hat Geschmack und besitzt die gründlichsten Kenntnisse in der Composition."

Vielleicht ist die unglaubliche Thätigkeit, die Mozart namentlich nach seiner Verheirathung entwickelte, auch ein Beweis, daß ihn diese Ehe beglückte. War doch das besondere Gefallen, das seine Constanze an Fugen fand, mit ein Grund, sich eingehender wieder mit dieser Form zu beschäftigen, wozu ihm sein Verkehr mit van Swieten, bei welchem allsonntäglich Händel'sche und Bach'sche Werke ausgeführt wurden, bequeme Gelegenheit gab.

Obwol, wie erwähnt, die deutsche Oper in Wien aufgelöst wurde (1783), so faßte doch Mozart den Plan, wieder einen neuen deutschen Operntext zu componiren. „Jede Nation", schreibt er an seinen Vater, „hat ihre Oper; warum sollen wir Teutsche sie nicht haben? Ist die teutsche Sprache nicht so gut singbar wie die französische und englische? nicht singbarer als die russische? Nun, ich schreibe jetzt eine teutsche Oper für mich. Ich habe die Komödie vom Goldoni: «Il servitore di due padroni», dazu gewählt, und der erste Act ist schon ganz übersetzt — der Uebersetzer ist Baron Bieber! Es ist aber alles ein Geheimniß, bis alles fertig ist." Weiter scheint die Arbeit aber nicht gediehen zu sein.

Digitized by Google

Später wurde ihm von Manheim angetragen, eine deutsche Oper zu componiren; doch kam auch dieser Antrag nicht zur Ausführung; 1786 wurde im Kärntnerthortheater wieder eine deutsche Oper eröffnet, aber gleichfalls nicht mit nachhaltigerm Erfolg. Außer „Belmonte und Constanze", die sich hier auf dem Repertoire erhielt, kam von Mozart mit dem Festspiel „Der Schauspieldirector" die Musik zur Aufführung, die er dazu schrieb. Die deutsche Oper in Wien ging wieder an der Unzulänglichkeit ihrer Leistungen zu Grunde. Dafür erhob sich aber die italienische, die Joseph II. wieder hatte einrichten lassen, zu desto größerm Glanz. Sie war am 22. April 1783 eröffnet worden, und setzte sich alsbald so in die Gunst des Publikums, daß dieses die deutsche Oper und das deutsche Schauspiel fast ganz vernachlässigte. Auch Mozart ließ sich durch diese Erfolge reizen, und es ist bereits erwähnt, daß er mit Varesco wegen eines Textes zu einer Opera buffa sich in Verbindung setzte. Als er von diesem den ersten Act von „L'oca del Cairo" erhielt, machte er sich auch sofort an die Arbeit. Da ihm indeß manche Einzelheiten des Textes nicht gefielen, so bat er den Dichter um Aenderungen; wie es scheint, war dieser nicht mit allem einverstanden, und so ließ Mozart schließlich den Text liegen. Er nahm dafür zunächst einen schon vorhandenen und mehrfach componirten: „Lo sposo deluso" („Der gefoppte Bräutigam"), gab aber auch diesen wieder auf, nachdem er einzelne Nummern skizzirt hatte.

Da führte ihm eine glückliche Verkettung von Umständen den Dichter Lorenzo da Ponte zu, den Salieri, durch dessen Einfluß er nach Wien gekommen war, hatte fallen lassen, und der einen Componisten suchte, um sich seinem, von Salieri jetzt protegirten Rivalen Casti gegenüber halten zu können. Baron Wezlar, in dessen Hause Mozart einige Zeit wohnte, machte beide miteinander bekannt, und da Ponte arbeitete auf den Wunsch Mozart's das Lustspiel „Le Mariage de Figaro", von Beaumarchais, zum Opernbuch um. Weil Mozart fürchtete, daß man seine Musik nicht würde zulassen, so ging da Ponte direct zum Kaiser, zugleich aus dem Grunde, weil dieser das

Digitized by Google

Beaumarchais'sche Lustspiel verboten hatte. Nachdem da Ponte sich dafür verbürgt hatte, daß beim Operntext alles fern gelassen worden sei, was das Verbot rechtfertigte, erklärte sich der Kaiser einverstanden und befahl die Aufführung der Oper. Ehe es dahin kam, war freilich noch viel Opposition seitens der Italiener, mit Salieri an der Spitze, zu überwinden, und wiederholt mußte der Kaiser mit seinem Machtwort eintreten. Die Aufführung der Oper erfolgte am 1. Mai 1786 und wieder mit einem selten dagewesenen Erfolge. Dieser zeigte sich schon in der Generalprobe; viele Nummern mußten wiederholt werden; am 18. Mai schreibt der Vater an seine Tochter: „Bei der zweiten Aufführung von der Opera Deines Bruders (3. Mai) sind 5 Nummern und bei der dritten Aufführung (8. Mai) 7 Nummern repetirt worden, worunter ein kleines Duo dreimal hat müssen gesungen werden." Danach hatte es die Partei der Italiener bei Joseph II. durchgesetzt, daß er das Dacapo-Rufen verbot. Trotz des außerordentlichen Erfolges wurde die Oper in dem Jahre nur achtmal gegeben und dann von der Oper „Cosa rara" von Martin aus der Gunst des Publikums verdrängt. Diese ist jetzt längst vergessen, selbst ihre historische Bedeutung ist nur sehr gering; Mozart's wunderbares Werk bildet dagegen einen Markstein in der historischen Entwickelung nicht nur der komischen, sondern der Oper überhaupt. Mit ihr stellte er das Verhältniß der Musik zum dramatischen Stoff und seiner Behandlung fest, zeigte, was sie zu leisten hat, um den Gang der Handlung zu unterstützen, diese uns zu lebendigem Erfassen näher zu legen. Direct vermag die Musik an der Schürzung und Lösung des Conflicts keinen Antheil zu nehmen und sich an der Entwickelung der Handlung überhaupt nicht zu betheiligen. Nur indem sie die einzelnen handelnden Charaktere in ihrer Art scharf ausgeprägt hinstellt, indem sie uns einen tiefen Blick in ihr, von den mannichfachsten Empfindungen bewegtes Innere eröffnet und somit die geheimsten Triebfedern der Handlung bloßlegt, gewinnt sie dramatische Bedeutung und wird zu einem entscheidenden Mittel dramatischer Darstellung. Unwiderstehlich zwingt sie uns, Antheil zu nehmen an dem Geschick der vorgeführten Personen

Digitized by Google

und an alledem, was sie thun oder leiden. In gleichem Maße hatte diese Aufgabe noch keiner vor Mozart gelöst und er selbst nicht wie in dieser Oper: „Figaro's Hochzeit."

Schon mit „Belmonte und Constanze" hatte er, wie gezeigt wurde, einen sehr bedeutsamen Schritt auf diesem Wege gethan; allein Charaktere und Handlung boten nicht diese Mannichfaltigkeit und Fülle der verschiedensten Neigungen und Interessen, der Individualitäten und Situationen, und die einfachere Handlung verlangte nicht diese schärfere, bis ins Kleinste ausgeführte Charakterzeichnung.

In „Figaro's Hochzeit" sind die Leidenschaften ganz anders in Fluß gerathen; der Graf Almaviva wie die Gräfin, Susanne und Figaro wie Cherubim und selbst Basilio und Bartolo folgen nur ihren, bei einzelnen bis zur Leidenschaft gesteigerten Empfindungen. Ihre schärfere Charakteristik konnte deshalb erst die Musik bewirken, da sie die entsprechendsten Mittel dazu besitzt. Die frivole und leidenschaftlich erregte Lüsternheit des Grafen, die innige, durch die Untreue des Gatten mit Kummer erfüllte Gesinnung der Gräfin, Susanne's von Schalkhaftigkeit und Sinnlichkeit in gleicher Weise geleitetes Liebessehnen, wie Cherubim's erwachendes Liebesgefühl in reizender Naivetät finden nur durch die Musik erschöpfenden Ausdruck, ebenso wie die wechselnden Stimmungen der andern: des Figaro, Bartolo und Basilio, und mit welcher feinen Erkenntniß ebenso dieser verschiedenen Darstellungsobjecte wie der Mittel ihrer Darstellung Mozart seine Aufgabe löste, kann hier nicht näher erwiesen werden. Jede einzelne Arie ist ein Beweis dafür. Dadurch aber, daß er seine Personen in dieser Weise so scharf charakterisirt, gelangt er zugleich zu diesen wundervollen Ensembles und Finales, wie sie die Oper bisher überhaupt noch nicht kannte. Solche mehrstimmige Solosätze, welche die verschiedensten Personen mit den abweichendsten Empfindungen, widerstreitendsten Neigungen und Interessen in einem Punkte zusammenführen und dadurch eine Situation bestimmt abgrenzen, und solche Finales, die zu den gewaltigsten, den Gang der Handlung gewissermaßen resumirenden Actschlüssen werden, hatte noch kein Meister vor ihm, selbst Gluck

Digitized by Google

nicht ausgenommen, geschrieben. An der Lösung dieser neuen Aufgabe nimmt aber auch das Orchester noch in ganz anderer Weise Antheil als in „Belmonte und Constanze" und selbst im „Idomeneo". Wie reich und glänzend es auch in diesen beiden Opern gefügt ist, so gewinnt es doch nicht eigentliche Selbständigkeit; es umspielt und erweitert den vocal gewonnenen Ausdruck der Stimmung nur instrumental. In „Figaro's Hochzeit" dagegen sind die Instrumente vielfach zu selbständigen Organen geworden, die sich viel häufiger in ganz eigener Weise an der Darstellung betheiligen, sodaß sie mit den Singstimmen ganz gleich bedeutsam auftreten. Bei alledem ist noch ein wichtiges Moment nicht zu übersehen, das hauptsächlich dieser Musik die hohe kunstgeschichtliche Bedeutung gibt, daß durch sie der eigenthümliche Ton der komischen Oper festgestellt wurde. Die italienische und auch die französische komische Oper fanden die komische Wirkung nur in drolligen Aeußerlichkeiten, in der mehr oder weniger behenden und mit mancherlei lachenerregendem Figurenwerk ausgestatteten Declamation, ihrer Gesänge, wie wir es zum Theil auch noch in Mozart's „Entführung" angewandt finden. Im übrigen erscheint nur der Stil der sérieusen Oper herabgedrückt und vereinfacht; die weiten und brillanten Formen derselben kommen in der komischen Oper nur in knapperm Zuschnitt und leichter gehalten zur Anwendung. In Mozart's „Figaro's Hochzeit" ist der ganze Ton ein anderer geworden. Die Welt, aus der diese komische Oper stammt, wird nur durch Witze und Laune regiert, und diese bestimmen auch durchweg den Charakter der Musik dieser Oper. Ueber sie ist jene sonnige Helle gebreitet, die manchmal sogar sich bis zur Gewitterschwüle steigert, durch die dann aber auch mit gesteigerter Kraft jene frische, nährende und erheiternde Luft weht, welche immer noch rechtzeitig das Aufsteigen eines verheerenden Gewitters verhindert. Was aber dieser ganzen Darstellung ihren unwiderstehlichsten Reiz verleiht, ist, daß sie zugleich aus der innersten Tiefe eines reichen, gottbegnadeten Gemüths emportreibt; daß nicht nur Phantasie und Witz, sondern daß auch das Herz den rechten Antheil an der Darstellung nimmt; daß ihr Grundzug immer

Digitized by Google

das gesunde und natürliche, unverfälschte und durch nichts beirrte Gemüthsleben ist.

Trotz alledem brachte ihm auch diese Oper keine Besserung seiner Stellung in Wien; nach wie vor war er einzig und allein auf den Ertrag seiner Stunden und seiner Compositionen angewiesen, und ernstlicher als je dachte er daran, Wien zu verlassen und sein Glück in England zu versuchen, und wieder war es der Vater, der ihm diesen Gedanken ausredete.

Hoffnungsreichere Aussichten eröffneten sich ihm auch wieder in Prag. Dort hatte die „Entführung" außerordentlich gefallen, und so wurde es dem Mozart befreundeten Künstlerpaar Duschek, das in Wien Zeuge des außerordentlichen Erfolges war, den „Figaro's Hochzeit" dort errang, nicht schwer, die Aufführung dieser Oper in Prag zu veranlassen. Die Bondini'sche Gesellschaft bereitete sie sorgfältig vor, und Mozart wurde dazu eingeladen; er fand bei seiner Ankunft in Prag im Hause des Grafen Johann Joseph Thun die gastlichste Aufnahme. Der Graf gehörte zu den einflußreichsten Förderern der Musik in Prag und seine Kapelle fand bei Mozart lebhafte Anerkennung. Dieser verlebte hier eine Reihe der glücklichsten Tage; denn auch seine Oper wie die beiden Akademien, die er hier während der Zeit veranstaltete, hatten den glänzendsten Erfolg, sodaß er in der Freude seines Herzens erklärte: für ein Publikum, das ihn so ehre und verstehe wie die Prager, werde er gern eine Oper schreiben. Darauf verpflichtete ihn Bondini contractlich, für den Beginn der nächsten Saison gegen das übliche Honorar von 100 Dukaten eine Oper zu componiren. Da Ponte, der auf Mozart's Wunsch das Textbuch zu schreiben übernommen hatte, wählte „Don Giovanni", und Mozart erklärte sich vollkommen damit einverstanden.

Am 29. October 1787 wurde die Oper in Prag aufgeführt, und sie errang wieder einen großartigen Erfolg. Schon als Mozart im Orchester erschien, um vom Klavier aus die Oper zu dirigiren, wurde er mit stürmischem Beifall und einem dreimaligen Tusch empfangen, und wie die Ouverture, wurde dann

Digitized by Google

die ganze Oper mit wahrem Beifallsjubel aufgenommen. „Liebster Freund", schreibt Mozart hierüber an Gottfried von Jacquin unterm 4. November, „Sie werden mein Schreiben erhalten haben. Den 29. October ging meine Opera «Don Giovanni» in Scene, und zwar mit dem lautesten Beifall. Gestern wurde sie zum vierten mal (und zwar zu meinem Benefize) aufgeführt. Ich wollte meinen guten Freunden (besonders Bridi und Ihnen) wünschen, daß Sie nur einen einzigen Abend hier wären, um Antheil an meinem Vergnügen zu nehmen. Vielleicht wird sie doch in Wien aufgeführt; ich wünsche es. Man wendet hier alles Mögliche an, mich zu bereden, ein paar Monate noch hier zu bleiben und noch eine Oper zu schreiben; ich kann aber diesen Antrag, so schmeichelhaft er ist, nicht annehmen."

Auf diese wiener Aufführung sollte er indeß noch längere Zeit warten müssen. Doch wurde ihm hier eine, wenn auch nur bescheidene Auszeichnung zutheil. Am 15. November desselben Jahres war Gluck gestorben, und wol namentlich infolge dessen wurde Mozart zum Kammermusikus ernannt. Allein um wie viel geringer man seine Bedeutung schätzte, geht aus der Gehaltsfeststellung hervor. Gluck war mit 2000 Gulden Gehalt als Kammercompositeur angestellt, Mozart dagegen bezog nur 800 Gulden.

Die Aufführung des „Don Giovanni" aber wurde zunächst durch Salieri's „Axur", der am 6. Januar als „Freispectakel" zur Feier der Vermählung des Erzherzogs Franz mit der Prinzessin Elisabeth in Wien in Scene ging, verhindert. Wenn auch der Erfolg dieser Oper anfangs nicht außergewöhnlich zu nennen war, so steigerte er sich doch allmählich in einer großen Reihe von Aufführungen. Namentlich wandte ihr auch Kaiser Joseph das regste Interesse zu. Erst am 7. Mai 1788 wurde auch „Don Giovanni" in Wien gegeben und — hatte keinen Erfolg, auch nicht, als manche Aenderungen und Zusätze mit der Oper vorgenommen worden waren. Erst allmählich setzte sie sich auch hier in der Gunst des Publikums fest. In den folgenden Jahren fand sie dann auch in deutscher Uebersetzung ihren Weg auf die andern deutschen Bühnen und begegnete dort neben

Digitized by Google

mancher Opposition im allgemeinen überall derselben enthusiastischen Theilnahme.

Wieder bezeichnet „Don Giovanni" einen bedeutsamen Fortschritt unsers Meisters auf der mit „Idomeneo" eingeschlagenen Bahn, die er dann mit „Belmonte und Constanze" und „Figaro's Hochzeit" so sieg- und erfolgreich verfolgte. Wie weit auch der Kreis der Individualitäten schon erscheint, die der Meister in diesen Opern und namentlich in „Figaro's Hochzeit" mit wunderbarer Treue schildert, er ist doch eng gegen den, der sich ihm in dieser neuen Oper „Don Giovanni" eröffnete und die er mit nie fehlender Meisterschaft in höchster Vollendung zeichnete. Schon die veränderte Richtung, welche die Leichtfertigkeit in „Figaro's Hochzeit" nimmt, bestimmte eine andere Weise der Behandlung. Hier scheiterte sie an der, wenn auch schalkhaften, aber doch sittlichen Haltung der andern Personen, welche leidenschaftlichen Verirrungen vorbeugen und damit ein gedeihliches Ende herbeizuführen wußten. Im „Don Giovanni" dagegen führen diese zu schweren Conflicten und Verbrechen und endlich zum Untergange des Uebelthäters. Wie dieser tragische Grundzug der ganzen Oper schon in der Ouverture angedeutet ist, so durchzieht er auch das Werk selbst und macht sich selbst in den leidenschaftlichen und in den heitern Scenen geltend. In der Einleitung zur Ouverture wird bereits auf das tragische Ende des wüsten Helden der Oper hingewiesen. Wild wie die ungezügelten Leidenschaften desselben stürmt das Allegro, und das meisterlich verarbeitete Tonleitermotiv, das wie eine ernste Mahnung immer energischer hervortritt, wird ebenso hartnäckig durch das frivole Nebenmotiv hinweggescherzt und unwirksam gemacht. Derselbe Kampf unheimlicher und ernster Mächte mit ungebundenster Leichtfertigkeit geht so durch die ganze Oper, und namentlich in der scharfen Weise, in der diese einzelnen Mächte jede für sich musikalisch charakterisirt sind, gewinnt dieser ganze Kampf hochdramatische Bedeutung. Es war jedenfalls eine schwierige Aufgabe, einen Don Giovanni zu zeichnen, der weder von großen Leidenschaften verzehrt ist, noch andern dämonischen Mächten unterliegt, sondern der nur von niederer Genußsucht

Digitized by Google

in die verschiedensten Situationen getrieben wird. Eine Art von Charakterzeichnung war daher nur durch eine fest abgeschlossene, scharf pointirte Darstellung dieser einzelnen Momente möglich, und wie treffend diese unser Meister gibt, kann hier nicht näher nachgewiesen werden; zudem spricht das „Ständchen" oder das Lied, in welchem er sich die Genüsse des Festes, zu dem er Leporello den Auftrag gibt, im Geiste versüßt, oder die Arie, die er als Leporello dem Masetto und seinen Begleitern gegenüber singt, so deutlich, daß jede weitere Auseinandersetzung übrig erscheint. Leporello ist nur insofern seinem Herrn entgegengesetzt, als er feige und faul ist, während Giovanni durch Muth und Kraft einzig und allein unser Interesse gewinnt. Im übrigen hat Leporello genau alle schlechten Eigenschaften seines Herrn; wie dieser will er nur glänzen und genießen und mit ganz derselben gewissenlosen Leichtfertigkeit. Ein solcher Charakter wird nur dadurch künstlerisch verwendbar, daß er mit Humor aufgefaßt und energisch in dieser Weise ausgeführt wird. Dabei nun verwendet Mozart alle die Mittel der Opera buffa, den Parlando-Gesang der Italiener wie die burlesken Verzierungen der Franzosen und alle die drastisch wirkenden melodischen Formeln und rhythmischen Rückungen in genialster Weise. So wird Leporello eine komische Figur in musterhaftester Ausführung, und er gewinnt selbst bei den hochernsten Scenen wie gleich im Anfange oder im Septett oder am Schlusse der Oper entscheidende Bedeutung. Der Ausdruck seiner Furcht hilft die Bedeutsamkeit der Situation herausheben und erhöht damit die tragische Wirkung derselben. Wieder anders ist Masetto gezeichnet; er ist gleichfalls eine komische Figur, aber er erscheint ebenso dumm wie Leporello verschmitzt und durchtrieben, und wo jener gutmüthig verliebt auftritt, verfährt dieser mit ausgesuchter Niederträchtigkeit; so hat Mozart auch den Masetto musikalisch gefaßt, ohne die scharfen und drastischen Mittel der Darstellung, mit denen Leporello ausgestattet ist, anzuwenden. Ebenso treu und wahr sind auch alle übrigen Personen gehalten: Zerline als das naive, unschuldige, doch leicht erregte Landmädchen, dem die verderbliche Nähe des adeligen Wüstlings nicht ganz

Digitized by Google

ungefährlich geblieben ist; die trauernde und racheerfüllte Donna Anna, die tiefgebeugte, durch den schnödesten Verrath, den Don Giovanni an ihr begangen hat, zum Tode getroffene Elvira und endlich des Comthurs gewaltige Erscheinung neben dem mehr zur Liebe als zur entschlossenen That geneigten Don Ottavio sind von des Meisters Hand trefflich gezeichnet. Jede einzelne ihrer Arien und Recitative ist der Individualität, wie sie sich in der bestimmten Situation äußert, entsprechend gehalten, und in den Ensemblesätzen und den mächtigsten aller Finales, die je geschrieben wurden, sind sie zu einer Gesammtwirkung zusammengefaßt, die so unwiderstehlich noch niemals vor- oder nachher erreicht wurde.

Es war dies natürlich nur einem Meister möglich, der die sämmtlichen Mittel musikalischer Darstellung mit solcher Unfehlbarkeit beherrschte; der die Menschenstimme so genau kannte wie jedes der angewandten Instrumente, der aber auch Personen und Situationen so treu in seiner Phantasie erstehen lassen konnte, um sie dann aus der Fülle seines Herzens mit einem lebendigen, zündend wirkenden Inhalt zu erfüllen und zu beleben. Er erfaßt sie nicht nur mit seiner Phantasie, um sie nachzubilden und zu formen wie bisher die Italiener und vorwiegend selbst auch Gluck, sondern er haucht ihnen zugleich auch lebendigen Odem ein, daß sie zu wirklicher Wesenheit gelangen, nicht nur Schemen und Schatten bleiben. Selbst da, wo es sich mehr um die Darstellung der äußern Erscheinung handelt, wie in jener Scene im Finale des ersten Actes, in welchem drei verschiedene Tänze in abweichendem Takt gleichzeitig gespielt werden, bleibt auch das Gemüth nicht unbeschäftigt.

Auch dies grandiose Werk vermochte seine Lage in Wien nicht zu verbessern; in seiner Stellung zum Hofe scheint er in den Jahren 1788, 1789 und 1791 nur eine ganze Reihe Tänze für die Maskenbälle des k. k. Redoutensaals, die immer mit wenigen Dukaten honorirt wurden, geschrieben zu haben. Wie wenig aber seine Arbeitsfreudigkeit durch diese geringen Erfolge in Bezug auf seine äußere Lage gehemmt wurde, das bezeugen

Digitized by Google

die drei Symphonien in Es-dur, G-moll und C-dur, die er im Sommer 1788 innerhalb $1\frac{1}{2}$ Monaten schrieb. In dieses Jahr fallen auch seine Bearbeitungen einzelner Händel'scher Oratorien für die durch van Swieten veranlaßten Aufführungen. Mozart bearbeitete im November 1788 „Acis und Galatea", im März 1789 den „Messias" und im Juli 1790 die Ode auf den Sanct-Cäcilientag und das „Alexanderfest".

Fürst Karl von Lichnowski veranlaßte ihn endlich 1789 abermals zu einer Kunstreise, die Mozart um so lieber unternahm, als er wieder hoffen durfte, dadurch aus der mislichen Lage, in der er sich befand, erlöst zu werden. Der Fürst war seiner Besitzungen in Schlesien und seines Verhältnisses zur preußischen Armee halber genöthigt, zeitweise sich in Berlin aufzuhalten, und erbat sich Mozart zum Begleiter, als er im Frühjahr 1789 wieder dorthin reiste. Am 8. April reisten beide ab, und in Prag und Dresden besuchte Mozart seine intimern Freunde und spielte in letzterer Residenz auch bei Hofe wie in Privatcirkeln wie immer mit außerordentlichem Erfolge. Von Bedeutung wurde sein Aufenthalt in Leipzig. Hier lernte er die ersten Gesangscompositionen von Johann Sebastian Bach kennen, die den mächtigsten Eindruck auf ihn machten. Am 22. April spielte er eine Stunde lang in der Thomaskirche vor einem zahlreichen Publikum Orgel; zum Dank dafür ließ ihm der Thomascantor Doles von den Thomanern die Motette von Johann Sebastian Bach: „Singet dem Herrn ein neues Lied", vorsingen, und mit steigender Bewunderung hörte der Meister zu. Voller Freude rief er aus: „Das ist doch einmal etwas, woraus sich was lernen läßt." Da man ihm dann mittheilte, daß noch mehrere solcher Motetten von Johann Sebastian Bach, aber nur in Stimmen, da wären, ließ er sich diese reichen, um sie sogleich sämmtlich durchzustudiren; auch erbat er sich eine Abschrift derselben.

In Potsdam, wohin dann die Reise ohne Unterbrechung ging, wurde der Meister von Lichnowski dem Könige Friedrich Wilhelm II. vorgestellt und von diesem, der den Schöpfer der „Entführung" und der Streichquartette hochschätzte, aufs freundlichste empfangen. Er zog ihn regelmäßig zu seinen Concerten

Digitized by Google

hinzu und ergötzte sich gern an seinem Spiel. Der König nahm so großen Gefallen an ihm, daß er ihm schließlich die Stelle eines Kapellmeisters mit 3000 Thalern Gehalt anbot; aber Mozart lehnte es ab, weil „er seinen guten Kaiser Franz nicht verlassen könne".

In Leipzig hatte man für ihn ein Concert vorbereitet, und so ging er noch einmal dorthin; indeß das Concert war so schwach besucht, daß er kaum auf die Kosten kam.

Er gab es auf, in Berlin, wohin er wieder zurückgekehrt war, ein Concert zu geben, weil er sich keinen erwünschten Erfolg davon versprechen konnte. Am 28. Mai verließ er Berlin, um wieder nach der Heimat zurückzukehren. Die 100 Friedrichdor, welche ihm der König als Honorar übersandte, scheinen der ganze Gewinn gewesen zu sein, den ihm diese Reise brachte.

Besser verstand es Dittersdorf, „Geschäfte" zu machen; er kam — nach Mozart — im Juni nach Berlin und wußte seine geringere Fähigkeit so zu insceniren, daß er, mit Ehren und Geld überhäuft, Berlin verlassen konnte.

Mozart schrieb bald nach seiner Ankunft in Wien (am 4. Juni) auf Wunsch Friedrich Wilhelm's II. das Quartett in D-dur, das er noch in demselben Monat an den König absandte, wofür ihm dieser eine goldene Dose mit 100 Friedrichdor gesandt haben soll. Allein gerade in jener Zeit war seine Lage immer drückender geworden. Die schwere Erkrankung seiner Frau versetzte ihn in die größten Besorgnisse und sehr harte Bedrängnisse. Er hatte dem Kaiser mitgetheilt, welche Anerbietungen man ihm in Berlin gemacht habe, und so hoffte er auf eine durchgreifende Besserung seiner trüben Lage, aber wieder umsonst. Er erreichte nur, daß ihm von neuem eine Oper zu componiren aufgetragen wurde, und zwar: „Così fan tutte ossia la scuola degli amanti." Mozart beendete sie im Januar 1790 und bereits am 26. Januar wurde sie aufgeführt, zwar mit Erfolg, aber sie vermochte sich nicht auf dem Repertoire zu erhalten. Der Text, der unzweifelhaft den durchgreifendern Succeß der Oper verhinderte, ließ auch die Musik nicht zu höherer, den vorhergehenden Opern entsprechender Bedeutung gelangen.

Digitized by Google

Zu irgendwelcher tiefern Charakteristik oder zu schärferer Zeichnung und Darstellung der Individualitäten oder Situationen von innen heraus gab er wenig oder keine Veranlassung, und so war die Musik mehr darauf angewiesen, zu decoriren und zu illustriren. Dadurch freilich erhält sie fast noch höhern sinnlichen Reiz als die der vorerwähnten Opern, wenn sie auch nicht so überzeugend und tief wirkt. Mit großer Emsigkeit geht der Meister einzelnen Detailmalereien nach; er schildert das Rauschen der Winde, Gläserklang und Wellengerieſel u. dgl. mit möglichster Naturtreue und legt auf die auch äußere Charakteristik der Soldatenchöre größeres Gewicht. Aber es geschieht dies alles doch mit so echt künstlerischen Mitteln und in so berückend reizvoller Weise, daß die Wirkung dennoch keine rein materielle bleibt, sondern wesentlich verfeinert ist. Auch hier verleugnet sich Mozart's Genius nicht, der alles, was er durchdringt, aus der niedern Sphäre in die sonnigsten Höhen echter Kunstgestalten erhebt. Eine Fülle der feinsten und edelsten Melodien ist gerade in diesem Werke vereinigt, das denn auch in unserer Zeit mit dem durch L. Schneider geschickt und zeitgemäß veränderten Text seinen Platz auf unsern bedeutenden Bühnen behält.

Der am 20. Februar 1790 erfolgte Tod des Kaisers Joseph raubte unserm Meister jede Aussicht auf eine endliche Besserung seiner Lage. Joseph's Nachfolger, Leopold II., hatte wenig Sinn für Musik; dabei ließ er gern diejenigen, die von Joseph irgendwie begünstigt waren, seine Ungunst empfinden; deshalb trat auch Salieri von der Direction zurück, und an seine Stelle trat Joseph Weigl, sein Schüler. Mozart bewarb sich um dessen zweite Kapellmeisterstelle, allein sein Gesuch blieb unberücksichtigt, und selbst seine Bitte: ihm den Klavierunterricht bei den Prinzen zu übertragen, wurde nicht gewährt. Besonders tief aber kränkte es ihn, daß er bei der Anwesenheit des Königs und der Königin von Neapel gleichfalls ganz ignorirt und nicht einmal zu dem Hofconcert hinzugezogen wurde.

Die häuslichen Sorgen mehrten sich, da auch die Zahl seiner Schüler abnahm, und so entschloß er sich noch einmal zu einer

Digitized by Google

Kunstreise. Er ging zur Kaiserkrönung nach Frankfurt a. M. und gab dort am 14. October ein Concert. Auf der Rückreise besuchte er Mainz und München, und hier wurde er zu dem Hofconcert zugezogen, in welchem der König von Neapel zugegen war, sodaß er hier vor diesem spielte. „Eine schöne Ehre", schreibt er, „für den wiener Hof, daß mich der König in fremden Landen hören muß."

Unter immer drückender werdenden Sorgen arbeitete er nach seiner Rückkehr wieder unermüdet weiter; es entstanden in diesem Jahre noch unter anderm die beiden herrlichen Quintette für Streichinstrumente, das Klavierconcert in B-dur, das „Ave verum" und Lieder und Concertarien.

Anfang des Jahres veranlaßte ihn dann Schikaneder, der Director eines wiener Volkstheaters, für ihn die Oper zu schreiben, welche seine volksthümlichste werden sollte: „Die Zauberflöte." Schikaneder, dem Mozart schon von Salzburg aus bekannt war, stak wieder einmal tief in Schulden und sah nur noch in einem Zugstück, das er für sein Theater gewinnen könne, Rettung. Er wandte sich an Mozart, theilte diesem mit, daß er einen entsprechenden Stoff zu einer Zauberoper habe, und bat den Meister, die Musik für dieselbe zu schreiben. Da Mozart sich dazu bereit erklärte, machte ihn Schikaneder mit dem Entwurf bekannt und räumte ihm den kleinen Gartenpavillon in seinem Theater ein; hier und in Josephsdorf auf dem Kahlenberge entstand der größte Theil der Musik zur „Zauberflöte". Während der Zeit stand er natürlich in regem Verkehr mit Schikaneder, und da seine Frau in Baden weilte, wo am 26. Juli der jüngste Sohn Wolfgang geboren wurde, so ist es erklärlich, daß er auch an einzelnen lockern Streichen Schikaneder's theilnehmen mußte, die seine erbitterten Neider in so schimpflicher Weise auszubeuten wußten, daß es Jahrzehnte nach seinem frühen Tode schon förmlicher Rechtfertigungsschriften bedurfte, um sein Andenken von schweren Verunglimpfungen zu reinigen. Als Mozart mit der Oper so weit fertig war — im Juli, — daß bereits mit den Proben begonnen werden konnte, erhielt er jenen geheimnißvollen Auftrag, ein Requiem zu componiren, der fast

Digitized by Google

zur Legende geworden ist. Durch einen ihm fremden Boten wurde ihm ein Brief überbracht, in welchem ein Ungenannter bei ihm anfragte, für welches Honorar und binnen welcher Zeit er eine Seelenmesse schreiben wolle. Auf Zureden seiner Frau, der Mozart die Angelegenheit mitgetheilt hatte, erklärte er sich bereit, den Auftrag für 50 (nach anderer Mittheilung für 100) Dukaten auszuführen, ohne daß er die Zeit bestimmen könne, in welcher er die Arbeit zu vollenden im Stande sein würde. Der Auftraggeber erklärte sich damit einverstanden und zahlte den bedungenen Preis durch den Boten, der ihn zugleich bedeutete, nicht nach dem Besteller zu forschen, da dies vergeblich sein würde. Die geheimnißvolle Weise, mit der dieser sich zu verbergen suchte, erzeugte jene Sage, nach welcher der Todesengel selber das Requiem bei unserm Meister bestellt haben sollte, und dieser fühlte in Ahnung des herannahenden Todes, daß er es für sich selber schrieb. Mitten in dieser Arbeit erhielt er einen neuen Auftrag, den er rasch zu erledigen gezwungen war. Die bevorstehende Krönung Kaiser Leopold's II. als König von Böhmen in Prag sollte auch durch eine Festoper feierlich begangen werden. Die Stände wählten hierzu Metastasio's „Clemenza di Tito" und übertrugen es unserm Meister, die Musik zu derselben zu schreiben. Nur wenige Wochen waren ihm zu dieser Arbeit Frist gegeben, deshalb ging er bald nach Prag, wo er erst über die Besetzung das Nöthige erfuhr. Nur 18 Tage hatte er dann Zeit, um die Oper, zu der er schon manches skizzirt mitbrachte, zu vollenden und einzustudiren. Am 6. September, am Tage der Krönung, nach der Tafel wurde sie in glänzender Ausstattung im Nationaltheater vor einem geladenen Publikum im Beisein der Majestäten aufgeführt. Doch gefiel sie nur wenig, und Mozart fühlte sich dadurch um so mehr bedrückt, als er bereits sehr leidend nach Prag gekommen war und fortwährend Arznei brauchen mußte. Dies und die Hast, mit der er zu arbeiten gezwungen war, vor allem aber wol auch der Text, der ihm nur wenig Anregung bieten konnte, verschulden es, daß die Oper an Bedeutung hinter seinen vorhergehenden zurücksteht, in gewissem Sinne selbst hinter dem „Idomeneo".

Digitized by Google

Das Textbuch ist ganz nach Art der alten Opera seria eingerichtet, und Mozart hat sich häufig begnügen müssen, die alten Formen etwas schablonenhaft nachzubilden. Nur in einzelnen Nummern, wie in dem prächtigen Recitativ des Sextus: „O Dei! che smania è questa", oder in dem Terzett: „Quello de Tito è il volto", oder in der wundervollen Arie: „Deh per questo istante solo", und der nicht minder köstlichen: „Non più di fiori", bricht die alte Glut der Empfindung mächtig hervor. Im übrigen aber fand er hier weder den alten Glanz noch die herzgewinnende Innigkeit des Ausdrucks, wie er ihn früher und dann wieder so entzückend in der Oper traf, an welcher er nach seiner Rückkehr neben dem Requiem mit allem Eifer arbeitete, der „Zauberflöte".

Am 30. September 1791 wurde diese Oper zum ersten mal aufgeführt, hatte aber nicht den erwarteten Erfolg, „weil", wie ein Bericht aus jener Zeit sagt, „der Inhalt und die Sprache des Stücks gar zu schlecht sind". Allein da Schikaneder die Oper ununterbrochen weiter gab, lernte das Publikum die Plattheiten des Textes übersehen, und die wunderbaren Schönheiten der Musik kamen ihm so zum Bewußtsein, daß die Oper zu einem Zugstück wurde wie keine andere. Sie verbreitete sich rasch über alle Bühnen Deutschlands und wurde volksthümlich im edelsten Sinne des Wortes, trotzdem sie doch auch die höchsten Anforderungen, die man an ein Kunstwerk stellen darf, erfüllte. Vor und nach ihm haben andere Componisten volksthümliche Opern geschrieben, deren einzelne Lieder und Gesänge lange Zeit im Volke widerhallten und allerorten gesungen wurden. Aber dies erreichten sie nur dadurch, daß sie zu ihm hinabstiegen und nur jene leicht verständlichen und faßbaren Gesangsphrasen, die längst schon im Volke tausendfach moderirt erklingen, verwendeten in der allerbequemsten, einfachsten Form. Mozart's „Zauberflöte" und zum Theil auch seine andern Opern dagegen wurden populär, weil der Meister in ihnen einen bisher im Volksliede nur ganz oberflächlich ausgesprochenen Theil des Volksempfindens zum Kunstwerk verarbeitete. Die gärenden, das ganze Leben bewegenden Leidenschaften und Witz und Humor finden weder

Digitized by Google

in dem Bach-Händel'schen noch im Gluck'schen Kunstwerk eine Stelle; in den Instrumentalwerken Haydn's wurden sie erst mehr äußerlich lebendig. Für Mozart's bedeutendste Opern dagegen sind sie die wahrhaft innerlich bewegenden Mächte, und da er diese dann mit aller Glut seiner reichen Innerlichkeit wirken läßt, überall getragen und gehalten von seiner Meisterschaft der Formgestaltung, wurden diese Schöpfungen populär in der höchsten Bedeutung des Wortes. Der Meister zeigt nirgends das Bestreben, volksthümlich sein zu wollen; er folgt immer nur seinen genialen Inspirationen, denen er stets die höchste Kunstform zu geben bemüht ist. Indem er sich hierbei den allgemein gültigen Gesetzen des musikalischen Gesammtorganismus unterwirft, gewinnt er jene vollständige Durchdringung von Form und Inhalt, durch welche allein das Kunstwerk die Möglichkeit gewinnt, von einer Gesammtheit in seiner Wirkung gefaßt, in seiner Schönheit erkannt, populär in dem edelsten Sinne des Wortes zu werden. Daher will es auch weniger bedeuten, daß der größte Theil seiner Opernsätze, namentlich die der „Zauberflöte", in allen Arrangements tief ins Volk drangen. Von weit höherer Bedeutung wurde die Oper dadurch, daß sie als Ganzes, als untrennbares Kunstwerk dort festen Boden gewann, als Volksoper im höchsten Sinne der bedeutsamste Factor für die gesammte Umgestaltung der volksthümlichen Musik geworden ist.

Die „Zauberflöte" wurde zur deutschesten Oper, die bis dahin geschrieben war, nicht deshalb, weil ihr ein deutscher Text zu Grunde liegt — das ist bei der „Entführung" gleichfalls der Fall — sondern deshalb, weil sie den ganzen Apparat der italienischen Oper aufgibt und sich wie das deutsche Singspiel nur auf dem Grunde des deutschen Liedes aufbaut. Für einzelne Charaktere, wie Papageno oder Sarastro, genügt unserm Meister die Liedform in ihrer einfachsten Gestalt; bei andern wieder, wie beim Tamino und der Pamina, erweitert er das Lied scenisch, sodaß der bedeutsamere Gefühlsinhalt nicht nur vollständig erschöpft, sondern zugleich in der knappesten und nicht in der weitschweifigen Form der italienischen Arie dargelegt erscheint.

Digitized by Google

Das ist das Zeichen der höchsten Reife des Meisters, daß er hier den tiefgemüthlichsten und zum Theil hochgradig leidenschaftlichen Inhalt in überzeugendster Treue, aber in knapperer Form und mit geringern Mitteln auszusprechen im Stande ist. Der ganze Apparat ist ausnehmend zusammengerückt, und doch wirkt er nicht ärmer und dürftiger, sondern weit eher machtvoller und reicher als dort.

Bekanntlich verfolgt der Text einen symbolisirenden Zweck; er deutet auf die Tendenzen der Freimaurerei und ihre Symbolik; diese aber erfaßte Mozart als eifrigen Freimaurer mit Ernst und Eifer, und dadurch erhielt seine Musik die eigenthümliche Weihe und ihren strahlenden Glanz. Zu einem Wunderwerke der Kunstgestaltung wurde so die Ouverture. Das kurze Adagio, dessen Anfangsaccorde rhythmisch in maurerischem Sinne geordnet sind, deutet auf die feierliche Pracht der zu enthüllenden Mysterien. Das Thema des Allegro aber zeigt zugleich, daß es hier hauptsächlich auf ein märchenhaftes Spiel der Phantasie abgesehen ist; in dieser phantastischen Welt aber herrscht der strengste Ernst; dadurch war wiederum die Ausführung in der strengen Fugenform geboten. Auch die Musik zu den Mysterien und zu dem Auftreten der Eingeweihten, wie der drei Knaben und der Priester, ist in feierlichem Charakter gehalten, dem gegenüber Tamino und Pamina den süßesten und leidenschaftlichen Gefühlen, von denen sie erfüllt sind, in naivster Deutlichkeit Ausdruck geben. Wiederum ein anderes Element bringt die Mutter, die sternflammende Königin der Nacht, mit ihren drei Damen hinzu, das feindselige, rachsüchtige Princip. Der Meister hat bekanntlich in den beiden Arien der Sängerin, seiner Schwägerin Frau Hofer, Concessionen gemacht und jede mit reichen Coloraturen ausgestattet; aber auch selbst so entsprechen sie dem Charakter vollständig, um so mehr, als man es sich recht wohl denken kann, selbst im Figurenwerk Schmerz und Wuth auszutoben. Alle diese verschiedenen Elemente sind in dieser Weise vortrefflich gezeichnet, und wie sie auch neben- oder miteinander wirken, immer ist der Eindruck gewaltig und doch außerordentlich erfrischend und herzgewinnend. So wurde

Digitized by Google

die Oper für die Weiterentwickelung der ganzen Gattung von höchster Bedeutung. Sie vor allen andern verscheuchte den alten Schematismus, die Schablone der italienischen Oper von der Bühne, und Franzosen und Italiener gingen wieder bei dem deutschen Meister in die Lehre, um bei ihm den Organismus der Opernform zu studiren.

Des Meisters künstlerische Mission war damit im Grunde erfüllt; leider sollte es auch seine irdische nur zu bald sein. Mit rastlosem Eifer arbeitete er, nachdem die „Zauberflöte" in Scene gegangen war, am Requiem, und er verschlimmerte dadurch seinen leidenden Zustand, der sich seit der letzten prager Reise nicht gebessert hatte. Umsonst waren die Bemühungen seiner Frau, ihn zu erheitern; es kamen ihm die Ahnungen seines herannahenden Todes. Als die Gattin mit ihm eines Tages im Prater saß, sagte er ihr mit thränenden Augen, daß er das Requiem für sich schreibe. „Ich fühle mich zu leidend", fügte er hinzu, „mit mir dauert es nicht mehr lange; gewiß man hat mir Gift gegeben — ich kann mich von diesem Gedanken nicht losmachen." Unter der treuesten Pflege der Gattin erholte er sich zwar wieder einigermaßen, allein doch nur auf kurze Zeit, und am 28. November war sein Zustand so bedenklich, daß Dr. Closset, der ihn bis dahin behandelt hatte, den Dr. Sallaba zu einer Consultation hinzuzog, die zu keinem Resultat führte. Er selber sah sein Ende ruhig und gefaßt herannahen; aber als ob ihm das harte Geschick auch sein Scheiden noch schwerer machen wollte im Hinblick auf seine unglücklichen Hinterlassenen — sein Weib und seine beiden Kinder, wurden ihm in dieser Zeit durch einen Theil des ungarischen Adels jährlich 1000 Gulden zugesichert und von Amsterdam ein noch höherer Betrag gegen die Verpflichtung, einige Stücke für die Subscribenten zu schreiben. Am 5. December 1791, morgens 1 Uhr, verschied der unvergleichliche Meister, der seiner Nation so zahlreiche Schätze von unberechenbarem Werthe hinterließ, und den sie so arm sterben ließ, daß er wie der ärmste Proletarier beerdigt werden mußte. Schon am 6. December, nachmittags 3 Uhr,

Digitized by Google

wurde seine Leiche bei Sanct-Stephan in der Kreuzkapelle eingesegnet. Das kleine Leichengefolge, das sich eingefunden hatte, ließ sich dann noch durch das schreckliche Wetter, das in der Stunde des Begräbnisses tobte, verscheuchen, und so wurde der große Todte in eine allgemeine Armengrube, welche in der Regel 15—20 Särge aufnahm, versenkt, ohne daß auch nur einer seiner Freunde dabeistand. Als die beklagenswerthe, vom Schmerz ganz gebrochene Frau sich so weit erholt hatte, um sich ihren Pflichten wieder widmen zu können, wollte sie auch das Grab des theuern Entschlafenen besuchen, allein sie fand es nicht mehr. Ein Misverständniß scheint es verhindert zu haben, daß es durch ein Kreuz bezeichnet wurde, und erst durch neuere Forschungen hat man den Platz herausgefunden, auf welchem wahrscheinlich der große unvergleichliche Meister seine letzte Ruhestatt gefunden hatte. Auf diesem wurde erst 1859 am 5. December ein Denkstein errichtet.

Das Requiem hatte der Meister nicht ganz beenden können, obgleich er noch auf dem Krankenbette fleißig daran arbeitete. Nach den glaubwürdigen Mittheilungen Schack's ließ er sich noch am Tage vor seinem Tode die Partitur aufs Bett bringen, und im Verein mit diesem, der den Sopran sang, und mit Hofer (Tenor) und Gerl (Baß), während er den Alt übernahm, probte er mehrere Sätze des Werkes. Nach den ersten Takten des Lacrymosa schon legte er die Partitur weg und begann, im Gefühl, daß er das Werk nicht beenden würde, heftig zu weinen. Leider hatte ihn sein Gefühl auch hier richtig geleitet; der Tod verhinderte die Beendigung des Requiems, und länger und heftiger noch als jene Legende über den Besteller desselben beschäftigte der Streit über die Art der Ergänzung des Werkes nach dem Tode des Meisters die Gemüther.

In Bezug auf jenen Besteller des Requiems wurde unzweifelhaft festgestellt, daß derselbe Verwalter des Grafen Walsek zu Stuppach war, in dessen Auftrage er mit Mozart verhandelte. Der Graf war ein leidenschaftlicher Musikliebhaber und wollte gern auch als Componist glänzen, obgleich er nicht

Digitized by Google

im Stande war, ein Tonstück zu schreiben. Er erwarb deshalb von verschiedenen Componisten, natürlich immer ohne genannt zu werden, gegen gutes Honorar deren Arbeiten, um sie dann für seine eigenen gelten zu lassen. Mit dem Requiem, das er dem Andenken seiner am 14. Februar 1791 verstorbenen Gattin widmen wollte, sollte es ebenso gehalten werden. Wie bereits erwähnt, hatte er einen Theil des Honorars bereits an Mozart gezahlt, und so fürchtete Frau Constanze, daß, da das Requiem nicht beendet war, der Besteller nicht nur nicht das Resthonorar zahlen, sondern auch noch die bereits gezahlte Summe zurückfordern würde. Sie war deshalb darauf bedacht, es von fremder Hand vollenden zu lassen, und auf ihren Wunsch übernahm dies Johann Eybler. Allein er wagte nur die Instrumentation in Mozart's Handschrift bis zum Confutatis zu ergänzen und das Lacrymosa im zweiten Takte weiter zu führen; dann bat er, ihn der schwierigen Arbeit zu entheben. Nachdem auch noch andere Musiker, denen sie angeboten wurde, ablehnten, übernahm sie endlich Franz Süßmayr, der Schüler Mozart's, der ihm in Prag schon beim „Titus" zur Hand gewesen war. Mit ihm hatte Mozart auch öfters die fertigen Stücke zum Requiem durchgesungen und durchgespielt und in Bezug auf die Instrumentation durchgesprochen.

Es erscheint nunmehr festgestellt, daß das „Requiem" und Kyrie von Mozart ganz, auch mit der Instrumentation, die Sätze vom Dies irae bis zu den ersten acht Takten des Lacrymosa, sowie das Domine Jesu und Hostias in den Singstimmen und dem Baß vollendet sind, daß also Süßmayr diese letztern Sätze instrumentirte und das Sanctus, Benedictus und Agnus dei selbst componirte. Ob ihm nicht auch hierzu noch Skizzen von der Hand Mozart's vorlagen, konnte natürlich nicht mehr entschieden werden.

Mozart's genial-heiterer, den irdischen Freuden des Lebens durchaus nicht abgeneigter Sinn hatte schon im Aelternhause durch den Ernst der Arbeit, an die er früh gewöhnt worden war, eine eigenthümliche Weihe erhalten; seine auch sinnlich

Digitized by Google

leicht erregbare und selbst zu leidenschaftlichen Ausbrüchen geneigte Natur war durch echte Frömmigkeit und durchaus nicht bequeme Moral in die rechten Bahnen geleitet worden. Der den höchsten Idealen zustrebende Flug seines Geistes hatte ihn daher auch früh auf das Gebiet der Kirchenmusik geführt; anfangs freilich folgte er hier mehr jenem allgemeinen Zuge seiner Zeit und dem Bedürfniß des Cultus seiner Kirche, das mehr auf Glanz und Pracht als auf tiefe Innigkeit gerichtet ist. Dem entsprechen seine frühern Messen und andere Cultusgesänge; allein allmählich vertiefte sich auch hier sein Geist in die Mysterien des äußerlich Dargestellten, und als dann das Leben ihn immer härter bedrängte, als er in den schweren Kämpfen um die Existenz fast zu erlahmen fürchtete, da gewann auch sein religiöses Empfinden jene Tiefe und Innigkeit, die seinen Werken auf den andern Gebieten unvergängliche Bedeutung sichert. In jenen Meßsätzen, die er 1782 componirte und dann seinem Oratorium „Davidde penitente" 1785 zu Grunde legte, machte sich besonders der Einfluß des Studiums der großen Meister Bach und Händel geltend.

Als dann sein Geschick sich immer herber gestaltete, als er Täuschung auf Täuschung erleben, Kränkung auf Kränkung geduldig hinnehmen mußte, als er eine Hoffnung nach der andern unerfüllt hinabsinken sah, wandte er sich immer entschiedener nach innen, und sein Geist gewann jene Sammlung und Reife, die seinen unvergänglichen letzten Kunstwerken den höchsten Zauber verleiht. Die „Zauberflöte" nach der einen, das Requiem nach der andern Seite treiben aus einem noch jugendfrisch vorwärts strebenden Geist hervor, den ein übervolles Maß herber Erfahrungen zu himmlischer Ruhe verklärt hat. Wie zum Theil schon in der „Zauberflöte", hat er auch beim Requiem ausschließlich in der Instrumentalbegleitung an Stelle der Clarinetten die dumpfern Bassethörner gewählt, die er hier mit Fagotten und Posaunen und Trompeten und Pauken vereinigt zum Streicherchor hinzuzieht. Der Instrumentalbegleitung bei der „Zauberflöte" geben dann Flöten, Oboen und Clarinetten und auch die Hörner ein helleres Colorit. Ganz besonders gibt die

Digitized by Google

Behandlung des Dies irae Zeugniß von der milden Verklärung, zu welcher seine ganze Innerlichkeit sich hindurchgerungen. Dieser Theil des Requiems veranlaßt in der Regel die Componisten, ein mit den grellsten Farben ausgeführtes Bild von den Schrecknissen der ewigen Verdammniß zu geben, und sie scheuen oft selbst nicht die am meisten drastisch wirkenden Mittel. Dies zu erreichen ist Mozart dagegen mit einer Zurückhaltung verfahren, die man ihm selbst, und mit großem Unrecht, hat zum Vorwurf machen wollen. Nicht die Schrecknisse des Jüngsten Gerichts unternahm er zu malen, sondern die Angst des reuigen Sünders, die dieser angesichts desselben empfindet; dies ist der einzig richtige Standpunkt, und er ist zugleich in der Stimmung tief begründet, in welcher Mozart das ganze Requiem schrieb. In erschütternder, aber nicht betäubender und erdrückender Weise singt er das „Dies irae" wie das „Quantus tremor est futuris", und die Schilderung des beginnenden Gerichts, welche durch das Solo der Tenorposaune eingeleitet und dann von den einzelnen Stimmen: Baß, Tenor, Alt und Sopran, nacheinander in dieser Reihenfolge ausgeführt wird, gewinnt sogar den Ausdruck anheimelnder Ruhe und Milde. Der Meister hatte ja diesen Tag des Gerichts nicht zu fürchten. Er hatte seines Lebens Zweck und Ziel erfüllt wie nur noch wenige Auserwählte, und was er im heißen Lebens- und Arbeitsdrange etwa gefehlt, das hatte schon das Erdenleben an ihm gerächt; er brauchte seinen Gott, an dem er treu gehalten hatte, nicht als einen Gott der Rache zu fürchten.

Mit dieser Auffassung des Dies irae aber war auch die der andern Sätze gegeben. Der Introitus: Requiem aeternam dona eis domine, wurde zu einem rührenden Bittgesange für die Entschlafenen, der in der sorgfältigen Charakteristik, mit welcher die einzelnen Theile desselben: Et lux perpetua luceat eis — Te decet hymnus — Et tibi reddetur und Exaudi orationem meam, ausgeführt sind, große Lebendigkeit gewinnt.

Mit größerer Wärme und Inbrunst ist noch das Kyrie gesungen, das der Meister zu einer Doppelfuge machtvollster Wirkung gestaltet. Ergreifend wahr in diesem Sinne ist dann

Digitized by Google

auch der Schluß des Rex tremendae, dem sich dann das Recordare mit seinem Hinweis auf die Gnade des Herrn und die erlösende Erscheinung seines Sohnes wunderbar beruhigend anschließt. Im Confutatis versucht der Meister eine etwas drastischere Darstellung der Höllenqualen, allein doch auch nur mehr andeutungsweise, und in der tiefergreifenden und innerlich mächtig bewegten Weise singt er dann das Oro supplex et acclinis, das dann zu dem erschütternden Klagegesang Lacrymosa dies illa hinüberleitet.

Die abweichende Art, in welcher Mozart das Dies irae auffaßte, bezeichnet zugleich seine eigenthümliche Stellung als Instrumentalcomponist Joseph Haydn gegenüber. Dieser hatte den neuen Instrumentalstil insofern begründet, als er ihn aus der Technik der einzelnen Instrumente herausentwickelte, organisirte und die verschiedenen Instrumentalformen danach herauszubilden unternahm.

Noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war das Orchester mehr nach den Gesetzen der Vocalmusik organisirt, und auch die Instrumentalformen wurden noch meist nach vocalen Gesetzen construirt. Die vocale Mehrstimmigkeit blieb vorwiegend bei der Zusammenstellung der verschiedenen Instrumente zu gemeinsamer Wirkung im Trio, Quartett oder zum Orchester maßgebend. Die großen Meister, namentlich Johann Sebastian Bach und auch Händel, verstanden recht wohl, sich auch die Klänge einzelner Instrumente für die Darstellung ihrer Ideen dienstbar zu machen; mit dem eigenthümlichen Klangvermögen der Trompeten wie der Oboen, Sologeige, der Viola da Gamba oder des Violoncello weiß namentlich Bach einzelne Arien und Chöre prächtig zu coloriren, und Gluck geht darin schon so weit, daß er durch verschiedene Zusammenstellung der Instrumente auch eigenthümliche orchestrale Gesammteffecte erreicht; aber jedes Instrument nach seinem eigensten Vermögen im Gesammtorchester zu verwenden, das vermochte noch keiner dieser Meister. Sie verstehen wol, das Ton-, aber nicht in demselben Maße auch das Klangvermögen der einzelnen Instrumente dem ganzen

Digitized by Google

Organismus einzufügen; dieser ist demnach mehr vocal als instrumental entwickelt. Erst Haydn wurde hier bahnbrechend; er organisirte erst das Streichquartett als Mittelpunkt des gesammten Orchesters, setzte diesem dann die Hörner mit ihrem abweichenden Klangvermögen hinzu, nicht als besondere Stimmen, sondern als Hülfsmittel für die lebhaftere Darstellung. In derselben Weise fügte er dann Oboen und Flöten, Fagotte, Clarinetten, Trompeten und Pauken ein, und wenn er weiterhin jedes einzelne Instrument auch als selbständige Stimme auftreten läßt, so geschieht dies dann nicht mehr nach vocalen, sondern nach instrumentalen Gesetzen. Jedes Instrument ist seiner Technik und seinem Klangvermögen entsprechend behandelt. Das Solo-Instrument erscheint dann nicht als Singstimme, sondern es bleibt Instrumentalstimme, die ihrer eigenen Technik und Klangfarbe entsprechend geführt und bei der das Verhältniß zu den andern Stimmen und Instrumenten genau berücksichtigt ist.

So schuf Haydn den neuen Instrumentalstil, der sich selbstverständlich auch in eigenthümlichen Instrumentalformen darstellt. Es sind dies im Grunde nicht neue Formen, die er schuf: den Tanz, das Adagio und Rondo und den Sonatensatz im engern Sinne fand er bereits vor, ebenso auch die Zusammenstellung dieser Formen zur Suite, Symphonie und Sonate; aber erst indem er sie in derselben Weise aus der eigensten Technik der Instrumente heraus neu construirte, wurden auch diese Formen zu wirklichen Instrumentalformen.

Dabei gewinnt das Leben mit allen seinen reichen Beziehungen im buntesten Wechselspiel Einfluß auf die Gestaltung des Kunstwerkes; dies knüpft hier an, indem es den Zwecken desselben dienstbar wird. Haydn's erste Notturnos, Cassatios und Divertimentos, die er für die Straßenorchester schrieb, sind bereits mit jenem volksthümlichen Inhalt erfüllt, dessen genialster Bildner er werden sollte. Er eröffnete den Mächten, welche die treibenden und fördernden des Lebens sind, weiteste Einwirkung auf die Gestaltung der Instrumentalformen. Die Vocalformen unterliegen andern Bedingungen. Nur das Volkslied entspringt dem

Digitized by Google

gleichen Boden, doch wiederum nur unter jenen Einflüssen, denen auch die höchsten Vocalformen unterstellt sind. An der ganzen Entwickelung der Tonkunst bis ins 16. Jahrhundert nimmt das Leben mit seinen mannichfachen Strömungen nur sehr geringen Antheil. Der Hymnus und der Choral wie alle die andern aus ihnen hervortreibenden künstlichen Vocalformen sind Ausdrucksweisen des innern Lebens, des dem äußern möglichst weit abgewandten Geistes, der nur sich selbst empfindet, erfüllt von den heiligsten und reinsten Ideen, die zwar auch die höchsten des Lebens sind, aber nur soweit dieses losgelöst erscheint von seiner zeitlichen Existenz. Das Volkslied, das zunächst vom äußern Leben beeinflußt ist, muß auf diese höhere Stufe der Lebensanschauung versetzt werden, wenn es zum Kunstliede werden soll. Im Tanz dagegen gewinnt die Instrumentalmusik erst die Form, die direct ans Leben anknüpft, und indem Joseph Haydn sich ihm zuwandte und von ihm und dem Volksliede ausgehend das neue instrumentale Kunstwerk construirte, brachte er dies in directe Beziehung zum äußern Leben und fand die Richtung, in welcher der poetische Gehalt des Lebens Darstellung gewinnt, im instrumentalen Kunstwerk. Seit der selbständigern Ausbildung der Instrumentalmusik am Anfange des 17. Jahrhunderts hatte der Tanz sorgsame Pflege auch als Instrumentalform gewonnen, und so waren auf diesem Gebiete zwei Richtungen vertreten, die lange nebeneinander verfolgt wurden: die Vertreter der einen suchten auch der Instrumentalmusik früh mehr künstlerische Form zu geben, und sie wandten deshalb die am Vocalen entwickelte Technik auf das Instrumentale an, um neue Instrumentalformen zu gewinnen; die Vertreter der andern Richtung pflegten dagegen mit Eifer und Sorgfalt die Tanzformen, um daraus den neuen Stil zu entwickeln. Joseph Haydn erst fand diesen, indem er beide Richtungen in sich vereinigte. Im Aelternhause schöpfte er aus dem unversieglichen Quell der Volksmusik und im Kapellhause zu Wien lernte er die kunstvollere Technik des Vocalen wenigstens so weit, daß, als er nach seinem Austritt in ganz directe Beziehungen zur Volksmusik gebracht wurde, er schon fähig war, auch diese in mehr

Digitized by Google

kunstvoller Weise zu gestalten. Auf diesem Wege mußte er somit dazu gelangen, auch den neuen Instrumentalstil zu gewinnen, der aus dem Klangvermögen der einzelnen Instrumente direct hervorgeht und zugleich den poetischen Inhalt der Welt der Wirklichkeit in vollendeter Kunstform darstellt.

Diesen Bestrebungen schloß sich der jüngere Meister Mozart früh an; wie anders aber dieser seine Aufgabe erfaßte, das beweist schon die abweichende Behandlung der einzelnen Formen der Symphonie; während Haydn dem Tanz, der Menuet, die größte Sorgfalt zuwendet, sodaß er nicht selten auch seine Finales im Charakter desselben hält, läßt Mozart diesen sogar nicht selten ganz fehlen und führt mit um so größerer Sorgfalt das Adagio aus. Der Tanz mit seiner ganzen Fülle äußerer Beziehungen sagte der Individualität des ältern Meisters mehr zu, während wiederum der des jüngern die Ausdrucksform für die reiche und erregte Innerlichkeit des Adagio mehr entsprach.

In den ersten Symphonien Mozart's fehlt die Menuet ganz, und erst in die in Wien im Jahre 1767 und 1768 componirten ist auch dieser Satz aufgenommen; doch ist er in spätern wieder ganz weggeblieben oder doch nur etwas oberflächlich behandelt. Dabei faßt er ihn durchaus nicht mehr so volksthümlich derb wie meistentheils Haydn, bei welchem gerade dieser Satz und das verwandte Finale in der Regel durch die übermüthigste Laune erzeugt waren. Der jüngere Meister sucht ihn dadurch etwas zu veredeln, daß er ihm die flüchtige Rhythmik, welche Harmonie und Melodie beherrschen, mehr abstreift und die letztern beiden zu größerer Geltung bringt. Hierin namentlich zeigt sich schon die verschiedene Stellung, welche er dem Instrumentalen gegenüber einnimmt, die zum Theil natürlich durch die Umstände bedingt ist. Jene tiefe Innerlichkeit, die als der Grundzug seines Wesens bezeichnet werden konnte und aus der heraus er das dramatische Kunstwerk in höchster Vollendung emportreiben ließ, bedingt auch seine Sonderstellung innerhalb der Entwickelung des Instrumentalstils. Haydn stand noch zu sehr unter der Herrschaft seiner Instrumente, er lauscht

Digitized by Google

ihnen ihre eigensten Naturlaute ab, um sie in ihren Zungen reden zu lassen; der jüngere Meister konnte sich diese dann so dienstbar machen, daß sie, ein jedes nach seinem eigenen Vermögen, *seine* Sprache reden mußten. Daher sind auch Haydn's Motive mehr reiz- als inhaltsvoll, und erst die sinnige und geniale Verwendung, ihre meisterliche Anordnung zu großen Tonstücken verleiht ihnen das höchste künstlerische Interesse. Mozart's Motive dagegen sind in seinen bedeutendern Tonsätzen ungleich wärmer empfunden und größer, von so energischem Gefühlsausdruck, daß sie oft eine weiter ausgeführte Verarbeitung kaum zulassen oder diese doch nur einer noch energischer zusammengehaltenen Individualität wie der eines Beethoven möglich war.

Die Zahl der wirklich monumentalen Kunstwerke Mozart's auf diesem Gebiete ist daher weniger groß; aber diese sind zugleich Marksteine geworden für die allgemeine Entwickelung der Musik und ihrer Formen, indem sie neue Phasen der Gestaltung des Instrumentalstils bezeichnen.

Als einer der bedeutendsten Klavierspieler seiner Zeit hat Mozart zunächst den Klavierstil in neue Bahnen geleitet. „Er hatte kleine schöne Hände", sagt Niemetschek von ihm; „bei dem Klavierspiel wußte er sie so sanft und natürlich an der Klaviatur zu bewegen, daß sich das Auge daran nicht minder als das Ohr an den Tönen ergötzen mußte." Seit Johann Sebastian Bach erst hatte man ernstlicher an der Entwickelung eines selbständigern Klavierstils, der sich auf Technik und das besondere Klangvermögen des Instruments stützt, gearbeitet. Doch ließ die starke Abhängigkeit von dem vocalen Satze immer noch das Bestreben vorherrschend erscheinen, auch den Klaviersatz mehrstimmig zu behandeln, was weder der Technik noch dem Klangvermögen des Instruments recht entspricht. Es war daher schon als ein Fortschritt zu betrachten, als man sich hier auf die Zweistimmigkeit zurückzog. Da das Instrument vornehmlich zwei Stimmregionen darbietet, die bequem für beide Hände verwendbar sind, lag es sehr nahe, erst diese in einfachster Weise zu behandeln, und seit Philipp Emanuel Bach wurde die Zweistimmigkeit lange Zeit herrschend für den Klavierstil. Dabei

Digitized by Google

konnte sich die ganze Spielfülle des Instruments freier entwickeln; neben das dem Gesange nachgebildete Cantabile tritt das reichere Figurenwerk, und so erwächst der Klavierstil, der sich wesentlich vom Vocalstil unterscheidet. Schon Joseph Haydn hatte ihn zu größerer Meisterschaft herausgebildet; er hält bereits keine bestimmte Stimmzahl fest, begleitet seine Themen zwei-, drei- oder mehrstimmig oder in vollen Accorden, die er rhythmisch oder in harmonischer Figuration auflöst, und Mozart folgte ihm auch hierin mit der ganzen genialen Energie seines Wesens. In seinen zahlreichen Variationen, in den Sonaten für Piano oder mit Begleitung anderer Instrumente zeigt sich das gleiche Bestreben. Wie seine Thematik meist viel inniger und seelenvoller ist, so drängt es ihn auch, sie sinnlich reizvoller darzustellen, und da er mit der Natur des Klaviers mehr vertraut war als Haydn, so gelingt ihm das auch besser als diesem, und er hat deshalb nach dieser Seite unzweifelhaft größern Einfluß gewonnen als dieser ältere Meister, dessen spätere Sonaten und Kammermusikwerke sogar vielfach Spuren der Einwirkung des jüngern Meisters deutlich erkennbar tragen. Besonders hochbedeutsam wurden auch nach dieser Seite Mozart's Concerte für Klavier mit Orchester. Der wirkungsvollen Weise gegenüber, mit welcher er sein Orchester zu behandeln wußte, mußte er auch die Klavierpartie glänzender zu gestalten suchen; die Mannichfaltigkeit der Orchesterfarben erzeugte selbstverständlich bei ihm das Bestreben, auch das Klangvermögen des Klaviers in möglichster Vielseitigkeit zu verwenden, und so gelangte er zu jener Behandlung des Instruments, durch welche der ganze Stil außerordentliche Förderung und Erweiterung erfuhr. Dabei aber wußte er gerade eine ganze Reihe dieser Sätze mit dem ganzen berückenden Zauber seiner reichen Innerlichkeit auszustatten, daß sie auch nach dieser Seite bildend und zündend bis auf unsere Tage weiter gewirkt haben und großen Antheil an der modernen Musikentwickelung gewannen. Das G-dur-Concert, das C-dur- und D-moll-Concert, oder das Concert in B-dur oder Es-dur begründeten hauptsächlich in der eigenthümlichen Weise, wie sie die eigenartigen Mittel des Klaviers zur

Digitized by Google

Darstellung individuellen Seelenlebens verwendeten, nicht nur den modernen Klavierstil, sondern zugleich auch die moderne Musik überhaupt.

Das kann nicht in demselben Maße von den andern Instrumentalwerken des Meisters gelten, weil er hier namentlich an Haydn einen Vorgänger fand, dem es überdies beschieden war, nach des jüngern Meisters Tode die ganze Entwickelung weiter bestimmen zu helfen.

Mozart's Arbeiten auf dem Gebiete der Harmoniemusik, dem Divertimento für zwei Oboen, zwei Fagotte, zwei Hörner, oder für Oboen, Clarinette, englische Hörner, Waldhörner und Fagotte, sind im Grunde nur Orchesterstudien für ihn geworden, wie ja auch für Haydn und selbst noch für Beethoven.

Dagegen treten wiederum seine Quartette für Streichinstrumente hochbedeutsam unter den Instrumentalwerken hervor. Auch auf diesem Gebiete fand er in Haydn sein zur Nachahmung reizendes Vorbild; aber er erfüllte doch auch diese durch Haydn organisirte Form mit einem eigenthümlichen Gehalt, daß sich auch hier wieder der ältere Meister gern der Einwirkung des jüngern unterstellte. Jene ersten Quartette, welche Mozart in seiner frühesten Jugend schrieb, haben allerdings vorwiegend nur technisches Interesse, insofern sie bezeugen, mit welcher Leichtigkeit sich der heranreifende Knabe mit allen Formen und Stilen vertraut machte. Meisterwerke ersten Ranges sind dagegen die Joseph Haydn gewidmeten sechs Quartette in G-dur, D-moll, Es-dur, B-dur, A-dur und C-dur, die Mozart in den Jahren 1782, 1783, 1784 und 1785 schrieb. Er war selbst ein trefflicher Geiger und mit der Technik der Streichinstrumente nicht weniger vertraut wie mit der des Klaviers, und weil er zugleich alle Mittel des künstlichen Contrapunktes meisterhaft zu verwenden wußte, so gelangt er auch in seinen Quartetten zu jener instrumentalen Polyphonie, welche Hauptbedingung für den Quartettstil geworden ist. Dieser kennt keine Füllstimmen und keine nur Klang erzeugenden Instrumente; jedes derselben repräsentirt eine bestimmte Individualität, die sich in ihrer Weise an der Darstellung eines möglichst bedeutenden

Digitized by Google

Gefühlsinhalts betheiligt. In diesem Sinne werden diese Quartette Mozart's und nicht weniger die Quintette und das Klavierquartett wie das Klavierquintett (beide in G-moll) zu höchsten Mustern ihrer Gattung. Alle Stimmungen von der tiefsten Melancholie bis zur ausgelassensten Freude, von dem mächtig nach außen drängenden Thatendrange bis zur theilnahmlosesten Resignation, vom hellsten Jubel unendlichen Glücks bis zur Verzweiflung des tiefsten Schmerzes haben hier in mustergültigen Formen von monumentaler Bedeutung Gestalt genommen. Das gilt nicht weniger von dem Quartett, das er im August 1786 componirte, und von den drei Quartetten, die er für den König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., componirte und diesem dedicirte: in D-dur (1789), in B-dur und in F-dur (1790).

Der Lebens- und Bildungsgang des Meisters führte ihn früh dazu, das Orchester bei seinen Symphonien über das beschränkte, welches Joseph Haydn zur Verfügung stand, zu erweitern. Schon das wiener Orchester zeichnete sich durch eine Reihe bedeutender Künstler und durch eine stärkere Besetzung aus; noch bedeutender aber waren die Orchester in München, Manheim und Paris, und es war für Mozart von unschätzbarem Vortheil, daß er früh mit ihrer Organisation und Leistungsfähigkeit vertraut wurde und seine Compositionen von diesen Orchestern ausgeführt hören konnte. Er lernte deshalb früher über einen größern Reichthum von orchestralen Mitteln verfügen als Haydn. Diesem bleibt das Verdienst, das gerade durch seine Stellung in Esterházy bedingt erscheint, das Orchester und seine Formen so organisirt zu haben, daß der neue Stil entwickelt werden konnte, und Mozart konnte bereits die Resultate dieser Thätigkeit Haydn's sich aneignen, um darauf weiter zu bauen. Schon die ersten Symphonien, die er in Wien schrieb (1782, 1783, 1786), zeigen ein glänzenderes Orchestercolorit als die von Haydn, wie sehr sie auch sonst noch unter dem Einflusse dieses Meisters stehen.

Zu glanzvollster Erscheinung kam endlich seine Individualität in den drei Symphonien, die er innerhalb anderthalb Monaten im

Digitized by Google

Sommer 1788 schrieb: die in Es-dur (am 26. Juni), in G-moll (am 25. Juli) und in C-dur (am 10. August).

Schon die verschiedene Zusammensetzung des Orchesters für jede dieser Symphonien zeigt, wie selbstbewußt der Meister verfuhr, mit welcher Klarheit er seine Darstellungsobjecte anschaute und mit welcher feinsinnigen Erkenntniß er das Material ihrer Darstellung handhabte. In der Es-dur-Symphonie verwendet er neben dem Chor der Streichinstrumente Flöten, Clarinetten, Fagotte, Hörner, Trompeten und Pauken, in der G-moll-Symphonie Flöten, Oboen, Fagotte und Hörner ohne Trompeten und Pauken; erst in der C-dur-Symphonie zieht er sie zu den vorerwähnten Instrumenten hinzu; jede der drei Symphonien ist demnach anders instrumentirt, wie es der abweichende Charakter derselben erfordert. Für die in strahlender Seligkeit sich wiegende Stimmung der Es-dur-Symphonie wäre die Wirkung der Oboen viel zu scharf und spitz gewesen; ihr entsprach der weiche Klang der Clarinetten, gemischt mit Fagotten und Hörnern, viel besser, und die Trompeten durften neben den Flöten nicht fehlen, um dem Colorit festlichen Glanz und Eindringlichkeit zu verleihen. Die G-moll-Symphonie ist viel leidenschaftlicher gehalten; ihr geben Schmerz und Klagen in oft mächtig gesteigertem Ausdruck die Signatur, und dem entspricht der Klang der Oboen viel besser als der der Clarinetten und der Trompeten, und Mozart wählte deshalb jene und ließ diese ganz weg. Die C-dur-Symphonie endlich ist nicht weniger leidenschaftlich bewegt als die G-moll-Symphonie, und jene glückselige Stimmung der Es-dur-Symphonie ist zu festlicher Würde und Majestät gesteigert; die Verbindung der obenerwähnten Instrumente erscheint daher wiederum mit genialer Feinfühligkeit ausgeführt. Mit größter Treue wird dieser Charakter jeder Symphonie auch im übrigen bis ins Kleinste festgehalten. Nach einem langsamen Einleitungssatze, der so recht aus dem Vollgefühle gesättigten glücklichsten Behagens hervorquillt, erhebt sich das Allegro zum freudig aufjauchzenden Ausdruck desselben. Im Andante (As-dur) erscheint es in stillseliger Verklärung. Die Menuet gewinnt darauf den Charakter volksthümlich frischen

Digitized by Google

Humors, wie wir ihn bei Haydn in seinen besten derartigen Sätzen finden, und im Finale steigert er sich bis zu ausgelassenster Freude, und Schelmerei und Neckerei treiben darin ihr lustigstes Spiel! Ganz in derselben Weise einheitlich ist die G-moll-Symphonie gehalten. Der erste Satz ist der leidenschaftliche Ausdruck wilder Schmerzen, welche die Brust durchwühlen; vergebens hebt das Adagio dann alle trostbringenden Elemente hervor, und in der Menuet macht sich der Versuch geltend, aus dieser Stimmung sich zu erheben, aber es ist alles vergeblich. Sie gewinnt im letzten Satz erst recht leidenschaftlichen Ausdruck. Der angegebene Inhalt machte die C-dur-Symphonie endlich zur weitaus bedeutendsten des Meisters. Gleich der erste Satz entwickelt sich mit einer Großartigkeit zu festlichem Pomp wie vorher nie bei Haydn und wie später erst bei Beethoven. Dem entspricht weiterhin das Andante, das gleichfalls zu den tiefsten gehört, die nicht nur von dem Meister, sondern die überhaupt geschrieben wurden. Dieser Größe der Stimmung darf es natürlich nicht an einer gewissen männlichen Herbheit fehlen, welche den Wohllaut des Ganzen nur um so anziehender wirken läßt. In der Menuet erscheint dann der Tanz in höchster Grazie und Anmuth und ist auf die oberste Stufe künstlerischer Gestaltung erhoben. Das Finale zu diesen drei Sätzen konnte kein anderes werden als jenes aus drei Hauptthemen mit großer contrapunktischer Meisterschaft zu großartiger Machtentfaltung gewobene, das in dieser Weise unübertroffen dasteht.

So hatte der Meister, obgleich sehr jung nach Jahren, seine kunstgeschichtliche Mission glänzend erfüllt.

Seine reiche, überquellende Innerlichkeit trieb ihn auch, auf dem Gebiete des Liedes Erfolge zu suchen; allein er sollte nicht die rechte Form der neuen, durch Goethe auferweckten Lyrik finden. Er componirte des Dichters „Veilchen"; allein er vermochte den Inhalt desselben nur so zu erschöpfen, daß er den gefestigten Bau des Gedichtes zertrümmerte, das Lied zur Scene erweiterte. Erst Jahre nach seinem Tode sollte der Meister geboren werden, der die rechte Form in der knappen Fassung

Digitized by Google

des Liedes für den musikalischen Ausdruck finden sollte: Franz Schubert. Mozart's Mission war es, die großen Formen mit dem ewig menschlichen Inhalt zu erfüllen, der in ihm lebendig geworden war.

Der Neugestaltungsproceß, der sich in Haydn auf dem Gebiete der Instrumentalmusik vollzog, kam durch Mozart auf dem Gebiete des Musikdramas zum Abschluß. Wie jener das Leben mit seinen treibenden Mächten auf die Neubildung der Instrumentalmusik einwirken ließ, so verwandte sie Mozart zur Umbildung der Oper, und diese gelangte dadurch auf die höhere Stufe größerer Wahrheit des dramatischen Ausdrucks. Während nach Gluck Personen und Charaktere nur allgemeine Typen und Gebilde einer künstlich dem realen Leben nachconstruirten Welt sind, führt uns Mozart ein in die Welt der Wirklichkeit und zeigt sie uns in künstlerischer Verklärung. Seine Personen und Charaktere haben Fleisch und Blut und sind von dem fort und fort um- und neugestaltenden Leben erzeugt. In einzelnen Fällen nur verleiten ihn Rücksichten auf Sänger und Sängerinnen, den alten Opernmechanismus in seinen Arien beizubehalten; die überwiegend große Zahl derselben ist dagegen durchaus fein psychologisch charakterisirend gehalten. So vermochte er alle die Personen des verschiedensten Charakters: Don Juan wie Leporello, Osmin und Figaro, Belmonte und Masetto, Elvire und Constanze, Donna Anna, Zerline und Rosine, gleich wahr und lebendig hinzustellen. Mit dieser scharfen Charakteristik aber wird er zugleich folgerichtig auf jene Stützpunkte der dramatischen Handlung hingeführt, welche selbst bei Gluck nur andeutungsweise vorhanden sind und die in der italienischen Oper ganz fehlen: die Ensemble und Finales. Mit dieser Thätigkeit aber wurde er der eigentliche Schöpfer der deutschen komischen Oper, die er in vollendeter Gestalt hinstellte.

Weiterhin erhob er die Instrumentalmusik auf die höhere Stufe der Kunstgestaltung, indem er sie zum Träger reinster Idee, zum Verkündiger seiner reichen, mit den herrlichsten Idealen erfüllten Innerlichkeit machte. Haydn läßt sich in seinen frühern

Digitized by Google

Werken noch meist von der Lust am bloßen Formen und Gestalten und der Wirkung der verschiedenen Klänge leiten; daß auch er dann in seinen spätern Symphonien diese zum Träger seiner Innerlichkeit und bestimmter Ideen macht: das ist namentlich den Einflüssen Mozart's zuzuschreiben, der seine Aufgaben viel mehr mit dem Herzen als mit der Phantasie erfaßte und dem entsprechend löste. Während bei jenem die Thematik vielfach unbedeutend und nicht selten inhaltslos ist und erst in der Verarbeitung Inhalt gewinnt, ist die Thematik Mozart's schon an sich ausdrucksvoll und die weitere Verwendung hauptsächlich darauf gerichtet, diesen Inhalt vollständig zur Anschauung zu bringen. Dabei aber bereitete er jenem dritten Meister, Ludwig van Beethoven, die Wege, der diese Formen nur großartiger zusammenfügte, weil er in ihnen einen noch gewaltigern Inhalt zu verkünden hatte. Was Mozart in seinem weichen, fremden Eindrücken leicht offenen Gemüth auflöste, um es dann in berückend süßen und leicht faßlichen Tonformen, in strömendem Gesange zu entäußern, das erweitert Beethoven zu gigantischen Bildern, um diese dann in den entsprechend erweiterten und mit energischer Gewalt wirkenden Formen darzustellen.

So erscheint die Reihe wirklich monumentaler Werke, welche Geltung haben werden für alle Zeiten, immerhin groß und bedeutend genug, um Mozart den ersten Meistern der Kunst aller Zeiten einzureihen. Bedeutender fast aber noch ist er durch den Einfluß geworden, den er auf die Weiterentwickelung der Tonkunst gewann, indem er den Stil der dramatischen Musik ganz bestimmt organisirte und die Organisation des Instrumentalstils mit vollenden half.

Nicht minder groß ist aber auch die culturhistorische Bedeutung, die der Meister mit diesen Werken errang. Wie Joseph Haydn machte auch er das Volksleben zum Gegenstande seiner künstlerischen Darstellung, weshalb sein Kunstwerk auch dort leichtern Eingang fand als das der großen Vorgänger. Diese von den großen Trägern der altkatholischen bis zu denen der protestantischen Kirchenmusik schufen unter dem Eindruck der großen und heiligen Ideen, die zunächst immer nur gottbegnadeten

Digitized by Google

Geistern zugänglich sind und erst allmählich den größern Massen vermittelt werden. An dem Gregorianischen Hymnus wie an seiner künstlichen Ausgestaltung durch niederländische, italienische und deutsche Meister hat das Leben mit seinen eigensten Interessen nur geringen Antheil; wol gewinnen auch im altkatholischen Kirchengesange volksthümliche Elemente Eingang, und diese erzeugen, auf den Boden der protestantischen Lebensanschauung verpflanzt, die volksthümliche Form des Gemeindegesanges, des Chorals; allein dabei müssen sie zuerst ihre intimern ursprünglichen Beziehungen zum Leben aufgeben; das religiöse Leben benutzt sie nur als populäre Form, der es den neuen eigenthümlichen Inhalt aufnöthigt. Daneben begegnen wir auch Versuchen, das äußere Leben als solches zum Gegenstande der Darstellung zu machen; doch kamen sie nur in sehr beschränkter Weise zu bedeutendern Erfolgen. Man ahmte zunächst vocal die Klänge in der Natur, das Säuseln des Windes, das Rauschen des Wassers, das Rollen des Donners u. dgl. nach und erkannte allmählich, daß dies mit Instrumenten leichter und natürlicher herzustellen ist als mit den Menschenstimmen, und so traten die Instrumente immer mehr in den Vordergrund. Der Tanz, als die reinste Ausdrucksform des äußern Lebens, wird selbst hochbedeutsam für die Weiterentwickelung der Instrumentalmusik. Er wird zur Kunstform erhoben durch die mehr künstlerische Verarbeitung des ursprünglichen, durch die äußere Bewegung bedingten rhythmischen Motivs. Die Tanzform gewinnt dadurch einen wirklichen Gehalt, und selbstverständlich höhere künstlerische Bedeutung; auch die die Tanzbewegung erzeugende Stimmung erhält jetzt Ausdruck in der durch die Instrumente ausgeführten Tanzform, wodurch diese erst in die Reihe der Kunstformen eintritt. Diesem Ursprunge verdanken selbstverständlich die Tanzformen ihre größere Popularität den künstlichern Formen gegenüber, welche durch die Phantasie und das reine Gemüthsleben erzeugt werden. Das aber war die eigenste Mission Haydn's: den poetischen Gehalt des äußern Lebens, der auch die Tanzformen entstehen läßt, in seinem Kunstwerk allseitig zu gestalten, und durch die geniale

Digitized by Google

Art, mit welcher er diese Aufgabe löste, wirkte er durchgreifender und unmittelbarer ein auf die Entwickelung dieses poetischen Inhalts der gemeinen Wirklichkeit als jene Meister, die mit ihrem Kunstwerk nur den höchsten Ideen dienen. Früh wurde ihm das Bedürfniß des Volks nach dieser Richtung erschlossen, dem er von nun an zu dienen nicht müde wurde; aber früh auch leitete ihn sein Genius dahin, dies in echt künstlerischer Weise und in den höchsten Formen der Gattung zu thun, und hierin namentlich schied er sich früh von jenen zahlreichen Mitarbeitern auf diesem Gebiete, die kein anderes Ziel kennen, als nur dem niedern Geschmack des Publikums zu dienen; die sich damit begnügen, nur das, was bereits im Volke klingt und singt, zu fixiren in der einfachsten, leichtfaßlichsten Form, welche dem beschränktern Auffassungsvermögen der Menge entspricht. Sie dienten damit selbstverständlich nur den niedern Trieben des Volks, das höchstens angenehm unterhalten und angeregt sein will. Haydn nahm früh einen andern Standpunkt ein; indem er von vornherein bemüht ist, diesen volksthümlichen Inhalt in edlerer Gestalt zu geben, wird dieser selbst dadurch geläutert und das Volk erhält ihn in höherer und befruchtender Form zurück. Zwar erscheint diesem die neue Form auch noch vielfach befremdlich, aber da es den Inhalt als den seinigen erkennt, so läßt es sich durch diesen anreizen, sich auch eingehender mit der neuen Form, in der er ihm jetzt geboten wird, zu befassen und zu befreunden, sodaß es mit dem Inhalt auch die edlere Erscheinung desselben überkommt und damit allmählich einen höhern Grad der Cultur erreicht. Das aber ist auch der Standpunkt, den Mozart mit seinen Instrumentalwerken einnimmt. Wenn er auch noch viel mehr als Haydn diese mit seiner reichern Innerlichkeit durchdringt, so treiben sie doch auch aus demselben volksthümlichen Boden heraus und bringen einen Inhalt, der dem Leben des Volks entnommen ist und der dort deshalb den wahrsten und reinsten Widerhall findet. Noch entscheidender nach dieser Seite wirkte er dann dadurch, daß er diesen volksthümlichen Inhalt auch der Oper vermittelte. Schon in „Bastian und Bastienne“ machte sich ein solcher geltend;

Digitized by Google

daß er in „Idomeneo“ und „Titus“ fehlt, hat beide Opern nicht zu der Bedeutung gelangen lassen, welche die andern haben. In der „Entführung“, im „Don Juan“, „Figaro's Hochzeit“, „Così fan tutte“ und der „Zauberflöte“ gewinnt das Leben mit seinem mannichfaltigen poetischen Inhalt entscheidenden Einfluß; das volksthümliche Element bildet ihre Grundlage, und das ist es namentlich, was ihnen diese unvergängliche culturhistorische Bedeutung gibt. Erst damit hatte auch die Oper ihren entsprechenden Platz gewonnen unter den herrlichen und erfolgreichsten Mitteln für die Bildung des Volks.

Das aber ist es auch, was Mozart's Werken zugleich die hohe Bedeutung für die Weiterentwickelung der Musik nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in Italien und Frankreich gab. In Deutschland ist der directe Einfluß derselben an einer ganzen Reihe von Meistern, die sich ihm einfach nachahmend anschlossen, nachzuweisen. Und wie viel die sogenannte Romantische Schule gerade ihm verdankt, konnte schon angedeutet werden.

Aber auch in der französischen und italienischen Musik sind seine Spuren noch heute vielfach erkennbar, und die größten Träger derselben bezeichneten sich gern als seine Schüler. Cherubini und Spontini, Paër und Rossini haben den besten Theil ihrer Erfolge diesem Einfluß zu danken; nicht nur formell, sondern ihrem Inhalt nach wurzelt ihre dramatische Musik, soweit sie als solche bezeichnet werden kann, in Mozart. Alles, was an wahrem und echtem Inhalt durch sie zur Erscheinung kommt, ist durch diesen echt deutschen Meister mindestens in ihnen geweckt worden, wenn es ihm nicht geradezu entlehnt ist.

Seine Familie mußte der unsterbliche Meister in den traurigsten Umständen zurücklassen. Die Frau war mit ihren zwei unmündigen Kindern auf die Unterstützung der Freunde angewiesen. Sie wandte sich zuerst an die Großmuth des Kaisers, und erfuhr dabei, daß diesem die Feinde des Meisters von einer Schuldenlast von 30000 Gulden, die er hinterlassen haben sollte, Mittheilung gemacht hatten. In einer Audienz, die ihr der Kaiser bewilligte, konnte die schwergebeugte und gekränkte Frau

Digitized by Google

das Verleumderische eines solchen Gerüchts nachweisen, und so bewilligte ihr Leopold II. zwar nicht die erbetene Pension, aber er betheiligte sich doch so an dem von ihr veranstalteten Concert, daß die Schulden getilgt werden konnten.

Auch an andern Orten, wohin sie Kunstreisen unternahm, wie in Prag und München, fand sie Freunde, die ihr die nöthige Unterstützung angedeihen ließen; 1796 kam sie auch nach Berlin, und der König Friedrich Wilhelm II. bewilligte ihr das Opernhaus und die königliche Kapelle zu einem Benefizconcert (28. Februar), in dem sie als Sängerin auftrat.

Doch weder hierdurch noch durch den Ertrag der hinterlassenen Manuscripte Mozart's konnte ihre Existenz gesichert werden. Erst nachdem sie sich 1809 mit Georg Nikolaus von Nissen, der sie 1797, als er in Wien die Geschäfte der dänischen Gesandtschaft vertrat, kennen lernte und ihr bei Ordnung ihrer Verhältnisse beistand, verheirathet hatte, konnte sie sich einer gesicherten Existenz erfreuen. Seit 1820 lebte sie dann mit ihm in Salzburg, wo auch die Schwester Mozart's lebte, nachdem sie Witwe geworden war. Nach dem Tode Nissen's (1826) lebte Constanze mit ihrer mittlerweile gleichfalls verwitweten Schwester Sophie Haibl und starb dort am 6. März 1842, wenige Stunden nachdem das Modell für die Mozart-Statue dort eingetroffen war.

Von den Kindern Mozart's hatten ihn nur zwei überlebt: der ältere, Karl, geboren 1784, hatte sich dem Kaufmannsstande gewidmet und wurde dann, nachdem er auch eine Zeit lang ausschließlich Musik getrieben hatte, Beamter. Als solchen traf ihn 1831 Felix Mendelssohn in Mailand. Dort starb er 1859.

Der jüngere Sohn, Wolfgang Amadeus, geboren am 26. Juli 1791, war unter Streicher, Albrechtsberger und Neukomm zum Klavierspieler ausgebildet worden und trat als solcher schon in seinem 14. Lebensjahre mit Beifall in die Oeffentlichkeit; 1813 ging er nach Lemberg als Musiklehrer und gründete dort 1826 den Cäcilienverein. Von seinen Werken sind gegen 30 in die Oeffentlichkeit gelangt; allein sie vermochten kein größeres Publikum zu gewinnen. Diesem waren noch die große

Digitized by Google

Reihe der monumentalen Werke des Vaters zu vermitteln; für den Sohn war daher wenig Raum. Letzterer starb am 31. Juli 1844 in Karlsbad.

Auch von den ungleich kunstgeübtern Söhnen Johann Sebastian Bach's hat nur einer, und auch nur in bescheidener Weise, an der Weiterentwickelung der Tonkunst entscheidenden Antheil genommen: Philipp Emanuel Bach, indem er durch seine Sonaten Joseph Haydn Anregung und Anleitung gab für die freiere Ausbildung des Klavierstils und der Formen des Instrumentalstils.

Das Werk Mozart's fortzuführen waren seine Söhne nicht im Stande; der Meister, welcher diesen Gestaltungsproceß instrumental zu Ende führen sollte, war bereits beim Tode Mozart's in erfolgreicher Weise thätig: Ludwig van Beethoven, und jener andere, welcher dem neuen, durch Mozart hauptsächlich angeregten lyrischen Ausdruck rechte Form geben sollte, wurde wenige Jahre nach Mozart's Tode geboren: Franz Schubert.

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google